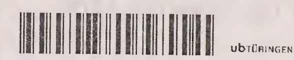
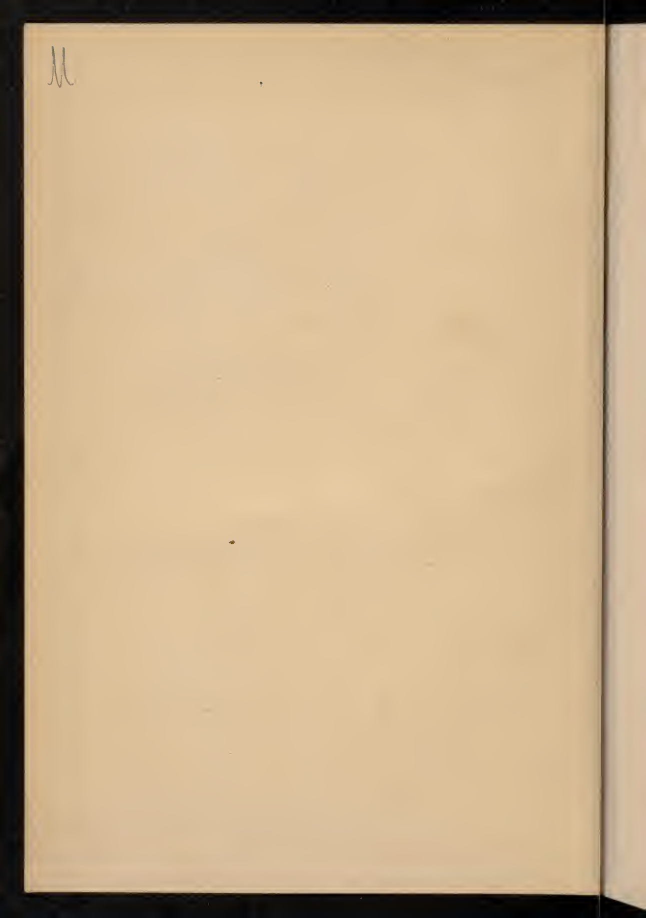
Samuel Hebich.


M


ubTÜRINGEN


LS





Joh. 17, 3. Samuel Hebich.

Lith. Anst. [illegible]

Samuel Hebich.

Ein Beitrag zur Geschichte der indischen Mission.

Von

zwei Mitarbeitern des Verewigten.

Preis fr. 1. 25 cts. = 36 kr.

Basel,

Verlag des Missions-Comptoirs.

1872.

1. Jugend und Bekehrung.

Friedrich Karl Hebich, geboren zu Ulm 6. Merz 1748, erst Helfer in Langenau, dann von 1799—1827 Pfarrer in Nellingen, einem Albdörflein des alten Ulmer Gebiets, war ein origineller Mann. Es freute ihn hoch, daß seine energische Gattin ihn mit lauter Söhnen beschenkte, ihrer sieben, deren jeder — wie er rühmen konnte — einen Kopf größer wurde als der Vater. Nicht hochgewachsen, war er aber stark und gewandt wie einer, was manchmal französische Offiziere erfuhren, die bei ihm im Quartier lagen; denn der geistliche Herr hatte von Erlangen her eine besondere Lust am Fechten behalten und machte mit den fremden Gästen gern einen Gang und das Studierzimmer ertönte oft lange vom Rapierklang, bis der Franzos in die Ecke getrieben war. Die Bauern hatten ihre Freude an dem mannhaften Hirten, der in den bösen Kriegszeiten sich vor keinem Menschen fürchtete und sich für seine Schäflein tapfer wehrte.

Von dem geistlichen Hirtenamt ist wenig zu rühmen. Der Mann hatte ein tiefes Gefühl für Freiheit, Tugend und alles menschlich Große; seine Klassiker liebte er ausnehmend; mit dem Horaz auf dem Bette soll er 80jährig (am Christtag 1827) entschlafen sein. Seinen vierten Sohn, Samuel, der ihm 29. April 1803 geboren wurde, erzog er in eigenthümlicher Weise. Die älteren Söhne wuchsen zu Geschäftsleuten und Offizieren heran. Aus diesem Jungen, der durch

seine Friedensliebe so sehr gegen etliche der Brüder abstach, hätte er gern einen Prediger gemacht; aber es fehlte an Geld, um ihn in eine Stadtschule zu schicken. So behielt er ihn bei sich und ertheilte ihm selbst den nöthigsten Unterricht in Latein und Französisch, sowie in der Religion ꝛc. Das Meiste bestand in Memorirübungen, ohne eingehende Erklärung, außer wo sie erbeten wurde; zu einem zusammenhängenden, das Denkvermögen entwickelnden und kräftigenden Unterricht kam es nicht. Kraftworte aus den Klassikern und schnurrige Brocken fanden jedenfalls bei dem Knaben eine bessere Aufnahme, als die ernsteren Lektionen des Vaters. In der Bibel zog dieser die Psalmen und Propheten vor; im Neuen Testament hat der Sohn nie mit ihm gelesen.

Uebrigens nahm der Vater, so oft der Name Jesu genannt wurde, gar ehrerbietig sein Käpplein vom Kopfe. Dieß machte einen tieferen Eindruck auf Samuel als eine Unterredung zwischen dem Vater und einem älteren Sohne, von der er eines Abends Bruchstücke hörte, darauf hinauslaufend: der Bibel sei natürlich nicht durchweg zu glauben, aber um des Volkes willen halte man sich an die alte Lehre. Der Knabe war zuerst sehr betroffen darüber, meinte aber nachher, vielleicht habe ers nicht recht verstanden.

Von seinen Jugendjahren schrieb Samuel später einmal: „Da mein braver Vater schon alt war, fühlte er sich matt und war nicht sehr geneigt, den Unterricht weit auszudehnen, daher auch meine (in Nellingen) eingesammelten Kenntnisse höchst mangelhaft waren. Ich war von Jugend auf still und sanft, und genoß die Liebe aller Menschen. Meine junge Seele ahnte oft in himmlischer Wonne ein höheres Leben und ließ mich im heiteren blauen Himmel eine Herrlichkeit sehen, die große Gefühle in mir erregte; aber den Trost der Seele kannte ich nicht. Ich trug in mir ein Leben und Streben,

das sich in stille Sehnsucht verlor, — besonders lange wünschte ich mir in unser vereinsamtes Haus ein Schwesterchen, — bis das Böse in mir die Oberhand erhielt und die Lust der Welt meine Unschuld befleckte.

„Ich befand mich nun im dreizehnten Jahre, als mein Bruder Max, vierzehn Jahre älter als ich und in Lübeck als Konditor etablirt, seine erste Gattin durch den Tod verlor. Er begehrte mich zu sich, im Falle ich und die lieben Eltern einwilligen wollten, um, wie er sich ausdrückte, eine treue Seele bei sich zu haben, weil ihm seine Dienstboten viel veruntreuten. Dieses Anerbieten wurde freudig angenommen, doch sollte ich zuvor konfirmirt werden. Diese Zeit wurde von mir mit Sehnsucht erwartet, um so mehr, weil ich in dem eitlen Wahne stund, daß, wenn ich einmal mein Nellingen verlassen hätte, das trockene Lernen ein Ende haben werde. Am 4. Mai 1817 wurde ich endlich mit dreizehn anderen konfirmirt. Meine Vorbereitung auf diese große Handlung war gering; es regte sich auch gerade zu der Zeit wenig höheres Bedürfniß, weil ich immer nur an die große Reise und das Glück meiner Zukunft dachte.“ Nach der Konfirmation sagte der Vater: „so, jetzt bist du ein Mann“ und schenkte dem Sohne eine Tabakspfeife.

„Am 8. Juni trat ich meine Reise über Geißlingen und Stuttgart mit der Diligence an und erreichte das mir so theure Lübeck am 28. Ich fand bei meinem Bruder, der sich wieder verheirathet hatte, und bei seiner Gattin die liebevollste Aufnahme; beide sorgten elterlich für mich. Vorläufig trat ich in sein Geschäft, dessen ich mich mit allem Fleiß annahm; die Abendstunden behielt ich aber frei, um meinem Mangel an Schulkenntnissen abzuhelfen. Zu dem Ende ließ mir der Bruder Privatunterricht ertheilen, den ich eifrig benützte, da ich jetzt merkte, wie viel mir fehlte. Drei Jahre

lang wurde das fortgesetzt, bis ich mir die Vorkenntnisse erworben hatte, welche von Handlungslehrlingen gefordert werden. Daß ich Kaufmann werden sollte, war die Absicht des Bruders, der auch meine Neigung entsprach. Es gelang ihm, mich bei einem kenntnißreichen Kaufmann, Schmidt u. Co., unterzubringen, woselbst ich als Lehrling auf vier Jahre, an Ostern 1820 eintrat.

„Während dieser Zeit gieng viel in meinem Innern vor; denn ich suchte, suchte mit Thränen, aber meine Seele fand nicht, was sie suchte. Die strenge Arbeit bei meinem Bruder, bei welcher selbst der Sonntag, wenigstens der Vormittag, nicht verschont blieb, sammt den Privatstudien, ließ mir durchaus keine Zeit übrig, mich zu divertiren. Besonders aber ermangelte ich eines Freundes, dem ich meine tiefen Gefühle hätte mittheilen mögen. Dieses Bedürfniß wurde in mir immer reger. Mein Bruder liebte mich zwar herzlich, aber bei dem Unterschiede des Alters konnte mein junges gefühlreiches Herz mit dem reiferen Manne und seinen Bedürfnissen nicht sympathisiren. Ich suchte also einen Freund, der ganz mit mir fühle; aber vergebens.

„Vieles traf zusammen, mein Inneres immer tiefer in Schwermuth zu treiben, und wenn einmal eine Stunde ohne Beschäftigung kam, waren bittere Thränen meine Speise. Wo ist der, der meine Seele liebt? hätte ich wohl ausrufen mögen, obwohl meine Seele ihn noch nicht kannte. Die Wächter aber hatten Ihn nicht gesehen und konnten mir auch Seine Kennzeichen nicht angeben (Cant. 3)." In dieser Zeit, da der Bruder fürchtete, das Studieren seis, was den Jüngling so sehr angreife, legte er es darauf an, diesen mehr in die Gesellschaft einzuführen. Einmal nahm er ihn auch mit auf die Jagd, ob diese nicht Zerstreuung schaffen würde. Samuel legte, wie geheißen, auf einen Vogel an und drückte

los; der Vogel fiel todt vom Zweig. Darüber hätte er dann bitterlich weinen mögen, denn hatte er nicht ein Leben zerstört, das glücklicher war als das seine? In jenen Tagen hätte er, wie Bunyan von sich erzählt, oft gern mit dem und jenem Thier getauscht.

„Es war eine harte Zeit; ich hatte durch Sünde den ewigen Tod verwirkt. Das Gewissen verdammte und ließ mir keine Ruhe mehr, denn auch das Gesetz Gottes bestätigte diese Verdammung. Nun fieng die Seele an zu zagen und zu trauern, denn es war in ihr keine Hoffnung mehr auf einen gewissen Trost. Mein Herz erkannte die Heiligkeit und Gerechtigkeit des großen Gottes und Schöpfers, und das durch Sünde von Ihm getrennte Auge wagte nicht mehr zu dem Heiligen sich zu erheben. Es wurde eine schreckliche Finsterniß in mir: Sonne, Mond und Sterne verbargen ihren Schein und das Innerste meiner Seele rief mit Zittern und Bangen: 'Ihr Berge fallet über mich! Erde, öffne dich und verschlinge mich! Denn die Missethat meiner Sünde ist offenbar geworden vor dem heiligen Gotte, und wer verbirgt mich vor seinem schrecklichen Angesichte und seinem alldurchdringenden Auge!'

„Diese Zeit der völligen Zernichtung und Verzweiflung dauerte ungefähr acht Tage; hätte mein Schöpfer und Heiland mich nicht mit seiner allmächtigen Hand erhalten, ich hätte das Leben nicht länger ertragen. Der Teufel setzte mir zu: 'Tödte dich, so ist Alles aus!' · Aber was soll dann aus der Seele werden? hieß es im Innersten; wo soll ich hingehen vor deinem Geist, wohin fliehen vor deinem Angesicht? rc. Da konnte der grundlos gütige und über alles Denken barmherzige Vater, der alle Menschenkinder in seinem Herzen trägt, mich nicht länger in meiner Noth sehen, sondern machte sich auf und schämte sich nicht, sich zu einem

großen Sünder zu bekennen. Also ließ Er auch in mir das Licht leuchten, und da die Finsterniß so sehr groß war, so hat seine erbarmende Liebe Rath gefunden, meinem trostlosen Herzen in der höchsten Noth ohne menschliche Hilfe aufs Kräftigste beizuspringen, damit ich das Leben wieder ertragen möchte.

„Da ich mich eben in der größten Bedrängniß befand und durchaus keine menschliche Hilfe hatte, begab es sich, daß ich an einem allgemeinen Volksfeste im Juni 1821 Abends auf Veranlassung meines Bruders spazieren gieng. Mit beklommenem, aber schon, indem ich aus dem Hause trat, durch einen Strom von Thränen erleichtertem Herzen, drang ich, ganz in mich selbst eingekehrt, durch die Menge des Volks, und kam, ohne es zu wissen, auf ein mit Kohl bepflanztes, freies und stilles Land. Da war es, wo ich zum erstenmal wieder meinen sündigen Blick zu dem Reinen und Heiligen emporzuschlagen wagte. Auf meine Kniee niedersinkend, betete ich im Staube den an, der mich mit seinem heiligen Geiste überschattete. Die Last meiner Sünden ward mir abgenommen und ich durfte mit den Augen meines inwendigen Menschen meinen Heiland sehen. Einen irdischen Freund hatte ich gesucht; nun aber fand ich den ewigen Freund, den ich nicht suchte, der auch mein Gott ist.*)

„Von diesem Augenblicke an war ich getröstet, die Last mit einem Male abgenommen. Doch wurde mein Inneres nachher mit einem Schwarm von Zweifeln und Einwürfen bestürmt, weil eben mein Verstand noch nicht gründlich über-

*) Erst in Indien hat Hebich gefunden, daß der 13. Juni sein geistlicher Geburtstag sei; „es war ein Mittwoch, gerade der Haupttag des Schützenfestes.“ Er hat ihn im Jahr 1847, da derselbe auf einen Sonntag fiel, zum erstenmal gefeiert, indem er seinen beiden Gemeinden, der indischen und der englischen, Mittheilung davon machte.

zeugt war. Gott hatte sich vorbehalten, mich erst seiner Zeit von dem Reichthum Seiner Gnade in Jesu Christo belehren zu lassen. Das Sündengefühl wurde durch Verschiedenes in mir gewirkt und genährt, besonders aber durch die heilige Schrift, die ich immer für das untrügliche Wort Gottes hielt. Nun las ich gerade im Gesetze, von Gott durch Moses gegeben, das mir die ewige Verdammung im eigenen Gewissen bestätigte. Plötzlich von Gott unmittelbar getröstet, fand ich jetzt in nichts eine höhere Lust als an der heiligen Schrift, wobei ich das Lesen des Alten Testaments fortsetzte. Meine ganze Lebenseinrichtung regelte ich nun nach demselben und war sehr streng gegen mich.

„So setzte ich das Leben fort, in ängstlicher Weise, bis ich (etwa im Febr. 1822) in die Predigten meines theuren väterlichen Freundes, des Herrn Pastor Geibel kam. Vor der reformirten Kirche, zu der er gehörte, hatte ich mich bisher gescheut, in den lutherischen aber predigte man nur von Gesetz und Tugend. Bei Geibel hörte ich nun immer etwas Neues, was ich nicht wußte, besonders aber zog sein Gebet meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, indem er immer zu Christo betete, der mir dem Geiste nach noch unbekannt war. Ich ergrimmte zuerst darüber, und zweifelte lange, aber die Erinnerung an meines Vaters Käpplein trug viel zu meiner Beruhigung bei. Und endlich hörte ich innerlich eine Stimme: 'Das ist derselbe Jesus, in dem dir deine Sünden vergeben sind.'

„Nun erst erfuhr ich, wie der Mensch allein errettet werden könne durch das Leiden, Sterben und Wiederaufstehen unsers HErrn und Heilandes, der uns zu erretten seine Herrlichkeit verließ, die Er bei dem Vater hatte vor Erschaffung der Welt, und in der Fülle der Zeit unser Fleisch und Blut annahm, ganz in die Reihe der Menschen eintrat, in allen

Dingen erfunden als ein Mensch, und hat in der größten Selbstverläugnung den vollkommensten Gehorsam seinem himmlischen Vater geleistet, so daß Er vor der ganzen vernünftigen Schöpfung sich das Recht erwarb, ihr HErr und Heiland zu sein. Ich lernte, daß mittelst des von Ihm freiwillig dargebrachten, ganz vollkommenen und ewig gültigen Opfers, sowohl Herz als Verstand in die gottseligste Ueberzeugung durch die Kraft Seines Geistes kommen sollen; denn wer Ihn im Glauben so aufnimmt und sich von allen Sünden durch Ihn will reinigen lassen, der hat Leben und unvergängliches Wesen in Ihm gefunden; solchen gibt Er Macht, Gottes Kinder zu heißen.

„So wurde mir sowohl durch das uns gnädig geoffenbarte Wort als durch Menschen der ganze Rath Gottes offenbar, und durch seinen demüthigen Geist kam ich aus Licht in Licht und von Gnade in Gnade. Ich fand nun meinen Weg zu christlichen Leuten und erbaute mich gern mit dem verachteten Häuflein der Gläubigen." Da Samuel fortan in jeder freien Viertelstunde die heilige Schrift las, wurde sein Bruder darüber sehr erbost; er sagte, er möge einen solchen Kopfhänger nicht leiden, und so ward ein großer Handel im Hause.

Der Vater war ebenso ungehalten. Er schrieb einmal einen „schrecklichen" Brief: „Sohn, du bist auf Abwege gerathen" u. dgl. und unterzeichnete sich „dein treuer Vater, wohlbestallter lutherischer Pfarrer und kein Schneider oder Schuster". Samuel hatte ihn sehr geliebt, war nun vier Jahre von ihm getrennt und auf dem Heimwege begriffen. Als der Brief gelesen war, schien alles, was der Jüngling von Gott empfangen hatte, mit einem Male hinweggenommen. Ein schweres Gewicht lag auf ihm; er sagte zu sich selbst: „Du kleines Büble, bist keine zwanzig Jahre alt, dein

Vater aber über siebenzig, ein gelehrter und gescheider Pfarrherr; und dein Bruder ist ein so angesehener Mann. Sollten diese beide Unrecht haben und du allein Recht? Es kann nicht sein." — „Ich habe mich recht gequält; ich könnte noch den Platz zeichnen; es war ein stürmischer Tag und ich wollte über den Marktplatz nach Hause; da war es mir, als hörte ich eine Stimme: 'willst du Vater und Mutter mehr lieben als mich? du bist meiner nicht werth.' Ich wußte nun, was ich zu thun habe; des Vaters und des Bruders harte Worte fielen herab von mir wie der Regen."

Er durfte den greisen Vater noch einmal in der Heimat besuchen (1823). Beim Abschied sagte derselbe: er habe ihn genau beobachtet und freue sich, daß er seiner Gesinnung treu sei und seinem Glauben gemäß wandle. Wenn er es so konsequent sorttreibe, habe auch sein Vater nichts einzuwenden! Das nahm er sich denn mit Gottes Hilfe ernstlich vor. — Im Anfang des nächsten Jahres wurde er durch das Loos vom Soldatenstande glücklich befreit und lernte nun freier in seine Zukunft schauen.

Er übte sich damals viel im Englischen und hat einem jungen Freunde in dieser Sprache seine Bekehrung mitgetheilt. So wenig er von poetischer Begabung hatte, schrieb er doch um diese Zeit etliche Verse; die Silben hat er dabei nicht gezählt, aber sein neugewonnenes Glück und der Friede in Christo, die völlige Einfalt auf Ihn leuchten aus jeder Linie hervor. Einmal bemerkte er, wie seine Andacht vermehrt ward durch die regelmäßige Gegenwart einer schönen Fremden, welche die Kirche besuchte. Es brauchte einige Zeit, bis er erkannte, daß hinter der scheinbar gesteigerten Frömmigkeit sich eine gefährliche Zertheilung des Herzens verbarg. Sobald dieß ihm klar wurde, betete er um Befreiung von aller Anhänglichkeit an irgend etwas außer Christo; er wurde erhört

und wußte von nun an, „wie gewaltig heilig es beim Verlieben zugehe.“ Er hatte mit dem Gegenstande seiner Neigung nie ein Wort gewechselt. Sofort wurde ihm zweifelhaft, ob es für ihn je gerathen sein werde zu heirathen; es kam aber noch ein Umstand dazu, ihm das Ledigbleiben zu empfehlen.

---

2. Missionstrieb.

„Ich kam nun in Bekanntschaft mit dem Missionsverein in Lübeck, von dem ich auch ein Mitglied wurde. Die Missionsberichte las ich mit Freuden und zur besondern Erbauung meines Herzens. Je mehr ich aber den Reichthum des Gotteswortes verstand, und je näher ich in die Verbindung meines großen Gottes kam, desto gottseliger wurde mein Wandel, und all mein Wesen war bei dem, der mich geliebt hat bis in den Tod. Jetzt fühlte ich in mir einen großen Drang, allen Menschen diese meine Seligkeit mitzutheilen, um sie zu bewegen, mit einem verlangenden und bußfertigen Herzen daran Theil zu nehmen. Dabei lagen mir nun vorzüglich diejenigen Mitbrüder am Herzen, die noch nichts weder von einem Gotte noch Heilande wissen, sondern ganz in Irrthum und Sünden, ohne Wahrheit und Trost im Schatten des Todes, in dieser bedürfnißvollen Welt umherirren.

„Während ich das Heil in Jesu als ein armer Sünder genießen durfte, erwachte also ein unbeschreibliches Sehnen, meinen Brüdern in der Heidenwelt das Evangelium zu verkündigen als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben; der Wunsch bildete sich zu einem Triebe aus, der zu stark war, um ihn in Worten fassen zu können; ich hatte nur Thränen dafür. Als diese Sehnsucht aufs höchste

gestiegen und ein ernster Entschluß geworden war, im Jahr 1823, theilte ich sie meinem väterlichen Freunde, Pastor Geibel, mit, welcher mir indessen bei der Wichtigkeit der Sache rieth: 'Damit zu warten, bis der HErr mich so führe, daß ich nicht mehr anders könne, solle aber einstweilen meinem erwählten Berufe treu bleiben und in demselben mich in allen Dingen als ein Christ beweisen, so könne ich auch für die Sache des HErrn wirken. Will aber, fügte er bei, der HErr dich zu seinem besondern Dienste haben, so wird Er — warte nur stille — dich dann wohl so führen, daß du nicht anders kannst, nach dem Beispiel Moses' 2c.

„Ich folgte dem Rathe meines so theuren Freundes, für den ich die tiefste Achtung hatte, und überwand die brennende Sehnsucht, obgleich ich deßhalb ein halbes Jahr fast viel litt. Ein stilles Streben darnach loderte tief in meinem Herzen, dabei fürchtete ich jedoch immer, daß ich nur meinen eigenen Willen befolgen möchte; setzte daher meinen Beruf mit Fleiß fort, unter dem tiefen Flehen zum HErrn, mich doch nicht umsonst mein Leben zubringen zu lassen, und wenn es nach seinem Herzen wäre, mich unter die armen Heiden sein alleinseligmachendes Wort bringen zu lassen.

„Ein halbes Jahr darauf wurde ich von dieser Sehnsucht aufs Neue hingenommen, doch wagte ich nicht mehr sie auszusprechen. An Ostern 1824 hatte ich ausgelernt und trat 2. Oktober eine Stelle bei den Herren J. L. Bruhns u. Sohn in Lübeck als Reisender, Korrespondent und Buchhalter an. Sie hatten mich selbst zu sich berufen und brachten die Sache mit Herrn Schmidt u. Co., die mich gerne behalten hätten, ins Reine.

„Am 5. April 1825 trat ich die erste Reise an, indem ich zur See nach Reval fuhr und über Petersburg mich nach Finland begab; mit Segen kehrte ich am 25. August nach

Lübeck zurück. Schon damals lernte ich die christliche Frau Lefrén kennen. Im Jahr 1826 reiste ich nach Schweden; und abermals am 28. November 1827 fuhr ich nach Karlshamn und kam dann durch ganz Schweden über Tornea nach Finland. In Björneborg angelangt (Ostern 1828) fand ich verschiedene Briefe vor, deren einer mir den Tod meines guten Vaters anzeigte. Bereits sechs Monate in beständigem Reisen begriffen, fand ich mich ermattet an Geist und Leib, besonders aber an Ersterem; daher entschloß ich mich, zu jener Frau zu reisen, um mich einige Tage durch christliche Gemeinschaft zu erbauen. Ich wurde mit großer Freude aufgenommen und bald darauf machte sie eine Proposition, die ich nach vielem Bedenken annahm. Als Eigenthümerin eines großen Landguts eröffnete sie mir ein schönes Feld für das Reich Gottes zu arbeiten. Ich glaubte Gottes Wink darin zu erkennen, daß Er mir hier Gelegenheit geben wolle, mit dem anvertrauten Pfunde zu wuchern, und also mein Gebet erhört habe, zwar nicht unter den Heiden, aber doch an einem passenden Platze für die Erweiterung Seines Reiches zu wirken."

Auf diesen Reisen gab es manches Abenteuer zu bestehen, was dann dem Jüngling zu der felsenfesten Gewißheit verhalf, daß wenn nur er bei Gott sei, Gott auch bei ihm sein werde. So umsichtig und berechnend er in kaufmännischen Dingen zu Werke gieng, indem er Allem lauschte und keinen Rath verschmähte, so wenig Einfluß gestattete er den herkömmlichen Rücksichten auf sein innerstes Lebenselement. So hatte er einmal die unangenehme Aufgabe, bei einem schwedischen Hause eine Irrung in der letztjährigen Rechnung zu entschuldigen. Nachdem er sich durch Gebet gestärkt, gieng er zu dem Kaufherrn und legte ihm in einfachen Worten den Sachverhalt vor. Der Schwede war aber nicht in der rosigsten Laune, sondern meinte, das sei leicht, hintendrein zu sagen

es sei eben ein Verstoß gewesen ꝛc. Hebich suchte sich noch mehr zu demüthigen, „wir alle machen ja Fehler beim besten Willen“ ꝛc. Darüber wurde der Mann noch herber; als aber der Reisende vollends bat, den Fehler zu vergeben, wie Jesus Christus uns vergeben, brach er in grimmigen Zorn über diese „Heuchelei“ aus. Augenblicklich fällt Hebich auf die Kniee und fängt an zu beten: „Du siehst, HErr Jesu, daß er mir nicht glaubt, so zeige Du ihm, daß ich die Wahrheit spreche; Du kennst mich, Du allein; Du weißt, wer wir sind. Sage Du mirs, ob ich ein Heuchler bin“ ꝛc. Der Kaufmann wurde erst stille, dann sagte er: „es ist genug, stehen Sie auf!“ Wie der Reisende aber fortbetete, da er nun einmal im Zuge war, klopfte ihm der Schwede auf die Achsel und sprach: „ich glaube es ja, es soll alles in Richtigkeit sein, stehen Sie nur auf!“ Bald aber brach ihm das Herz: „Bitte, vergeben Sie mir; es ist mir sehr leid, daß ich einen christlichen Bruder beleidigt haben.“ Dann erst stand Hebich auf, und es kam zu einem fröhlichen Austausch der innersten Herzenserfahrungen. — Unter solchen Erlebnissen wuchs ihm der Muth, in ganz abrupter, unmittelbarer Weise aufs Herz aller derer einzudringen, mit welchen ihn sein Weg zusammenführte; wurde er höflich oder grob abgewiesen, das machte ihm immer weniger aus.

„Ich reiste noch bis Moskau und kehrte von da (August 1828) nach Lübeck zurück.*) Der HErr hatte meine

*) Damals war es wohl, daß Hebich in Petersburg seines Passes wegen von der Polizei festgehalten wurde, als er eben an Bord gehen wollte. Alles Bitten, Zanken und Eifern wollte nichts helfen. Am nächsten Morgen mit Entschuldigungen entlassen, lief er fast außer sich dem Hafen zu, wo ihm in verschwindender Ferne sein Fahrzeug gezeigt wurde. Wie staunte er aber, als er, von einem andern nach Lübeck gebracht, die Kunde vernahm, jenes Schiff sei mit Mann und Maus untergegangen.

Reisen sichtbarlich gesegnet, so daß ich in vollem Maße das Zutrauen meines Hauses gewann. In diesem blieb ich bis Oktober 1829, und segelte dann in Gottes Namen nach Helsingfors, wo ich nach gefährlicher Fahrt glücklich landete und mich weiter auf das Gut Hattanpää bei Tammerfors begab. Ich war nun dort seit 8. November 1829 und wollte nach der Weise des Apostels mit Händearbeit das tägliche Brod verdienen, um dabei das selige Evangelium umsonst verkündigen zu können. Es war da eines der größten Güter Finlands umzutreiben, und zugleich eine Papierfabrik, die einige fünfzig Arbeiter beschäftigte, zu beaufsichtigen.

„Im Verlauf aber zeigte es sich immer klarer, daß da mein Platz nicht sein könne. Um indessen das Ganze richtig einsehen zu lernen, verhielt ich mich ein volles Jahr inwendig stille, mich in allen Dingen genau prüfend, daß ich die Stimme des Geistes Gottes vernähme. Dann aber wußte ich ganz bestimmt, daß ich etwas Anderes vom HErrn zu erwarten hätte." (Man suchte ihn zu einer Heirath zu veranlassen, die ihn Zeitlebens gebunden haben würde.)

„Durch Tausende von Schmerzen hindurch gebrochen, stand jetzt in mir der Entschluß fest, nicht eher zu ruhen, bis daß ich zum Missionsdienst unter den Heiden aufgenommen würde. Wofern mir aber Gott solches nicht gelingen lasse, wollte ich, weil ich alsdann das Meine gethan haben würde und mein Gewissen beruhigen könnte, desto freudiger mit aller Demuth in meinen früheren Stand wieder eintreten; bat aber Gott inständig und mit voller Gewißheit der Erhörung, daß Er mir aus Gnaden nur das gelingen lassen wolle, was nach Seinem Herzen sei.

„Fest in meinem Innern, machte ich die gute Frau Lefrén mit meinem Entschlusse bekannt, wollte aber Hattanpää nicht eher verlassen, bis Gott mir wieder etwas Bestimmtes an-

gewiesen hätte. Dieß geschah erst, nachdem ich deßhalb ein ganzes Jahr weitläufig korrespondirt hatte."

Zunächst schrieb er (27. December 1830) an Missions-Inspektor Blumhardt in Basel; „Theuerwerther Freund in Christo! Ich erlaube mir hiemit, Ihnen mein Herz zu öffnen und bitte um Ihre Liebe. Ich bin von denen Kindern, die sich unwürdig fühlen der grundlosen Liebe Gottes, so in Christo Jesu ist, die aber dennoch, nachdem sie die Gnade überkommen und geschmeckt haben, keine Ruhe finden in dem bequemen Leben des Weltlaufs, sondern deren Herz brennt, etwas zum Preise dessen thun zu können, der sie zuerst geliebet und sein heiliges Leben auch für sie zum ewig gültigen Opfer gelassen, welcher nun ihr einziger Trost, Hoffnung und Leben ist, ja Gott über Alles, hochgelobt in Ewigkeit! Amen. Den wollen sie verkündigen als das Licht der Welt, als den alleinigen Weg zum Vater, der da will, daß allen Menschen geholfen werde. Dem wollen sie ihr Leben wieder aufopfern in seinem besondern Dienste, dessen Eigenthum sie sind, und der sie aus Gnaden mit seiner allmächtigen Hand trägt. Dieß ist auch mein großer Wunsch, mein langes Sehnen und meine Bitte. O möge es Gott wohlgefallen, der auch die verborgensten Gedanken von ferne kennt!"

Er schildert sodann seinen Glaubensgang in Kürze, um fortzufahren: „Nachdem ich nun männlich die Wichtigkeit meines Vorhabens überlegt, alle dabei unausbleiblichen Schwierigkeiten, Beschwerden und Aufopferungen bedacht, vor Gott mein Herz genau geprüft und meinem Heilande meine ganze Sache, die doch Seine Sache ist, empfohlen habe, erlaube ich mir, Sie hiemit zu bitten, mich in Ihr Missionsinstitut aufzunehmen. Ich habe kein Vermögen, auch kenne ich dieserhalb die Anordnungen der Anstalt nicht. Meine Meinung ist indessen: ganz auf Kosten der Anstalt unter Gottes Gnade

zu einem brauchbaren Missionar gebildet zu werden, wegegen ich mich von ganzem Herzen allen Vorschriften der Anstalt unterwerfe, und nach Vollendung meiner Studien auf deren Veranstaltung meinen Beruf in Gottes Namen anzutreten. Meine Reisekosten bis dortan glaube ich selbst bestreiten zu können.

„Mein väterlicher Freund, Herr Pastor Geibel, wird Ihnen meinethalben das Nöthige mittheilen, an welchen Freund ich Sie bitte, mir möglichst bald Ihre geneigte Antwort zuzuschicken. Mit erstem offenem Wasser, das ist im Mai oder Juni, bin ich bereit, meine Reise anzutreten.

„Wünschen Sie aber auch vielleicht noch zu wissen, was ich für ein Landsmann bin? so bin ich ein ehrlicher Schwabe, geboren zu Nellingen ꝛc. Gott und der Vater unsers HErrn Jesu Christo leite Ihr Herz auch in dieser Sache! Amen.“

Geibel sandte den Brief, den er im Februar erhalten, erst im April ab, weil er die Stadt Basel in großem Gedränge wußte. Er hoffte, daß der Verzug dem Petenten nicht nachtheilig werde und fährt fort: „Hebich ist ein christlich ernster, durchaus redlicher Mensch. Sein Eifer, Missionar zu werden, glüht lange schon in ihm. Ich habe ihn früher zurückgehalten, demselben zu folgen, wissend, aus wie unreinen Quellen und unklaren Vorstellungen er bei so manchen jungen Leuten hervorgeht. Bei diesem ists nach meiner Ueberzeugung nicht also. Auch hat er manche Eigenschaften, die wohl zu diesem Berufe eine köstliche Zugabe sind, nämlich ein offenes, heiteres, freundliches Wesen, das ihm leicht die Herzen gewinnt und ihn selbst solchen nahe bringt, die seiner Ueberzeugung entgegenstehen. Er ist gesund, verständig und unverwöhnt, und weiß sich in manchfaltige Lagen zu schicken. Ob er fähig sei, sich mit Leichtigkeit auch fremde Sprachen anzueignen, weiß ich nicht, doch vermuthe ichs. . .

In seinen früheren Verhältnissen hat er mit großer Treue und Geschicklichkeit gearbeitet, und sich die Achtung aller derer erworben, mit welchen er zu thun hatte. Ist es der Wille des HErrn, ihn zum Heidenboten zu gebrauchen, so wird Er dazu auch den Weg bahnen. Die furchtbare Bewegung unserer Zeit wird auch Ihrer Anstalt manche Noth machen. Nur auf Ihn geschaut! Er sitzt am Steuer und führt sein Schifflein sicher durch die brausenden Fluthen 2c. Mit herzlicher Bruderliebe und ernster Fürbitte für Sie und Ihre Anstalt der Ihrige J. Geibel, Pastor der reformirten Gemeinde."

Der Kommittee ist es gerade „aus Mangel an Mitteln" unmöglich, Hebich aufzunehmen; so kommt er mit dem demüthigen Gesuche, ihn auf Frau Lefréns Kosten seine Studien machen zu lassen; sie bot 1600 Rubel für die vier dazu erforderlichen Jahre. Er hat sich auch mit Kleidern ausgerüstet, welche für diese Zeit reichen dürften. Er klopft ordentlich an: „Ich habe mich jahrelang geprüft und mir das Ziel eines Dieners Christi unter den Heiden vor Augen gestellt und bin gewiß, daß Christus in den Schwachen mächtig ist. Ich baue nicht auf mich selbst, sondern Christus ist allein meine Kraft, und Ihm kann ich alles thun. Solches ist meine Hoffnung zu dem, der mich erlöset hat und mich einst aufnehmen wird, sofern ich Glauben halte, in die Gemeinschaft der Gerechten. Er hat das namenlos große Werk vollbracht, daß auf die bedeutungsvolle Frage: wie kann ein Sünder gerecht und selig werden? die bestimmteste Antwort gegeben werden kann. Freilich bedarf ich sehr der Geduld und Barmherzigkeit meiner Brüder, weil ich noch in gar vielen Stücken wider meinen Willen fehle. Ferner hat mich Gott nach seiner unbegreiflichen Barmherzigkeit nur mit mittelmäßigen Gaben ausgerüstet und meine Kenntnisse sind allerdings nur gering.

Ich spreche neben dem Schwedischen etwas Französisch und Englisch und habe auch in meiner früheren Jugend Latein und Italienisch angefangen. Meine Meinung ist auch nicht, ein großer Gelehrter zu werden. Bin aber gewiß, daß mir Gott so viel Kraft geben wird, daß ich das erlernen kann, was zu meinem oder vielmehr Seinem Amte nöthig ist. Er hat das Christenthnm und das Wort von der Gottseligkeit durch ungelernte Handwerker gegründet, die aber in Seiner Kraft mächtig waren. Mit einem Theil von dieser Seiner Kraft wird Er auch noch zu unserer Zeit seine Heidenboten zu Seiner Ehre ausrüsten, denn er ist ein lebendiger Gott und steht zu Seiner Sache. Das ist mein Glaube und mein Gebet.

„Prüfen und handeln Sie nun, nachdem Ihnen Gott ins Herz gibt. Meinem Freunde in Lübeck schrieb ich, wenn es mit Basel nichts sein sollte, sich für mich bei der Londoner Missionsgesellschaft zu verwenden. Ich schreibe noch heute an dieselbe, ob sie mich aufnehmen will. Wenn aber Sie mir ein liebliches Ja geben, komme ich gewiß, falls die Londoner mich nicht gewählt haben" (dazu Geibel: „Das Schreiben nach London ist, der Adresse ermangelnd, nicht abgegangen"). Hebich eilte so sehr, weil die Schifffahrt in Finland damals nur bis Anfangs September währte.

Dankbar bewegte ihn dann (28. September) der Empfang des lieblichen Ja (vom 31. August). Seine Briefe schienen eine solche Reife des Missionssinnes kund zu thun, daß einstimmig beschlossen wurde, den Samuel Hebich auf eine Jahresprobe einzuberufen; der Frau Lefrén aber wurde erklärt, daß man jede allgemeine Missionsgabe mit Dank annehmen werde. Hebich sah, daß Gott ihn auf dunkeln Wegen sein eigenes Elend erst tiefer einsehen lehren und durchs Feuer auf das große Werk vorbereiten mußte. Jetzt weiß er,

daß der das Wollen begonnen, auch das Vollbringen in ihm wirken werde, zum Preise Seines hochgelobten Namens; er fühlt sich aber zugleich in den Staub gebeugt und bittet um ernstliche Fürbitte. — Der Cholera wegen gieng kein Schiff mehr nach Deutschland direkt, daher meinte er schon über Reval reisen zu müssen, doch fand sich in Helsingfors noch ein Däne, der ihn nach Kopenhagen — zu zwanzigtägiger Quarantäne — führte.

---

3. In der Missionsschule.

Am Abend des 24. December war die Christbescheerung im Missionshause. Man sang schon im Eßsaal, als ein stattlicher Reisender in Mantel und Pelzkappe rasch hereintrat und nach dem Inspektor fragte. Dieser begrüßt ihn erst mit ausgezeichneter Höflichkeit, küßt ihn dann aber herzlich und stellt den Zöglingen den neuen Bruder „Hebich“ vor. „Wir haben hier eben unsere Weihnachtsbescheerung, lieber Bruder, der HErr sei mit Ihnen und segne Ihnen diesen Tag des Eintritts in unsere Mitte! Doch ich bin gewöhnt, zu den Brüdern Du zu sagen; Sie verstehen, es ist das hier Sitte — und siehe, da ist schon auch ein Tellerchen für dich.“ Einige Aepfel und Nüsse wurden dem neuen Zöglinge hingestellt. Der alte Blumhardt betete zum Schluß, auch für den Neueingetretenen; man sang noch einen Vers, dann nahm jeder der Zöglinge seinen Teller, dankte erst dem Herrn Inspektor und der Frau Inspektor und trug ihn weiter. Hebich stand unschlüssig da. „Wollen Sie, willst du lieber Bruder, nun auch deinen Teller mitnehmen; es ist so unsere einfache Art.“ Er nahm das Geschenk, versuchte es mit dem Danke den andern nachzumachen, aber es wollte nicht recht gelingen; dann

wies man ihm seinen Platz an auf einer der zwei Studierstuben. Er konnte sich nun nach Belieben umsehen. Einer der Brüder schrieb in den Wochenbericht: „Heute langte Samuel Hebich aus Finland an. Möge der HErr seinen Eintritt zu seinem und unser aller, ja vieler Heiden Segen gereichen lassen. Möge sein ganzes Leben und Wirken in des HErrn Kraft gedeihen!"

Das also war das Missionshaus, von dem er so lange bei Tag und bei Nacht geträumt hatte! So hatte er sichs allerdings nicht vorgestellt; es sah Alles so klein aus. Nach dem Russen Börling war er der älteste unter den 33 Missionszöglingen, die ihm großentheils noch sehr unentwickelt dünkten. Wenn er sich an seine Erfahrungen erinnerte, wurde es ihm schwer, sich unter diese Jünglinge zu demüthigen, die von der Welt noch so wenig gesehen, das eigene Herz kaum recht kennen gelernt hatten und doch mit großer Bestimmtheit die Ansichten und Gefühle dieses oder jenes christlichen Kreises, in dem sie herangewachsen waren, aussprachen. Dazu kam dann der überaus enge Raum, in welchen man zusammengepfercht war, nebst einer Menge zum Theil klösterlicher Dienste, in die man sich Tag für Tag theilen mußte! Es gab schwere Stunden, in denen Samuel an seiner Führung irre werden wollte; das erstemal in seinem Leben hatte er nun die Erfahrung und die Noth der Schule durchzumachen. Sie sind ihm aber überaus werthvoll geworden; und noch in seinem letzten indischen Jahre pries er einem Kaufmanne, der ohne eine solche Uebungszeit in den Missionsdienst getreten war, die wohlthätige Wirkung dieses Zusammenlebens an, indem er ihm wünschte: „Ach, daß du auch nur ein Jährchen im Missionshaus zugebracht hättest! Wie wird da unser einem der Rost heruntergethan, wie wird man so tief gedemüthigt!"

Die Lektionen, die nun in rascher Aufeinanderfolge mit-

gemacht werden mußten, boten auch ihre Haken. Die Kandidaten Werner (der bald durch Staudt ersetzt wurde) und Blumhardt lehrten die meisten Fächer; der Inspektor gab Bibellehre und Religionsgeschichte, Antistes Falkeisen Pastoraltheologie und Katechetik; Pfarrer vonBrunn erklärte irgend eine neutestamentliche Schrift, und die Vorlesungen Professor Hagenbachs über Kirchengeschichte und theologische Encyklopädie wurden gleichfalls besucht. Das Lernen von Vokabeln und grammatischen Formen fiel dem alten Schüler schwer, so entschlossen er sich auch an die Arbeit machte. Was ihn noch mehr umtrieb, war die Schwierigkeit, bei jedem neuen Pensum den Nutzen gerade dieser Vorbereitung für den künftigen Beruf einzusehen. Er war darüber sehr angefochten, bis (19. Juli 1832) der geistesmächtige Spleiß das Missionshaus besuchte und in drei Stunden die geistliche Waffenrüstung (Eph. 6) explicirte. Bei diesem Manne gieng ihm das Herz auf, und seinen Trost, daß das Lernen freilich nicht die Hauptsache sei, wer es aber auch nicht weit darin bringe, doch dadurch im Gehorsam immer völliger werden könne, vermochte er sich von Herzen anzueignen. Als er dann ins Hebräische eingeführt wurde, gieng ihm erst ein Licht auf, daß das Erlernen der hebräischen und griechischen Sprache zu der Erkenntniß der Gottesgedanken in ihrer ursprünglichen Gestalt dienen sollen. Es war ihm später leid, nicht weiter gekommen zu sein, und das mühsam Erlernte aus Mangel an Pflege sichtlich schwinden zu sehen; aber einen wesentlichen Vortheil zog er doch aus diesen schweren Anfängen: Achtung vor rechten Theologen und Willigkeit die Hilfsmittel, welche sie ihm boten, zu benützen. In Meyers Bibelübersetzung und Noten, sowie in der Berlenburger Bibel hat er sich noch oft umgesehen, nachdem schon alle anderen Bücher bei Seite gelegt waren.

Im Uebrigen gieng ihm das Lernen nicht recht von

Statten. Das Urtheil der Lehrer über ihn lautete: „Hebich hat wenig Talent für die Grammatik der Sprachen, wiewohl es ihm vielleicht leichter würde, dieselben durch Umgang zu lernen; er zeigt sehr viele Reife im Leben, und im Halten von Vorträgen scheint er sehr gesegnet."

Zu den letzteren wurde bald Gelegenheit geboten, als in Folge des Streites der Landschaft mit der Stadt Basel eidgenösische Truppen in den Kanton verlegt wurden. Im Mai 1832 namentlich kamen viele derselben ins Missionshaus, und Hebich übernahm die Aufgabe, ihnen das Museum zu zeigen, und Einzelnen, wie ganzen Gruppen ans Herz zu reden. Die kriegerischen Verwicklungen zeigten übrigens den Zögling in einem neuen Licht. Wenn es sich um einen „Auszug" handelte und der Inspektor aus Nachgiebigkeit gegen die Behörden Zöglinge mitsenden wollte, wehrte sich Hebich aufs Entschlossenste gegen jede Zumuthung, „um dieser miserabeln Händel willen sich in irgend eine Gefahr zu begeben. Seine Glieder gehören dem HErrn Jesu an, der allein habe darüber zu verfügen; für die Heiden gebe er gern alles her, für die Stadt Basel keinen Tropfen Blutes."

Auf Ausflügen (z. B. in der Karwoche nach Königsfeld, an Weihnachten ins Elsaß), benützte er jede Gelegenheit zur Predigt des Worts. Seine erste Vakanzreise im Sommer 1832 gieng in die französische Schweiz. „Nachdem wir beide singend und lobend dem HErrn unser tiefstes Inneres dargebracht, Ihm, der uns täglich so überschwenglich segnet, aber uns jetzt eine besondere Erquickungszeit bereitet, setzten wir unsern Weg freudig fort, indem wir Ihm all unser Thun und Lassen empfahlen, mit der demüthigen Bitte, Er möchte uns etwas zu Seinem herrlichen Preise und zum Segen Seiner Kinder um Seines Namens willen sein lassen." Gar wohl wurde es ihm in Grandval bei Pfarrer Gagnebin und der

alten Mutter Gobat: „Es ist da großer Eifer mit aller Liebe und Demuth für die Sache des HErrn. Am 24. Juli giengen wir mit Studiosus Gobat auf den Weißenstein, um die herrlichen Werke unseres großen Gottes in der Natur zu betrachten, und wahrlich der Anblick ist überaus erhebend." Bei Tavannes wurde ein vielgeprüfter Wiedertäufer besucht, der aber „das allein Friede gebende, und Hölle, Teufel und Tod überwindende Blut Christi noch nicht angenommen hat. Bei einem so herzbewegenden Anblick fühlt die Seele ihre ganze Ohnmacht: o HErr, was ist der Mensch, daß Du dich seiner annimmst!"

In Neuchatel wurden die Wanderer von einem Pfarrer liebreich aufgenommen, der aber bedauerte, sie nicht beherbergen zu können. „Wir kamen darauf zu einem neuetablirten Schuster M., der überaus wenig Platz hatte, aber uns mit vieler Freude im Namen des HErrn beherbergte. Wie ist es doch ein so großes Ding um die Einfalt in Christo! Welches Wohlgefallen muß Er, dem Alles gehört, an solchen Seelen haben! Meine Seele wurde tief gebeugt und ich darf sagen, es will ihr außer dieser Niedrigkeit des Geistes nichts mehr gefallen, denn ich fühle die Kraft Gottes, die darin liegt. M. ist ein Separatist, aber er liebt die, welche den HErrn lieben, und meine Seele liebt ihn auch. Wir berührten nichts davon, doch halte ich, der Geist der Trennung sei nicht von Gott; denn es gibt nur Eine Kirche und Einen Geist." Auch in Corcelles fand er „zwei Segenshäuser, durch die das Wort der Versöhnung in vielen Herzen verbreitet wird!" ebenso in dem revolutionär aufgeregten Couvet liebe Freunde, die sich zur Brüdergemeinde hielten.

Den Deutschen in Yverdon wurde sodann von beiden Reisenden in einem Saal das Evangelium verkündigt, wie das auch sonst bei jeder Gelegenheit geschah. Darauf fühlte

sich Hebich gedrungen, die Häupter der neuen „apostolischen" Gemeinde zu besuchen. „Der Apostel Lardon war gerade abwesend. Dr. Develey trafen wir mit Maurerarbeit beschäftigt; er empfieng uns höflich, sagte aber, er sei kein Lehrer, und verwies uns deßhalb an Herrn N., indem er uns kurz erklärte, daß unser Missionshaus vom Teufel sei. Wir schieden, ohne uns zu vertheidigen. Als wir bei Herr N. anlangten, war der Doktor bereits auch da und kam uns eifrig entgegen, sich wegen der unbedachten Aeußerung zu entschuldigen: er habe nicht weise gehandelt ꝛc. Ich erwiederte lächelnd: er möchte ganz beruhigt sein, wir hätten es nicht anders aufgenommen; denn wir Menschen wären gar schwach und irrten uns auch leicht; damit gieng der Prophet eilig fort."

Dann wurde „der Gottesmann Mellet in Thierrens" besucht und den Deutschen in Moudon gepredigt. Im Missionshause zu Lausanne herrschte eine wehmüthige Stimmung, da gerade der älteste Zögling gestorben war; Hebich merkte auch, daß die Basler Anstalt hier „wegen der Lehre etwas in Mißkredit" stand. In Genf wurden Predigten von Bost und Malan gehört. Letzterer trat nach dem Schluß auf Hebich zu und fragte: 'Wer sind Sie? Warum wollen Sie das heilige Abendmahl mit uns genießen? Lieben Sie den Herrn Jesum?' Als ich ihm darauf mit Freudigkeit antwortete: 'der Herr Jesus ist meine einzige Hoffnung und mein Alles,' reichte er mir die Hand: 'so sei mir herzlich willkommen, lieber Bruder!' und gab mir einen Kuß. Wir waren dann noch drei Stunden bei ihm, wo ich mich fast ausschließlich mit ihm unterhielt. Wir sprachen über den Hauptgrund unserer Seligkeit, und unsere Seelen flossen lieblich zusammen.

„Daß sich die gläubigen Glieder in Genf von der Nationalkirche getrennt haben, ist ganz zu billigen, weil eben

in Genf die Obrigkeit, oder was in diesem Falle Eins ist, das Ministerium verboten hat: Christum als den lebendigen Gott zu verkündigen. — Auf dem Dampfschiffe schon fand ich manche Gelegenheit, von meinem HErrn zu zeugen, und der HErr gab seinem Worte Kraft und beschämte die Widersacher. Ein Student klagte mir über die vielen Meinungen, die es hier gebe; sobald man Gewissenshalber nicht mit einstimmen könne, werde man verdammt ꝛc. Dieß und Aehnliches theilte ich dem Herrn Malan offenherzig mit, und verschaffte jenem hoffnungsvollen Jüngling den christlichen Umgang, der ihm gänzlich mangelte, durch Einführung bei Herrn R."

Den weiteren Weg über Vevey auf den Simplon können wir nicht verfolgen. Vom letzten Punkte schreibt Hebich: „Wir übernachteten im Kloster, wo uns die Klosterherren freundlich bewirtheten. Ich hatte beim Abendessen Gelegenheit, von der lebendigmachenden Kraft in Jesu Christo zu zeugen, indem ich meine Bekehrung erzählte." Ueber die Grimsel, am majestätischen Rhonegletscher vorbei gieng es nach Meyringen. Die Wengernalp bestieg Hebich allein, „wo ich in den hohen Gebirgen meinen Herrn und Meister erkennen durfte". Dann wanderte er über Bern ꝛc. dem lieben Missionshause zu. „Ich darf zur Ehre des HErrn sagen, daß auf dieser kurzen Reise mein inwendiger Mensch sehr gestärkt worden ist durch die Bekanntschaft mit so vielen theuren Jüngern. Wir sind in der französischen Schweiz fast in keinem Hause ohne Gebet entlassen worden und durften fühlen, daß es ein köstlich Ding ist, mit theuer erkauften Seelen Gemeinschaft im Geist und in der Wahrheit zu haben."

Eine ähnliche Reise führte ihn im nächsten Jahre in die Gegenden um den Bodensee. Davon hat sein Begleiter Heinrich Frey eine ergötzliche Mittheilung gemacht. „Wir kamen

an einem Hügel vorbei, der ein Schloß trug. Hebich meinte, da müssen wir einmal hinauf; umsonst wollte ich ihn zurückhalten. Allerhand Wagen und Pferde standen vor dem Eingang, Hebich aber sagte der Dienerschaft, er möchte gern die Aussicht beschauen, und ließ sich bis auf die Altane führen. Ob er nicht auch den Herrn des Hauses sehen könne? fragte er zuletzt, ohne auf meine abmahnenden Winke zu merken. Derselbe trat einen Augenblick heraus, wurde von Hebich feierlich angeredet, und lud uns ein, einige Erfrischungen anzunehmen. Hebich zog mich mit in den Saal, setzte sich und fieng bald mit den Umsitzenden lauter zu reden an, bis endlich Alles zuhörte. Er schlug zuletzt vor, er wolle auch noch etwas lesen, zog alsbald sein Neues Testament aus der Tasche und las einen Abschnitt. Dann sagte er ruhig: 'Jetzt lasset uns auch beten!' und kniete nieder. Viele flüchteten nun zwar in den Garten, mit den Zurückbleibenden aber betete er sehr herzlich und wurde sodann vom Hausherrn mit den gerührtesten Dankbezeugungen entlassen: er selbst kenne und liebe den HErrn, habe den ganzen Morgen geseufzt, daß es ihm doch gegeben werde, den Tag nutzbar zu machen und sei nun überaus froh, daß Gott uns hergeführt habe."

Sehr anregend für Hebich wurde der Aufenthalt im Missionshause durch die vielen Verabschiedungen von Brüdern, sowie durch das Eintreffen ihrer Briefe aus der Ferne und die Besuche manches ausgezeichneten Mannes. So hielt der französisch-amerikanische Quäker Grellet einmal (18. Okt. 1832) eine ergreifende englische Ansprache an die Brüder. Ein andermal (20. Okt. 1833) „redete Dr. Steinkopf über die Demuth, warnte vor Hochmuth, rühmte aber den hohen Muth, der uns beseelen sollte; alles Dinge, die für einen Missionar unentbehrlich sind." Am 7. Nov. 1833 überraschte die Brüder das plötzliche Erscheinen Gobats aus Abessinien.

Am 2. August 1833, da die meisten Zöglinge noch in der Vakanz waren, hieß es plötzlich, morgen werde ein Ausfall gemacht werden. Während dann einer den andern fragte: „Ziehst du mit?“ kam der Regimentsarzt und traf mit Büchele, der in des Inspektors Abwesenheit dem Hause vorstand, eine Uebereinkunft. Sechs Freiwillige sollten ihn begleiten, um die Verwundeten zu bedienen. Wirklich giengen auch sechs Brüder zu diesem Dienste in den Kugelregen mit, von welchem sie am Abend des unglücklichen 3. Augusts wohlbehalten zurückkehrten. Weithin erscholl nun die Kunde vom gefährdeten Zustand der Stadt, welcher die Zöglinge, auch Hebich, schon in den nächsten Tagen zueilten. Da nun wieder Berner Truppen in der Stadt einquartiert wurden, fand er in allen Freistunden reichliche Arbeit. Ein Hauptmann, der erst nur nach Nikodemusweise spät Abends zu ihm gekommen war, lernte bald das Evangelium lieben, und hat später Hebich zu sich nach Rheinfelden eingeladen.

Der Inspektor aber kam am 15. August von London zurück und begrüßte die Zöglinge mit Worten wie diese: „O Brüder, ist auch das Gewirre hier groß, so eilt man doch froh und sehnsüchtig, wie eine Taube ihrem Schlage, dem Heimatlande zu.“ Er hatte sich in England über den Plan, eine indische Mission zu gründen, mit den Freunden besprochen; und während seiner Anwesenheit in London gieng der neue Freibrief der ostindischen Compagnie im Parlamente durch, welcher Europäern aller Nationen den Zutritt in Indien und den Ankauf von Grund und Boden in unbedingtestem Umfang gestattete. Die öffentliche Meinung, welche für die Evangelisirung und Kolonisirung Indiens war, hatte die Staatsmänner Englands genöthigt, das letzte Hinderniß deutscher Missionen in der größten britischen Kolonie wegzuräumen. Blumhardt freute sich darüber wie ein Kind und ließ

sich die Verwicklungen der Schweizerpolitik wenig anfechten. Damit war denn auch unserem Hebich die Thüre zu seiner 25jährigen Wirksamkeit in Indien geöffnet.

---

4. Die Aussendung.

Fürst Viktor von Schönburg hatte den Muth der bedenklichen Basler Kommittee einige Zeit vorher bedeutend belebt durch das Anerbieten, die Errichtung einer Katechetenschule in Indien zu unterstützen. Am 12. Febr. 1834 lief ein Versprechen des Fürsten ein, zur Aussendung von drei Missionaren, welche Prediger und Schullehrer zu bilden sich angelegen sein ließen, 10,000 Thaler beizusteuern. Am folgenden Tage wurde im Missionshause bekannt, die Brüder Hebich, Lehner und Greiner seien für die neue indische Mission bestimmt; einen Monat später wurden sie in Lörrach (16. März) ordinirt. In den 2¼ Jahren, die Hebich im Missionshause zugebracht hatte, war er kein Gelehrter geworden; um so mehr hoffte man von seinem Feuereifer und seinem praktischen Geschick, während die andern Brüder die Gabe methodischer Arbeit und fleißigen Lernens hatten.

Am Palmsonntag, 23. März, wurden die drei Brüder in der Martinskirche feierlich verabschiedet. Wohl 1600 Menschen strömten da zusammen. Hebich redete über die Psalmworte: „Du bist der schönste unter den Menschenkindern;“ und sein feuriges Bekenntniß, von keinem Namen außer Jesus wissen zu wollen, machte tiefen Eindruck auf viele Zuhörer. Der alte Pfarrer von Brunn segnete sie unter brünstigen Gebeten ein. Mit großen Hoffnungen entließ man Tags darauf die ersten Boten der Gesellschaft ins ferne In-

dien, von dessen Völkern bis jetzt nur sehr unbestimmte Kunde zu den Missionsfreunden, ja auch zur Kommittee selbst gedrungen war.

So sehr sich letztere angestrengt hatte, den für eine Missionsstation geeignetsten Ort ausfindig zu machen, war ihr das doch nicht gelungen. Man wünschte sehr, in der Nähe der gesegneten Tinneweli-Missionare, mit denen eifrig verhandelt worden war, eine Anstalt zu gründen, welche sowohl von diesen Brüdern eingeborne Hilfsarbeiter beziehen, als auch wiederum mit der Zeit solche für sie heranbilden könnte. Andererseits wurde der Grundsatz aufgestellt, sich in keiner Gegend niederzulassen, die schon von einer anderen Mission in Pflege genommen ist. Weiter fürchtete man sich vor Städten, in welchen Europäer wohnten. Die drei Sendboten sollten darnach an den Grenzen der älteren Missionsgebiete Südindiens herumtasten, ob sich ein geeignetes Plätzchen für sie aufthue, sollten die Brüder in Tinneweli zu Rathe ziehen, ja wo möglich in ihrer Nähe die Sprache erlernen, ob solche nun Tamil, Telugu, Kanaresisch oder Malayalisch wäre. Durch Errichtung von Schulen sollten sie dann an das Volk zu gelangen suchen und im Anschluß an die frühere Wirksamkeit der Hallenser, welche man sich wegen des ungeschickten Namens der „malabarischen“ Mission gern allzuweit gegen die Westküste ausgedehnt dachte, eine evangelisch-lutherische Mission gründen.

Hebich verabschiedete sich von seiner betagten Mutter in Ulm auf Nimmerwiedersehen; sie sagte ihm: Du bist immer ein folgsamer Sohn gewesen gegen Vater und Mutter; der HErr wird dich segnen. Auf der Reise nach London fand er da und dort Manches zu thun, wodurch das Missionsinteresse angefacht werden konnte. In Kassel traf er eine Anzahl von Rechtsgelehrten, die sich Christi nicht schämten und an

Pfarrer Lange „einer einfältigen, demüthigen Seele“ ihren Halt fanden. In Hannover hatte ein Herr Abt „einen Missionsverein gebildet, dem die ganze ungläubige Geistlichkeit zufiel, weil die Hauptstadt gegen andere Orte nicht zurückstehen wollte“. Pastor Petri und Consistorialassessor Niemann kämpften dort für den Glauben; „ein Justizrath schien sehr fürs Lutherische eingenommen zu sein, aber die Herzen flossen zusammen“. In Bremen wohnte Hebich bei dem theuren Pastor Mallet, besuchte auch alle Kommitteemitglieder und eine große Anzahl gläubiger Prediger, die sich für die Missionssache ernst interessirten. „In Lübeck hielt ich mich einige Tage auf; da wurde aber kaum Notiz von mir genommen. Ich sage das nicht, als ob ich was wäre; aber wo Liebe in einer Kirche ist, wäre sie da zu erweisen ohne Zweifel am Platze gewesen. Weil im Glaubenswege doch Alles auch so menschlich zugeht, so können ja auch Menschen wundersam erfrischen.“ So schrieb er 21 Jahre später, als ihn eine von Lübeck nach Kannanur gesandte Glocke erfreute. — In Hamburg wäre sein Wirth, Kandidat Pehmöller, gern selbst Missionar geworden; drei Jahre später reiste er als Superintendent der Berliner Mission ans Kap. In London traf Hebich am 28. April ein, während seine Begleiter bereits in Dartmouth ein Plätzchen gefunden hatten, wo sich in der Stille das Englischreden einüben ließ.

Die Maifeste der christlichen Gesellschaften, denen Hebich nun anwohnte, waren ihm sehr anregend; er vernachläßigte aber über all dem Neuen, das sich da hören ließ, nicht die Vorbereitungen auf die Seereise, welche ihm besonders oblagen. Hier finden wir ihn nun in eifrigem Verkehr mit D. Coates, dem Sekretär der englisch-kirchlichen Mission, der ihn schon am 30. April aufgefordert hatte, ein Zimmer im Islingtoner Institut zu beziehen; eine Einladung, die er

dankbar annahm. Herr Coates war bemüht, die neuen indischen Missionare von der Tamil-Mission, in welcher zwischen Rhenius und der Kirchlichen Gesellschaft ein Streit ausgebrochen war, der erst nach Jahren beigelegt wurde, fern zu halten. Hebich und seine Brüder dagegen wünschten sich so nahe als möglich ihren Landsleuten anzuschließen. Der Kommittee zu Basel wurde von beiden Seiten eifrig zugesprochen. Das Resultat aber war eine neue Instruktion an die Brüder, eine gesunde Stadt zwischen Kotschi und Bombay zum ersten Aufenthaltsort zu wählen. Hebich wars auch zufrieden: „des HErrn Wille geschehe, obgleich wir damit auf einen rauheren und ungebahnteren Weg gewiesen sind. Wir wollen in Allem Seinem Zuge folgen und von Herz und Verstand den rechten Gebrauch zu machen suchen."

Auf dem Malabar, einem nagelneuen Schiffe, schifften sich die drei Brüder ein. Sie hatten nützliche Freunde an zwei Mitreisenden, dem Miss. B. Bailey und dem Kollektor Sullivan, welche nach Indien zurückkehrten. Kurz vor der Einschiffung war Hebich mit Coates so ziemlich übereingekommen, „daß die Stadt Mangalur unser vorläufiger Aufenthalt zur Erlernung der kanaresischen Sprache sein soll, worauf die Mission, wenn es dem HErrn so gefallen sollte, in der Binnenlandstadt Karkal gegründet werden könnte." (Jetzt erst, 1872, soll auch dies Karkal seinen Missionar erhalten).

Am 12. Juli bestieg Hebich das Schiff in Portsmouth; am 15. fuhr es hinaus, hielt ein paar Tage vor Madeira und flog dann ohne Unterbrechung der Malabarküste zu. Hebich blieb gern auf dem Verdeck, während seine Brüder es vorzogen, in der Kajüte zu lesen und zu studiren. Er machte sich an die Matrosen, um mit ihnen über den Weg des Lebens zu sprechen und christliche Schriften unter sie auszutheilen, fand aber harten Boden. Nach vielen vergeblichen Ver-

suchen, sich Eingang bei ihnen zu verschaffen, sagte er eines Tages: „Liebe Freunde! Ich bin ein Diener Christi und habe den Auftrag, allen Menschen, zu denen ich komme, also auch euch, in Seinem Namen den Weg des Lebens darzulegen. Ich muß meine Schuldigkeit thun; und damit Keiner von euch an jenem großen Tage sagen könne, Dein Knecht hat uns versäumt und ist auf unserem Schiffe stille gelegen, so will ich euch nun das Wort verkündigen, denn ich weiß nicht, ob ihr über acht Tage noch lebet; dann habe ich wenigstens das Meinige gethan." — Da Keiner Lust bezeugte, gieng ich betrübt in meine Kajüte zurück; allein kaum war ich da angekommen, so eilte ein Matrose mir nach, mir zu sagen, sie seien alle bereit, mich zu hören. Ich gieng sogleich im Namen des HErrn. So treibe ichs nun mit ihnen; manchmal hören sie mich und ich streue in Hoffnung den Samen unter ihnen aus; manchmal muß ich wieder gehen, wenn sie den Schlaf vorziehen.

„Wenn kein Hinderniß in den Weg tritt, gebe ich täglich drei Stunden evangelischen Unterricht. In der ersten Stunde kommt ein Mann aus der französischen Schweiz, der eine wunderbare Führung hat und mich freiwillig um Unterricht im Christenthum ersuchte, indem er eine große Unruhe in sich herumtrage; ich habe die süße Hoffnung, daß er zu einer lebendigen Erkenntniß Gottes in Christo gelangen wird. In der zweiten Stunde kommt ein 16jähriger Jüngling, ein Kadet aus Schottland; er hat sich, durch Gewissensnoth getrieben, an mich gewendet, übt durch seinen Leichtsinn meine Geduld aufs Aeußerste, hat aber auch Stunden der Empfänglichkeit und kommt täglich fleißig. In der dritten Stunde kommt der Steuermann, der sich diese Zeit vom Schlaf abbricht; der Geist Gottes arbeitet an seinem Herzen, und wenn die Schmach Christi ihm nicht zum Falle wird, so habe ich

große Hoffnung für ihn.“ Dieser Steuermann besuchte später als Kapitän alljährlich zweimal die Station Kannanur; dann verstand es sich von selbst, daß Hebich an Bord seines Schiffes ununterbrochen bis zum Ankerlichten sein Werk ausrichtete, indem er der Mannschaft, den Offizieren und Passagieren die gute Botschaft ans Herz legte. In seiner mündlichen Liturgie, wie sie mit den Jahren fest wurde, hat er an jedem Sonntag auch dieses Schiffs gedacht.

Jetzt ließ er sich wieder den Bart wachsen, den er nach seinem Eintritt ins Missionshaus abgelegt hatte. Eine Dame, welche ihn durch das Geschenk eines Scheermessers erinnern zu müssen glaubte, richtete nichts damit aus. Der Bart zeichnete bis zur Zeit des Krimkriegs seinen Besitzer vor andern Europäern aus und verschaffte ihm bei den Indiern den Namen des Bartherrn. Hatte er eine solche Eigenheit sich einmal angewöhnt, so war mit Scherz oder Ernst wenig mehr bei ihm auszurichten. Alle Kritiken über dergleichen Aeußerlichkeiten ließ er mit großer Ruhe über sich ergehen. Uebrigens bleibt es bei der alten Regel für Christen: „In leiblichen Sachen sieht man sie vor allen Andern nichts sonderliches machen.“ Hebich täuschte sich, wenn er meinte, eine Ausnahme ungestraft machen zu dürfen. Denn einmal konnten Damen, deren weibliche Eitelkeit er angriff, den Hieb pariren durch Anspielungen auf den wohlgepflegten Bart des Herrn Sittenrichters; andererseits hatte er später Mühe, enthusiastische Anhänger von der Nachahmung oder auch Karrikirung solcher Aeußerlichkeiten abzuhalten.

Am 12. Oktober sah man die ersten Kokospalmen der Lakkadiven; der nächste Morgen gewährte den erhebenden Anblick der Ghatkette, und am Abend fiel der Anker vor Kalikut, der Hauptstadt Malabars. Brünstige Gebete stiegen in jener Nacht zum Himmel auf, daß doch der Eintritt in diese

neue Welt den Sendboten selbst zum Segen und den Völkern, denen sie entgegen giengen, zu ewigem Heile dienen möchte.

5. Niederlassung in Mangalur.

Am Morgen des 14. Okt. 1834 hörte Richter Nelson von der Ankunft eines Schiffes auf der Rhede; ein frommer Mann, der etliche Jahre später sein einträgliches Amt aufgab, um gegen die Unterstützung des Götzendienstes durch die ostindische Kompagnie, so viel an ihm lag, zu protestiren. Der Gedanke, Missionare könnten auf dem Schiffe sein, trieb ihn ans Ufer und ins Boot; er nahm gleich die Baileys und die drei Basler mit sich auf seinen freundlichen Hügel, wo er sie in Zelten unterbrachte und aufs Zuvorkommenste bewirthete. Am liebsten hätte er die Deutschen für Malabar behalten; doch da einmal Mangalur ihre Bestimmung war, schrieb er seinem jungen Freunde daselbst, dem Unterkollektor Findlay Anderson, ob er für sie sorgen wolle, setzte den Brüdern den Stand der Dinge in Kanara auseinander und bestellte alsbald für sie in Madras die theuren kanaresischen Wörterbücher und Grammatiken.

Der Einladung der Tinneweli-Brüder, zuerst zu ihnen zu kommen, konnte trotz alles Zuges der Herzen nicht entsprochen werden; da Anderson fröhlich zusagte, wurde am 24. Okt. ein Pattemar gefunden, der die drei Brüder aufnahm und sie nun in eine der langweiligen Arten indischen Reisens einweihte. In sechs Tagen, während deren sie Muße hatten, die scheinbar unzähligen Löcher im ungeheuren Segel zu zählen, fuhren sie die 45 Stunden Wegs nach der Hauptstadt von Kanara und wurden am 30. von dem edlen Anderson mit offenen Armen empfangen.

Dieser treue Freund, der über 20 Jahre lang der Man-

galur=Mission die wichtigsten Dienste leisten sollte, war eine unschätzbare Hilfe für die Neuangekommenen. Die Sache des Reiches Gottes lag ihm so am Herzen, daß er gerade damit umgegangen war, einen Kolporteur zur Verbreitung christlicher Schriften anzustellen; nur wollte sich nirgends ein geeigneter Mann finden. Wie froh war er jetzt, drei Missionare auf einmal zu beherbergen und sie mit Land und Leuten bekannt zu machen. Von Kotschi bis Bombay war die Küste noch unbesetzt von Boten Christi; im Innern waren Bangalur, Bellary und Belgam die nächsten Missionsstationen, keine unter 100 Stunden weit entfernt. Da dieselben aber im Gebiet der kanaresischen Sprache lagen, setzte man sich alsbald mit den Londoner Brüdern, welche dort arbeiteten, in Verbindung und freute sich königlich über die Willkommschreiben und die ersten Traktate und Bibeltheile, die von ihnen eintrafen.

Bei dem Völkergemisch in der Provinz Kanara wurde aber bald für nöthig erachtet, noch eine der hier gesprochenen Sprachen zu bewältigen, da ohnehin bald Verstärkung nachgesandt und eine weitere Station in Angriff genommen werden mußte. Man entschied sich dahin, daß Lehner das Konkani, die Sprache der Katholiken und Kaufleute, erlernen sollte, während die beiden andern ihre kanaresischen Studien fortsetzten. Im Dezember bezogen sie eine bescheidene Miethwohnung auf einem dem Seewind ausgesetzten Hügel und lernten nun mit ihren beiden Munschis, einem Brahmanen und einem Katholiken, in großer Abgeschiedenheit eifrig drauf los.

Bald erkannten sie, daß eine Station im Innern des Landes zu gründen, ein verfehltes Unternehmen wäre; die Bevölkerung war doch am dichtesten in der Nähe der Küste. Man zählte damals 20,000 Katholiken, 651,000 Hindus und

46,000 Muhammedaner in Kanara. Die Engländer der Station, etwa 18 an der Zahl, wurden nur zweimal im Jahre vom Kaplan aus Kannanur besucht; daher baten sie um einen sonntäglichen Gottesdienst. Die Missionare versuchtens damit, und da die Herren ihre Zufriedenheit bezeugten, predigten sie abwechselnd jeden Sonntag englisch.

Hebich fühlte sich ungemein wohl in dieser neuen Welt. „Wir können fest glauben; der HErr hat uns hieher geführt, in Seinem Namen stehen wir hier. Dies ist aber noch ein ganz unbearbeiteter Boden, eine geistige Wüste. Im Namen des HErrn haben wir die kanaresische und Konkani-Sprache gewählt, die erste als die Hauptsprache im Lande, die zweite als die nächstwichtigste; dann ist aber noch ein bedeutender Volksstamm hier, die eigentlichen Bauern, die Tulu reden; diesem Volke gehört zunächst das Wort vom Leben; aber ihre bis jetzt noch schriftlose Sprache zu erlernen, muß man erst das Kanaresische kennen; diese Tululeute haben nichts mit den Engländern zu thun, und nicht Einer von ihnen versteht Englisch. Dieses Volk liegt uns auch am Herzen; es soll das Wort des Lebens übersetzt bekommen und gepredigt hören: Sie sehen, wie vieler Hände es bedarf! Bei einer Wahl von Brüdern, die Sie für uns zur Stütze ausersehen, möchten wir allein solche vorschlagen, die einen geübten Blick auf den gekreuzigten Heiland haben. — Wir haben bisher immer alles reichlich gehabt; auf meinen vielen Reisen ist es mir in jeder Hinsicht schlechter und mühseliger ergangen. Doch geht hiezuland Alles sehr langsam, und unsern kleinen Haushalt einzurichten hat mich viel Mühe gekostet. Mit den versprochenen 125 Pf. St. per Jahr glauben wir auszureichen. Wir müssen wohl ein Haus kaufen, was dem Bauen weit vorzuziehen ist &c. Aber das Aeußerliche ist freilich das Wenigste. Wie wir durch den Geist Gottes auf viele Geister wirken, so wirken diese

wieder auf uns; wenn die Seele sich nicht fleißig von der Urquelle des ewigen Geistes Leben sammelt, so wird sie jenen Geistern konform gemacht, die sie im Geiste Gottes bekämpfen soll. Gedenket unser; denn nur so viel wir im Geiste wandeln, werden wir fruchtbar sein für das ewige Königreich unsres Gottes." (31. Dec. 1834.)

Wie nun die Brüder das Volk um sie her betrachteten, seine Götzendienste mitanschauten und die Noth desselben beherzigten, mochten sie sich wohl die Sprachengabe wünschen, um flugs unter sie treten und zeugen zu können. Wenn aber ein erfahrener Bruder von Bangalur schrieb: vor zwei Jahren sollen sie doch nichts anfangen! so mußte ihm Hebich zwar Recht geben, so fern er seine eigenen Fortschritte in der Sprache berechnete, „mein Herz und Geduld wird aber sehr auf die Probe gestellt." Im heißen April und Mai gieng es ihm kümmerlich, doch allmählich lernte er die Leute verstehen, besonders seinen brahmanischen Munschi, der etwas Englisch wußte, und dem ers nicht lassen konnte, mit den göttlichen Heilswahrheiten zu Leibe zu rücken. Aber wie fand er diese Menschen „so ganz in der Hand des Satans! Wenn mein Brahmane einmal von der Wahrheit des herrlichen Evangeliums überrascht wird und sein Gewissen die Zustimmung seinen Lippen abzwingt, so kehrt er nach Hause und am andern Tage ist nicht nur alles wieder weg, sondern ein größerer Unglaube hervorgewachsen. Dieser wird dann den Tag über durch das Lesen des Worts wieder in gewissem Grade beseitigt, und am nächsten Tage ists wieder dasselbe Lied. Ihr Aberglaube geht über alle Begriffe; einmal z. B. behauptete er: hundert Kinder morden ist lange kein so großes Verbrechen, als eine Kuh schlachten.

„Neulich hatte ich eine zweistündige Unterhaltung mit drei Brahmanen. Auf die Frage: 'wer ist euer Gott, Brahma,

Wischnu oder Schiwa?' wurden deren Charaktere mit ihren Thaten vorgenommen, wie sie ihre Schastras erzählen, und nun gefragt; 'Kann das Gott sein?' Antwort: 'Aber auch in eurer Bibel nennt sich Gott den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; wer sind denn diese?' Nachdem es ihnen erklärt war, ließen sie ihre drei Götter auch fahren, die sie auf einem Papier mit drei Nullen bezeichneten, und nun blieb nur eine große Null, welche das Urwesen bezeichnen sollte, von dem die drei Andern ihr Wesen erhielten. 'Wer ist aber das Urwesen?' Da wurde auf die Wand gewiesen: 'Das ist in Allem.' So habt ihr denn keinen Gott, sagte ich ihnen und machte begreiflich, daß der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, nicht in Mauer und Holz, sondern ein persönlicher Gott ist &c. Aber die Beweise thun es nicht; diese Leute suchen keine Wahrheit und bleiben daher nach wie vor. Hieher gehört ausharrende Geduld und nur der Wunsch kann uns beseelen: einen Trieb zur Wahrheit in ihnen zu erwecken. Unser Munschi, der den Dolmetscher machte, war den andern Tag wieder ebenso abergläubisch und ungläubig.

„Wilsons Schilderung der Hindugötter, von Br. Greiner mit unserm Munschi ins Kanaresische übersetzt, gab die Veranlassung zu diesen häufigeren Besuchen der Brahmanen. Der Munschi wurde nämlich über die Thaten jener Hirngespinste, die er 'seine Götter' nennt, schamroth und erkundigte sich bei seinen besser unterrichteten Kollegen 'ob es sich also verhielte', und diese Frage brachte Leben unter sie. So kommt doch schon manches Wort der Wahrheit durch ihn unter die Brahmanen. Wenn sie in Eifer gerathen beim Disputiren, wird ihnen jene Uebersetzung gegeben, dann wissen sie nicht viel zu sagen.

„Eines Abends wurde ich von zwei Brahmanen überrascht, deren einer, ein auffallend feiner Mann, mir noch

fremd war. Ich nöthigte sie sogleich in unsere Veranda, wo wir uns setzten. Da wollte er untersucht haben, was Gottes Wort sei. Ich zeigte ihm die hebräische Bibel und das griechische Neue Testament und erklärte ihm, daß das die Grundtexte seien, die er ganz verwundert anschaute; drauf legte ich ihm die ganze kanaresische Bibel vor, als eine der 160 Uebersetzungen, die dieses Buch schon erlebt habe. Die Leute meinen nämlich oft, das Buch sei eben in Bellary gemacht worden. Ans Disputiren war hier nicht zu denken, so anständig war er. Ich gab ihm einen Matthäus und den Römerbrief und empfahl sie ihm zur genauesten Prüfung; so schieden wir mit vergnügtem Herzen, indem ich ihn zu ferneren Besuchen einlud. Solche Besuche wiederholen sich nun häufig; am Ende aber wollen die Meisten nur Empfehlungen an Freund Anderson oder Geld. Sie sind gar nicht so hell und rasch, wie ich sie mir dachte, sondern höchst langsam und faul.

„Vorgestern nun gab mir mein Munschi eine merkwürdige Erklärung; 'die Brahmanen werden sich nicht bekehren. Aber die niedern Klassen, die wir nicht unterrichten, die keinen Götzen haben und nicht an Gott denken, sondern eben, wenn sie etwa krank sind, in irgend ein Teufelshaus gehen und dem Holzbild dort ihre Noth klagen und fürs Genesen etwa eine Kokosnuß versprechen; die werden, wenn man sie lehrt, das Evangelium wohl annehmen. — Hie zu Land ist noch eine Schwierigkeit: Die Christen (Katholiken) führen einen schlechten Wandel und sind sehr schmutzig, während bei uns (Brahmanen) alles so reinlich und nett ist. Da fragt man nun gleich: soll ich zu diesen schmutzigen, übelriechenden Leuten gehen?' Nun diese Schilderung des Mannes ist wahr. Was aber nicht in der Natur ist, das kann die Gnade bewirken. Ach, daß wir bald mit verständlichen Worten das

Evangelistenamt ausrichten könnten! Br. Lehner sucht mit seiner Homöopathie dem armen Volke entgegen zu kommen und nicht ohne Erfolge.

„Die Katholiken sind wirklich in einem höchst traurigen Zustand; noch immer sind sie in vier Kasten getheilt, haben ihre heidnischen Gebräuche mit herübergenommen und begehen ihre Feste mit Schießen und Feuerwerk. Am Karfreitag sah ich zu, wie sie die ganze Kreuzigung vorstellten und unter Trommeln und Pfeifen ihr Bild herumtrugen. Die Bibel ist ihnen aufs strengste verboten; einige, denen wir Bücher gaben, brachten sie wieder zurück. Nur ein Mann, der alte Portugiese Pingo, ist durchs Lesen der Bibel zum HErrn gekommen. Unser Augenmerk ist immer auf eingeborne Knaben gerichtet; etliche, denen wir Büchlein geschenkt, kommen wieder, aber viele Büchlein werden zurückgegeben, andere auch von den Priestern verbrannt. Wir müssen warten, bis uns der HErr einige Jungen zuführen wird.

„Alle vier Wochen genießen wir (mit dem alten Pingo) das heil. Abendmahl in unserer Wohnung, wozu Freund Anderson sich selbst eingeladen hat. Der hilft uns, wo er nur immer kann. Einmal in der Woche speist er auch bei uns, dann machen wir zusammen einen Spaziergang und schließen mit Gesang, Gottes Wort und Gebet. So leben wir in der Einsamkeit als selige Menschen mit unserm HErrn, der unsere Herzen mit seinem Frieden erfüllt, wodurch wir vor allem Zwiespalt gnädiglich bewahrt bleiben. Ich habe jetzt drei Kinder getauft, darunter einen braunen Knaben, dessen Großvater ein Schüler des theuren Schwarz war."

Schwer litt Hebich unter dem Sturme, der nun durch die Trennung zwischen Rhenius und der Englisch-kirchlichen Gesellschaft über Tinneweli hereinbrach. „O wann wirds einmal aufhören, daß Zion sich selbst zerstört um der Men-

schensatzungen willen! Diese höchst traurige Begebenheit ermahnt uns, für alle die theuren Missionskommitteen brünstiger zu flehen, daß sie doch vor solchen Irrungen aus Gnaden bewahrt bleiben mögen. Doch haben wir die gewisse Verheißung, daß bei allen wirklichen und scheinbaren Konfusionen dennoch das Reich Gott und Seinem Christus wird." Noch sei hier bemerkt, daß am 14. Sept. endlich der heiß ersehnte erste Brief von Basel eintraf, der eine Missionsstation für Dharwar in Aussicht stellte. Bald war die Dampfschifffahrt auf dem rothen Meer in Gang gebracht und die Verbindung mit der Heimat wurde allmählich regelmäßiger.

---

6. Die erste Rundreise und Anfang der Predigt.

Schon lange hatte Hebich mit den Brüdern auf den englischen Missionsstationen des kanaresischen Landes korrespondirt und sich gesehnt, ihre Arbeit selbst zu sehen. Da nun der älteste kanaresische Missionar, J. Hands in Bellary, sich eben genöthigt sah, nach Europa zurückzukehren, nachdem er die heilige Schrift aus Tamil und Englisch ins Kanaresische übersetzt, sonst aber wenig Frucht gesehen hatte, trat Hebich gegen Ende der Regenzeit die Reise eiliger an, als vorher beschlossen war. Freund Anderson übernahm die Kosten derselben und traf die nöthigen Vorbereitungen durch Bestellung von Trägern auf den Stationen.

Am 23. Okt. 1835 legte sich Hebich in den Palankin und war nach 29 Stunden bereits in der Militärstation der Westküste, die später der Hauptort seiner Thätigkeit werden sollte, in Kannanur. Die Gattin des eben abwesenden Kaplans nahm ihn freundlich auf. Mit ihr fuhr er gleich

Morgens in den englischen Gottesdienst, den ein frommer Offizier übernommen hatte. Nach dem Vorlesen der Predigt fragte Hebich seinen Nebensitzer, ob er ein Kind Gottes sei? („denn ich liebe kurze Fragen") und auf sein freudiges Ja kamen alsbald die andern neun Offiziere herzu, denen er seine Freude bezeugte, unter der rothen Montur Herzen zu finden, die den HErrn suchen. Man setzte sich wieder — in der Kapelle — und „3—4 Stunden flogen in fröhlichem Austausch der Herzen dahin als wären es Minuten. Es gab dann noch Manches zu verhandeln über Kirchenfragen, die, durch einen Plymouthbruder angeregt, Verwirrung unter den Glaubigen hervorgebracht hatten."

Es gieng nun in Eile nach Ma sur, wo mit dem Oberst Fraser über die im Jahr 1834 eroberte Provinz Kurg gesprochen werden sollte. Derselbe hatte protestantische Missionare in das Gebirgsländchen eingeladen, weil sie aber „auf sein Pfeifen nicht gleich hergeflogen kamen", einen katholischen Priester daselbst eingesetzt. Der Oberst war verreist. Eine evangelische Mission ist erst im Jahr 1853 unter den Kurgs gegründet worden. Ob die Besetzung Maisurs, der Residenz eines eingebornen Radscha, wünschenswerth sei, darüber konnte Hebich sich kaum klar werden; es würde jedenfalls eine Station werden, meinte er, die mehr Glauben erforderte als irgend eine andere.

Weiter führte der Weg durch die ziemlich öde Hochebene nach der großen Militärstation Bangalur, vor welcher ihm ein paar eingeborne Christen entgegenkamen, bei deren Begrüßung Hebich sich der Thränen nicht enthalten konnte. Waren es doch die ersten evangelischen Kanaresen, die er sehen durfte. Bei den Londoner Missionaren fand er eine freundliche Aufnahme und reichliche Gelegenheit, das Wort Gottes zu verkündigen. „Statt der 30, die sonst an Sonntagen sich

einsanden, kamen am 1. Nov. wohl 150 Seelen; dies macht die Neugierde, einen Deutschen gebrochen englisch predigen zu hören. Sie führen mich auch zu den Großen, denen ich herzhaft ans Herz spreche. Br. C. meinte, wenn er dem Residenten solche Wahrheiten sagen wollte, würde ihn der zur Thür hinaus werfen." Es wurde ihm überaus wichtig zu finden, wie viel Gott schon unter den Engländern in Indien gethan hatte, um eifrige Beförderer der Evangelisation des Landes aus ihnen zu machen, nachdem sie den Heiden so lange nur ein Aergerniß gewesen waren. Auch einen Katechisten trat ihm Campbell ab, den wohlmeinenden aber schwachen Brahmanen Malachi, dessen Verweilen in der Mangalur-Mission aber, wegen der schlechten Aufführung seiner Gattin, nur von kurzer Dauer war. Hatten auch die beiden Gesellschaften, die in Bangalur arbeiteten, die Londoner und die Wesleyaner, noch keine großen Fortschritte gemacht, so fanden sich doch bei beiden bereits kleine Gemeinden, unter welchen es einem Knechte Christi wohl werden konnte.

Eine weitere Reise von vier Tagen brachte Hebich (20. Nov.) nach Bellary, wo der nun abgehende Vater Hands im Jahr 1810 die erste kanaresische Mission gegründet, treu gearbeitet, jedoch nur eine kanaresische Familie getauft hatte; die Tamil-Gemeinde bestand aus etwa 100 Seelen. Unter den Engländern gab es viel zu thun, was sie durch die zartesten Liebesbeweise anerkannten; mit dem (früh verstorbenen) Miss. J. Reid wurde Hebich besonders innig verbunden. Im Gefängniß besuchte er einen Nawab, der am Tag seiner Thronbesteigung seiner Schwester eigenhändig den Kopf abgeschlagen hatte; der Muselman hatte aber kein Ohr für den Heiland. Ein Deutscher dagegen, der in der Verzweiflung einen Mord begangen hatte und nur zu lebenslänglichem Ge-

fängniß verurtheilt worden war, zeigte sich als ein demüthiges Gotteskind; er war durch Hands bekehrt worden.

Nach dreiwöchentlichem gesegnetem Aufenthalt setzte Hebich die Reise fort, um zunächst Harihar zu besehen, das ihm für eine Missionsstation empfohlen worden war. Viel besser aber gefiel ihm das stattliche Hubli (18. Dez.), eine rein kanaresische Stadt von wohl 30,000 Einwohnern in gesunder Lage, und wie Hebich ahnte, bestimmt, seiner Zeit „eine Segensstätte“ zu werden. Im nahen Dharwar, der englischen Station, predigte er wieder den Europäern, doch ohne besonderen Anklang zu finden.

Schon von Bangalur an hatte Hebich jede Gelegenheit benützt, auch den Kanaresen zu predigen; dabei war ihm aufgefallen, „wie auf einigen Plätzen das Wort so gerne gehört wird und man den Leuten nicht genug sagen kann, während an andern durchaus kein Ohr zu finden ist.“ Nunmehr beschloß er auf der Rückreise nach Mangalur sich täglich die Predigt angelegen sein zu lassen. Er machte betrübte Erfahrungen mit den Brahmanen in Jellapur, und durchzog zu Fuß die Küste Kanara's von dem Grenzort an, wohin er den Katechisten Malachi bestellt hatte, mit der Predigt des Worts. „Malachi kann ordentlich disputiren, läßt sich aber zu viel auf ihre närrischen Raisonnements ein und wird aufs Eis geführt. Bei Böswilligen verliert er auch leicht den Muth, und zu Hause kocht er lieber, als daß er in der Bibel liest. Ich bin aber über manches Wasser auf seinem Rücken geritten; es mag ein interessanter Anblick sein!“ In Kundapur traf er (20. Jan. 1836) seine beiden Brüder, die gleichfalls die erste Predigtreise unternommen hatten, und nachdem er noch in der Tempelstadt Udapi und in Mulki seine Arbeit verrichtet, traf er (27. Jan.) fröhlich in seinem Mangalur ein. Waren auch viele der ausgetheilten Traktate und

Bibeltheile schon vor den Augen der Missionare zerrissen worden, ein Anfang der Evangelisirung der Provinz war doch gemacht.

„Wir müssen unter das Volk gehen," war nun die Losung; daher wurde (Febr.) die Wohnung auf dem Hügel verlassen und ein tiefergelegenes Haus nahe am Bazar zur Missionsstätte gewählt, um hinfort täglich dem Volke predigen zu können, während Greiner in Kundapur verweilte und sich mehr und mehr auf das Tulu, als die Sprache der Bauern, warf. Lehner dagegen machte in Nordkanara Versuche, seine Konkani-Kenntnisse weiter auszubilden, fand aber eine so abstoßende Stimmung unter den Leuten, daß er bald zurückkehrte und sich ausschließlich aufs Kanaresische legte. Dazu vermochte ihn namentlich Hebich, der dringend wünschte, daß „die wenigen Kräfte nicht zersplittert werden und man nicht zu viel auf einmal anfange". Nachdem er selbst eine Entzündung seines Fußes, die schmerzhafte Folge der anstrengenden Fußreise, überstanden, widmete er sich der Bazarpredigt unter heftigem Widerstande der Muselmanen und hatte bald nach mehreren Seiten hin so viel zu thun, daß das Sprachstudium hinfort stille stand und er sich begnügte, mit dem gesammelten Wörtervorrath, zu welchem selten eine neue Eroberung aus den Einwürfen der Zuhörer hinzutrat, sein Werk zu verrichten. Er hat es darum nie zu einem angenehmen Styl der Rede, ja kaum zu grammatischer Korrektheit gebracht, sondern sich damit begnügt, als Herold der einfachsten Heilswahrheiten das Amt eines Evangelisten auszurichten.

Daß der HErr auch dazu reichen Segen geben könne, wurde ihm durch seine Erfahrungen in der englischen Arbeit hinlänglich bewiesen. Er hat auch diese Sprache nie gründlich bemeistert, aber für seinen Zweck reichte ihm sein einfacher Wortschatz völlig aus. Ein Lieutenant war wegen

Trunksucht suspendirt worden; den konnte er in seiner Demüthigung für den HErrn gewinnen, wenn es auch durch Schwankungen gieng, und fand dadurch einen segensreichen Eingang bei andern Offizieren. Die erste Dame der Westküste wurde zur Erkenntniß ihrer Selbstgerechtigkeit gebracht und demüthigte sich vor Gott. Dann erkrankte der Regimentsarzt, der Hebich wegen seines Fußübels einige Male besucht hatte. Dieser Dienst ließ sich nun erwiedern, und so oft auch der Padre abgewiesen wurde, er kam immer wieder. Eines Abends bemerkte der Kranke, er sei zu schwach zum Reden, fragte aber, als Hebich schon gehen wollte: gibt es eine Hölle? — „Wenn Gottes Wort nicht lügt, gewiß," wie sich durch die schlagendsten Schriftstellen erweisen ließ. Darauf wurde Hebich sechs Mal nicht zugelassen. Das siebente Mal hieß es: „O ich bin kein so großer Sünder, daher ich auf Gnade hoffe;" Hebich erwiederte: „Ich aber bin ein so großer Sünder, daß ich ohne einen Erlöser in die Hölle gehen müßte." Da eröffnete der Kranke seinen Herzensstand und das Eis war gebrochen. Schon am andern Tage rief er aus: „ich schwarzer Sünder! fast ist es mit mir zu spät." Aber mit Lob und Dank für die Langmuth Gottes, die auch ihm einen Heiland geschenkt, durfte er hinscheiden.

„Welch eine Freude, wenn wir in unserm schwerfälligen Laufe doch bemerken: es geht himmelwärts! Unter dem Vielen, das es zu thun gibt, sehe ich oft nichts als Nacht vor mir, gehe aber gerade drauf zu im Namen des HErrn, dann blitzt ein Strahl durch mein dunkles Wesen und mit ihm Kraft und Siegesmuth. Ich werde darob von Manchen als Narr und Enthusiast, von Andern als ein frommer Mann angesehen. Aber was nützt uns das Urtheil der Menschen, wenn wir nicht das Siegel Gottes, das Zeugniß seines Gei-

stes in uns haben? Der HErr segnet mein schwaches Bemühen, und das demüthigt mich."

Das Nächste war nun, Timmappa, einen der wenigen Tulu-Leute, die sich bei wiederholten Besuchen dem Evangelium etwas geneigt gezeigt hatten, eine kanaresische Schule in einem dazu gebauten Schulhaus eröffnen zu lassen. Am 9. Mai 1836 kam sie mit vier Knaben zu Stande; Hebich ließ sichs angelegen sein, die Leute in ihren Häusern aufzusuchen und ihre Kinder mit „demüthigen Bitten" zur Schule einzuladen. Als ihrer Zwölf waren, wurden sie durch die Gerüchte, man werde sie nun zum Fleischessen nöthigen, d. h. zu Christen machen, fast alle wieder verjagt. Doch ward das ausdauernde Warten endlich belohnt, und eine zweite Schule konnte im Juni eröffnet werden. Die Schulhäuser aber dienten seit dem 28. Juni auch zu Abendversammlungen für willige Zuhörer aus den niedern Klassen, besonders Billawer oder Palmbauern, denen freilich das Kanaresische der Bibel noch Wort für Wort erklärt werden mußte. Sonntag den 29. Mai sodann fieng Hebich im Hause den ersten kanaresischen Gottesdienst an, mit des Katecheten Familie und den Angehörigen einer Tamil-Magd. Kanaresischen Gesang wagte man noch nicht anzustimmen, obgleich drei bis vier Lieder zur Wahl vorlagen. Acht Tage darauf nahmen die Brüder das heilige Abendmahl zu elf: vier Engländer, drei Kanaresen und Tamiler mit einem Portugiesen hatten sich ihnen angeschlossen, und das schien ihnen bereits eine dankenswerthe Zahl.

Auf dem Bazar gieng es heiß her. „Man braucht euch hier nicht," sagte ein hoher Brahmane den Missionaren ins Gesicht, und das Bewerfen mit Steinen und Kuhmist schien fast zur Regel werden zu wollen, bis Hebich einmal einen müßig zuschauenden Polizeidiener tüchtig ausschalt und Anderson, nach manchen Bedenken, dem Polizeikorps denn

doch einen Wink zukommen ließ, sie sollten Unordnungen, wenn sie dieselben sähen, zu verhüten suchen. Daß sie dieselben sehen sollten, konnte ihnen freilich nicht zugemuthet werden; und auf die Frage der Brahmanen, ob die Regierung den Auftrag zur Predigt gegeben habe, erklärte Hebich: nein, der Gott Himmels und der Erde allein sei es, der sie dazu hergeschickt habe. Da konnte denn ein Brahmane vier Nägel emporheben, die er mit sich herumtrug, und sagen: mit solchen Nägeln hat man eben diesen Gott ans Kreuz geschlagen; ein Witz, der mit lautem Beifall belohnt wurde. Doch wenn Hebich mit großem Ernste sie als die Verführer des Volks mit Gottes Zorn bedrohte und Himmel und Erde zu Zeugen anrief, daß er die Wahrheit sage, die einmal auch ihnen — vielleicht zu spät — offenbar werde, schlichen sich wohl auch die Gelehrten und Witzbolde nach Hause. Um ihnen näher zu kommen, wurde im Juli mit einem schweigsamen Brahmanen der Versuch gemacht, eine Schule für Brahmanenkinder zu gründen; er zerschlug sich aber, da die Reicheren nun plötzlich fünf Schulen nach einander eröffneten, um die Missionsschulen entbehrlich zu machen.

Immerhin standen jetzt die Missionare in stetem Verkehr mit den Einwohnern Mangalurs, wurden fleißig besucht auch von den höchsten Kasten und kamen wiederum in Hütten der Palmbauern und Fischer. Ehe die erwartete Verstärkung aus Europa nachkäme, ließen sie sichs angelegen sein, das geschickt gelegene Haus, in welchem sie zur Miethe wohnten, zu kaufen, damit später für das vielbesprochene Seminar ein Anbau aufgeführt werde.

Am 1. Dez. wurde der Kauf des Missionshauses mit dem Parsi-Eigenthümer in Richtigkeit gebracht; die Kaufsumme (4900 Rupien) schoß der bewährte Freund Anderson vor, der sich nun eben anschickte, seinen Urlaub zu einer Reise zu

benützen, auf der auch die Christen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz besucht werden sollten. Es regte sich allerhand Neues. Im November hatte Nelson einen Fischer, Mandschu, von Kalikut, herauf geschickt, welcher dort durch einen Tamilkatechisten die erste Belehrung erhalten und den Wunsch, getauft zu werden, geäußert hatte. Da er in Mangalur zu Hause war, schien es das Beste, ihn dahin zu senden; Hebich sah ihn als einen aufrichtigen, schwachen Mann an und hoffte, er dürfte sich zu einem Schullehrer für seine Kaste heranbilden lassen. — Da die einfachen kanaresischen Schulen in keinen rechten Schwung kommen wollten, während viele Stimmen eine englische Schule wünschten, wurde an Errichtung einer solchen gedacht und um einen tauglichen Lehrer nach Madras geschrieben. Diese Frage fand erst später eine günstige Lösung; vorerst zeigte sich nirgends ein passender Lehrer. — Die Engländer aber luden Hebich eine neue Arbeit auf, die Verwaltung ihres Armenfonds (von etwa 80 Rps. monatlicher Beiträge); da ließ sich mit der wöchentlichen Austheilung von Reis und mit der Aufsicht über die Aussätzigen und Siechen, welche in einem Gehöfte neben dem Gefängniß zusammenwohnten, die Predigt an die Aermsten verbinden.

Jeden seiner Abende theilte Hebich zwischen dem Bazar und der Erwachsenenschule in der Weise, daß er dort mehr den Fernen, hier — bei Lampenlicht — den bereits Näherstehenden predigt, so gut er es mit seinem Kanaresischen vermochte. „Ich thue das oft freudig, oft auch sehr niedergebeugt. Mein Satz ist aber der: je mehr die Leute toben, desto mehr muß ihnen gepredigt werden in der Kraft des HErrn. Der Anfang ist immer das Schwerste; da geht es uns wie Soldaten, die in eine Schlacht ziehen sollen, die alte Natur krümmt sich wie ein Wurm; wenns aber erst wieder angefangen ist, dann gehts leichter. War ich schon ge-

nöthigt, allein aufzutreten, weil Malachi ausgegangen war, so hieß es oft in meinem Innern: „O du kannst ja ein ander Mal gehen!" Endlich machte ich mich auf im Namen des HErrn in meiner großen Schwachheit mit Furcht und Zittern, gieng auf den Hauptplatz des Bazars, stellte mich auf den Ort, nahm meinen Strohhut ab und bedeckte mein Angesicht, um im Stillen noch ein paar Seufzer zu meinem gekreuzigten Heiland hinaufzuschicken, legte dann meinen langen Bambustock, der immer mit mir wandert, nebst meinem Hut auf die Seite, schlug mein kanaresisches Testament auf und las Ebr. 9: 'Dem Menschen ist gesetzt einmal zu sterben, darnach aber das Gericht,' und verkündigte nun davon ausgehend den Ernst Gottes und sein heiliges Evangelium. Der Umstand, daß am nächsten Tag das Fest des Ganapati war, setzte ungewöhnlich viele Leute in Bewegung und es sammelte sich eine so große Schaar um mich her, wie ich sie noch nie gehabt habe. Der HErr war auch in meiner Schwachheit meine Kraft. Als ich weggieng, ließ sich eine Stimme hören: Hoho! aber von Andern wurde sogleich ein kräftiges Hst! gegeben, und so entließ man mich mit Ehren. Andern Tags aber setzten sie ihr Hoho! durch und begleiteten mich unter gellendem Geschrei und Sand- und Steinwerfen eine gute Strecke weit." Manchmal mußte er auch zwischen allen Ernst hinein lächeln über naive Entgegnungen, die er zu hören bekam. Er hatte einmal nachdrücklich vor der „offenen" Hölle gewarnt; da fragte ihn ein feiner Knabe ganz artig: „wollten Sie dann nicht die Güte haben, ihren Deckel zuzumachen?"

Wie es unter solchen Arbeiten zu erwarten war, stellte sich eine Einseitigkeit Hebichs heraus, die wir mit einem Ausdruck des sel. Goßner bezeichnen können: er war wie dieser ein geborner Einspänner. Da er seine Mitarbeiter herzlich

liebte und ihnen das Beste zutraute, auch mit nichts hinter dem Berge hielt, glaubte er sich gleichermaßen von ihnen geliebt und verstanden, und hatte als der Raschere das, was auszurichten war, meist schon gethan, wenn sie vielleicht eben noch warteten, ob er mit ihnen darüber zu Rathe gehen werde. Beiden mangelte die Gabe, sich frisch und frei auszusprechen; da konnte es kaum anders gehen, als daß Hebichs Art ihnen Manches zu tragen gab, seine treue Liebe einen allzu väterlichen Beigeschmack zu haben schien und sie sich wohler fühlten auf einsamen Predigtreisen, als beim Zusammenleben im Missionshause. Alles das waren Stimmungen, die zuweilen diesen und jenen drückten; daß sie nicht gründlich überwunden wurden, war ein Mangel, der zunächst nicht viel schadete, bei einer weiteren Vermehrung des Missionspersonals aber stärker hervortreten mußte.

---

7. Zweite Brüdersendung.

Die sehnlich erwartete Verstärkung war in Indien eingetroffen. Miss. H. Mögling, ein Würtembergischer Kandidat, mit drei Basler-Zöglingen war am 8. Nov. 1856 in Bombay gelandet und von dem schottischen Missionar Dr. Wilson mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Wie wohl es den Deutschen bei diesen Brüdern wurde, voran bei dem edlen Staatsrath Farish, der zwei von ihnen herbergte, ist nicht leicht zu sagen. „Gleichgültig gegen die Kirchenunterschiede, wo sich der Eine Geist offenbart, voll reger brüderlicher Liebe, eifrig am Wort Gottes, fleißig im Gebet, streng gegen die Weise der Welt“ schienen ihnen die angloindischen Christen, „in der That Lichter, welche, wenn

der Abstand zwischen den Herrschern und den Beherrschten nicht so groß wäre, sicherlich viel dazu beitragen müßten, diese finstere Nacht zu erleuchten, die durch die Gottlosigkeit der europäischen Menge nur noch finsterer wird." Zwei der Brüder, J. Layer und H. Frey, wurden von dem Schiffs-Kapitän, der die vier Missionare in Kannanur zu landen sich verpflichtet hatte, auf einem indischen Fahrzeug nach Mangalur geliefert, 23. Nov. Mögling und Lösch nahmen die Einladung der christlichen Freunde in Bombay, vierzehn Tage zu verweilen, an und kamen am 6. Dez. nach Mangalur. Sie fanden den bärtigen Senior allein. Lehner und Greiner waren auf Predigtreisen. Auf die Nachricht von der Ankunft der neuen Brüder kehrten beide schnell zurück.

Ein wichtiger Punkt war zu berathen. Die ältern Missionare hatten eine zweijährige indische Erfahrung hinter sich. Mit ihrem Gehalt (von 125 Pf. St. für die Person) hatten sie nicht blos ausgereicht, sondern auch 200 Pf. St. der Kommittee zurückgegeben, „damit sie noch mehr Leute schicke." Hiemit glaubten sie das Rechte gethan zu haben; hofften aber, die Kommittee werde dann auch einstehen, wenn die Bedürfnisse sich mehren. Hebich meinte bei Zeiten für seine beiden Mitarbeiter ein gutes Wort einlegen zu sollen. Er schrieb z. B.: „Ich denke, von der Gesellschaft für meine eigene Person nicht mehr zu nehmen, als was ich nothwendig zum Unterhalt gebrauche, denn ich gedenke, so der HErr ferner Gnade gibt, mich nie zu verheiraten. Ein Punkt, wo ein jeder Bruder wissen muß, was er zu thun hat, und darin auch jeder Bruder volle Freiheit haben sollte. Andere Missionare wundern sich, daß keiner von uns Dreien ein Weib hat, und in der That, wer nicht damit versehen ist, kann in Indien keines kriegen."

In Basel aber hatte der Freimissionar A. N. Groves

bei seinem Besuch im März 1835 versichert, Missionare könnten auch in Indien mit viel weniger ausreichen, wenn sie einfacher leben wollten. Die vier neuen Brüder waren mit Freuden auf den Vorschlag eingegangen, welchen Inspektor Blumhardt ihnen gemacht, keinen Gehalt zu beziehen, sondern auf Rechnung der Mission, versteht sich so einfach als möglich, zu leben. Recht einfach, wo möglich wie die Eingebornen, wollten die neuen Ankömmlinge leben. Hebich hatte von den neuen Dingen keine Ahnung; er hatte z. B., weil gutes Fleisch in Mangalur oft kaum zu bekommen war, für die neuen Brüder bestmöglich sorgen wollen und ein paar Schafe gekauft, die im Missionshof gefüttert wurden und nach und nach geschlachtet werden sollten. Wie staunte er, als die Brüder den Braten ausschlugen und nur Reis und Kari essen wollten!

Bei der Besprechung über die künftige Rechnungsweise konnten die jüngeren Brüder sich mit den ältern nicht vereinigen, indem diese ihre bisherige Weise für entschieden praktischer hielten und „sich an so luftigen Ideen gar nicht erbauten". Jene dachten daran, nach dem ihnen angewiesenen Dharwar zu ziehen und dort ihre eigene Art zu versuchen. Hebich, der schon bei den Londoner Brüdern in Belgam angefragt hatte, ob sie gegen die Besetzung des nur zwanzig Stunden entfernten Dharwar nicht einzuwenden haben, und sammt seinen nachrückenden Brüdern von ihnen aufs freundlichste eingeladen worden war, entschloß sich mit Mögling hinaufzuziehen und die neue Station zu beginnen, während die übrigen drei Neulinge in Mangalur die Sprache lernten und nebenbei etliche Knaben im Englischen unterrichteten.

Hebich und Mögling fuhren also (12. Jan. 1837) in einem Boote nach Goa ab. Es waren zwei grundverschiedene Männer, berufen der deutschen Mission auf der Westküste ihren

eigenthümlichen Charakter zu geben. Beide waren durch merkwürdige Führungen fast plötzlich zu Christo bekehrt. Beide hatten sich mit ganzer Seele der Heidenmission hingegeben. Jeder erkannte in dem Andern die ungewöhnliche Begabung und persönliche Tüchtigkeit an. Aber die vielseitigere Bildung des Kandidaten, seine entgegenkommende Offenheit für geistige Bestrebungen jeder Art, seine rege Erfindungsgabe und lebendige Beweglichkeit hatten etwas Beunruhigendes für den alten Praktikus; während allerlei orakelartige Aeußerungen Hebichs im wunderlichen Gemisch mit kaufmännischer Schlauheit und scharfblickendem unbedenklichem Dreingreifen den Neuling zu eingehendem Studium und allseitiger Kritik des interessanten Mitarbeiters aufforderten. Beide waren indessen Optimisten im besten Sinn des Wortes; so genossen sie einander in großer Heiterkeit und Gemüthlichkeit, ohne doch irgend welchen Zwischenfall, der zu gegenseitiger Beobachtung und Ergründung dienen konnte, unbenützt vorbeigehen zu lassen. Die beiderlei Missionsrichtungen, welche Jeder vertrat, ließen sich vorerst noch nicht klar aussprechen; herrschte bei dem Einen der Glaube an plötzliche Eingebung und ein gewisses Zutrauen in die bisher erprobte Arbeitsweise vor, so tauchten bei dem Andern Träume auf von einer allseitigeren Anfassung, Weckung und Erziehung der in einem Heidenvolke schlummernden Kräfte, die freilich erst unter der Uebung zur festen Theorie sich klären konnten. Was aber Beide erstrebten oder vielmehr in gleicher Erkenntniß ihrer Unzulänglichkeit sich demüthig erbaten, war Eines: die gründliche Bekehrung von Heidenseelen, das Gottesgeschenk wenigstens Eines Kindes, in dessen neuem Leben der irdische Vater die besten Züge seines eigenen Bildes erkennen könnte.

In G o a fanden sie kein Unterkommen, daher sie von einem Empfehlungsschreiben an den portugiesischen Militär-

gouverneur Gebrauch machten, das Hebich von einem der Mangalur-Offiziere erhalten hatte. Es war das ein gewisser de Mello, der sie sogleich höflich einlud, bei ihm zu wohnen und sie drei Tage lang herrlich bewirthete. Er war ein alter napoleonischer Offizier, einäugig, der den früheren Gouverneur abgesetzt hatte und einige Monate später dafür gefangen nach Portugal abgeführt wurde. Da suchte nun Hebich sein Französisch hervor und gebrauchte es treulich zum Predigen bis tief in die Nacht. Der Hauswirth nahm seine Gäste mit nach Altgoa, machte sogar den Dollmetscher in einem Nonnenkloster und lud allerhand Leute zu sich ein, bei denen Mögling sein Latein auffrischen konnte. Fast überall stießen sie auf krassen Unglauben. Die gutmüthige dicke Hauswirthin aber nahm doch eine portugiesische Bibel an, ein Beispiel, das Nachahmung fand. Nachdem die Beiden in des Gouverneurs Boot den Fluß hinaufgefahren, erstiegen sie zu Fuß das Gebirge und wurden von dem Londoner Missionar Beynon, der ihnen zwei Tagreisen weit entgegenritt, in Dharwar eingeführt (25. Jan. 1837). Ein frommer Lieutenant St. hatte soeben sein Haus für seine Braut eingerichtet. Da sich aber die Verbindung zerschlug, nahm er dafür die Brüder bei sich auf, und lud auch die noch in Mangalur weilenden dringend ein.

Allerhand Thüren schienen sich wie im Fluge vor Mögling zu öffnen, daher erkannte ers fürs Beste, die neue Station mit aller Macht zu beginnen, und rief seine Brüder nach Dharwar herauf. Doch wurde für billig erachtet, zum Zeichen der fortdauernden Verbindung beider Stationen, wenigstens einen der neuen Arbeiter, den Schulmann Lösch, in Mangalur zu belassen. Layer und Frey dagegen eilten (Ende Febr.) nach Dharwar, wo sofort ein Hauswesen in einfachster Weise hergestellt wurde, um der Kommittee Muth zu machen, möglichst bald „ein Dutzend Brüder“ nachzusenden.

„Hebich zog indessen mit Beynon nach der großen Militärstation Belgam, wo er nun (31. Jan. — 10. März) von Morgen bis Abend Großen und Kleinen predigte, dem General wie den Soldaten, Weibern und Kindern, so einfältig und gewaltig, daß vieler Herzen offenbar wurden. Er fragte nicht, ob einer hören wolle; mit seinem Testament in der Tasche zog er von Haus zu Haus; manche entschuldigten sich oder liefen davon, es half sie nichts. Kaum war ein Europäer auf der Station, dem er nicht Leben und Tod vorgehalten hätte. Obgleich er die Wahrheit in seinem unregelmäßigen Englisch sehr deutsch sagte, die Leute Lügner hieß (das Aergste für englische Ohren), den angesagten Ball von der Kanzel herab als Teufelsfest charakterisirte, gewann er doch die Achtung und Liebe der Meisten. Ein Ingenieurlieutenant wurde plötzlich erweckt, viele andere zum Suchen des Heils angetrieben; daß mehrere Damen nicht auf den Ball giengen und Hebich darüber mit dem gutmüthigen heitern Kaplan hart zusammentraf, erregte großen Lärm. Die frommen Offiziere waren so erfreut, daß sie vorschlugen, Hebich solle die Mission unter Engländern zu seinem Hauptgeschäfte machen, und sich bereit erklärten, ihn dazu auszurüsten; doch erschien ihm das, wie auch uns, zunächst unthunlich. — Immerhin ließ er sich bewegen, auf etliche Tage auch Kaladgi zu besuchen, wo er, obgleich er selbst etwas muthlos zurückkehrte, doch Leben wecken durfte. In Dharwar verboten ihm einige Herren das Haus."

In dieser Weise berichtete Mögling von Hebich. Letzterer selbst hat allerhand Interessantes über seinen Besuch in dem gesund gelegenen Belgam aufgezeichnet, wo ihn auch die Pfirsiche, Trauben und Erdbeeren erquickten. Ihm schien, die beiden Missionare dort wohnen einmal zu fern vom Volke, und dann fahren sie allzu sanft mit den Leuten, indem sie

auch auf dem Bazar nur mit ihnen konversirten, während ihm das Wort viel fruchtbarer schien, „wenn es mit Autorität verkündigt werde". Doch könne Gott beides segnen; nur müsse es irgendwie durch Kampf hindurch. — Von Kaladgi ist aber etwas nachzuholen, so kurz der Besuch (24—28. März) ausfiel. Hebich wohnte bei dem Adjutanten des dortigen Regiments, einem Lieutenant Davidson, der seit zwei Jahren bekehrt, durch seine Briefe nach Schottland seine Mutter und zahlreiche Geschwister für den HErrn gewonnen hatte, in seinem Regimente aber sich noch sehr einsam fühlte. „Ich besuchte die anwesenden Engländer alle der Reihe nach, und da gerade der General zur Inspektion angekündigt war, konnte ich Jeden sprechen, indem auch die sonst Abwesenden sich von draußen eingefunden hatten; andererseits ließ ihnen freilich die Vorbereitung für den General wenig Zeit für mich übrig. Am Ostertag predigte ich öffentlich, aber eine so satte und leichtsinnige Gemeine hatte ich schon lange nicht gehabt. Ich dachte vierzehn Tage daselbst zu bleiben, im Fall die Leute Freude am HErrn und seinem Worte finden würden; da aber das Gegentheil eintrat, so eilte ich wieder weg, indem ich ihnen allen bezeugte, daß ich im Namen des HErrn zu ihnen gekommen sei, da sie aber nichts von mir wollen, so reise ich wieder weg." Nachher hörte Hebich, wie seine schnelle Abreise die Leute aufmerksam gemacht habe; Layer aber, der im Oktober nach Kaladgi kam, fand bereits unter den vierzehn Engländern ein reges Leben, „mehr als die Hälfte sind kräftiglich erweckt". Major Davidson hat nach 23 Jahren Zeugniß abgelegt, wie viel das Regiment diesem dreitägigen Besuche eines Missionars verdankte, „der freilich sein ganzes Herz in seines Meisters Dienst hatte und uns das zu fühlen gab, indem er den köstlichsten Geruch seiner Anwesenheit zurückließ."

Nach Dharwar zurückgekehrt, sammelte Hebich die zuverläßigsten Nachrichten über die neue Station und ihre Umgebung und besuchte dann mit Mögling und Frey die Hauptstadt der Eingebornen, **Hubli**, wo, wie ihnen klar ward, die Centralstation der oberländischen Mission gegründet werden müsse. Da überraschte ihn spät Abends (8. April) ein Hauptmann, der sammt einer Kompagnie Sipahis daherzog, mit der Nachricht, er sei soeben eiligst nach Sirsi beordert, da in Mangalur Alles im Aufruhr sei. „Wir waren wie Träumende." Die Brüder kehrten nach Dharwar zurück, Hebich setzte langsam die Reise nach Mangalur fort, indem er allerwärts den Heiden predigte. Daran ließ er sich auch durch ein Warnungsschreiben des Dharwar Collectors nicht hindern, das ihm empfahl: „mit den Eingebornen doch höchst vorsichtig zu fahren und von der Richtigkeit ihrer Götter zu schweigen" &c. Er dachte: „der arme Mann weiß nichts von meiner Predigt. Ich habe Gottes Wort zu reden und darf nicht schweigen. Amen."

Der Aufruhr, den das Gerücht so sehr vergrößerte, war damals bereits am Erlöschen. Es war nämlich (30. März) im Unterlande der Kurg-Provinz, das zu Kanara geschlagen worden war, ein Aufstand ausgebrochen, der von den Behörden schwach bekämpft, mit reißender Schnelligkeit bis Mangalur sich verbreitete, und die Flucht aller Civilisten, auch der Missionare zur Folge hatte.*) Als die letzteren (20. April) von Kannanur zurückkehrten, fanden sie jedoch das Missionshaus unverletzt; nur das vorräthige Geld war von ihrer eigenen Dienerschaft gestohlen worden.

Hebich war schon in Sirsi über den Aufstand beruhigt

*) Das Nähere siehe in „das Kurgland, von Dr. H. Mögling." Basel 1866.

worden, eilte aber nur um so mehr seinem Mangalur zu. Im Boot von Honnawar hergefahren, landete er am 2. Mai, hörte am Strande, daß das Haus noch stehe, er trat in den Garten und traute seinen Augen kaum, als er Alles fand, wie ers verlassen hatte. Er konnte nur loben und danken. Uebrigens brauchte es natürlich geraume Zeit, bis die durch den Aufstand herbeigeführte Verwirrung wieder beseitigt war.

Vorerst waren es zwei getrennte Missionen, die nun im Gebiet der Basler bestanden, und es mußte beiden daran gelegen sein, sich der heimischen Kommittee, welche über die nachzusendende Verstärkung zu disponiren hatte, durch möglichst raschen Fortschritt und geringe Unkosten zu empfehlen. So legte es denn Hebich darauf an, die Mangalur-Station so wohlfeil als möglich zu machen, daß sie nicht zu weit hinter der fortschrittlichen im Norden zurück zu bleiben scheine, und berechnete der Kommittee für die „Fluchtreise der drei Brüder nach Kannanur" nur die Pfd. St. 3. 5. 8, welche sie gekostet, „damit Sie auch ein Andenken an unsern Schreck und die Todesgefahr meiner drei lieben Brüder haben. Die Untersuchung wegen des gestohlenen Geldes mag ausfallen wie sie will, so sollen Sie nichts darunter leiden." Vom Gehalt der vier Brüder aber ersparte er in diesem Jahre 141 Pfd. St., „die Sie vom HErrn zu empfangen belieben, damit im Fall der Noth Sie uns solche wieder zukommen lassen können." Unter einem solchen Nothfall dachte er sich zunächst die Verheiratung seiner Brüder, um deren Gestattung er „als neutraler Mann" dringend bat, indem er Beider Gesuch mit allerhand praktischen Gründen unterstützte.

Das Absehen auf möglichste Wohlfeilheit hat je und je den Betrieb christlicher Unternehmungen belebt und gestört; in den Missionen der Neuzeit taucht es immer wieder auf aus den verschiedensten Veranlassungen. Die Fragen über

Verehlichung und Haushalteinrichtung, über den Umgang mit Engländern oder den Gebrauch des Palankins, über Wein- und Biertrinken oder Rauchen 2c. sind schon für manche Mission eine wahre Heimsuchung geworden. Hebich vertrat entschieden eine freie Behandlung dieses Punktes, über den sich einmal kein strenges Gesetz geben ließ, ohne die wichtigsten Interessen der Missionsarbeit zu schädigen.

Auch Mögling fühlte wohl, welche Gefahr in den damals schwebenden Fragen verborgen lag; er schrieb einmal einem Freunde: „Ich liebe und respektire Hebich als einen Mann Gottes, und wenn ich allein mit ihm wäre, würde ich wohl mich ganz unter ihn zu demüthigen versuchen. Aber wo mehrere Brüder sind, will das nicht gehen. Einige meinen, ich gehe zu weit in meiner Rücksicht auf sein unbestreitbares geistiges Uebergewicht, und er wolle eben mich gewinnen, um dann ungehindert dominiren zu können. Da muß ich nun wohl oder übel anfangen zu politisiren. Das sind schlimme Dinge. Ich wundere mich nur, wie uns der HErr bei all diesem Unverstand doch so viel Liebe läßt."

Hebich blieb übrigens mit den Dharwar Brüdern „in der lebhaftesten Korrespondenz" und hatte „die freudige Zuversicht, daß unsere Sache noch eine rechte Sache werden wird. Amen."

Unter der Kommission, welche nun über die Anführer zu urtheilen hatte, trat auch aus Malabar ein Richter S. ein. Er schien Hebichs Besuche erst nur zu dulden, und die andern Missionare warnten Hebich, lieber nicht mehr hin zu gehen, da der scharfdenkende vielbelesene Mann ihn nur für Narren habe; bald aber fand das Wort Gottes eine gute Stätte bei demselben und er lernte, wie er später rühmte, von dem derben Deutschen zum ersten Male, was Beten eigentlich ist. Durch eine Schenkung dieses Freundes wurde später

die Ausdehnung der Mission nach Süden wesentlich beschleunigt und erleichtert.

Damals schrieb Hebich (9. Jan.): „In Mangalur liegt jetzt alles voll Militär. Lieutenant C. wohnt bei uns, als ein geistlicher und leiblicher Patient; er wird seines Saufens wegen wohl seinen Dienst verlieren. Dazu haben wir auch den (trunksüchtigen) Dr. P. mit Frau und Kind aufgenommen, die von den Kurgs gefangen waren. Die Engländer kommen Sonntags in unser Haus zum Gottesdienst; es geht aber traurig unter ihnen zu. Zwei Bombay-Offiziere duellirten sich; Lieutenant S. (ein erweckter Mann!) hieb einem seiner Soldaten in der Hitze den Kopf ab und läuft Gefahr gehängt zu werden*); ein anderer Lieutenant schlug seinen Knecht todt. Der Prätendent Kalia Swami aber hängt schon in Ketten und mehrere werden folgen."

Unter diesen Umständen wurde Hebich seines Berufs, auch den Engländern das Wort von Christo zu verkündigen, immer gewisser. Als ihm Mögling die Bedenken eines bedeutenden Mannes über diesen Punkt mittheilte, antwortete ihm Hebich (Nov. 1837): „Was C. geschrieben, hat manches Gute, aber in der Hauptsache irrt er sich gröblich. Bin ich blos ein Diener Gottes für die Heiden, und nicht vielmehr für alle Menschen, zu denen mich der HErr sendet? Ich habe nie an etwas Exclusives gedacht, sonst höre ich auf ein Knecht Gottes zu sein. Ich fühle mich den Engländern verpflichtet: 1) weil Gott ihnen dies Volk anvertraut hat, wodurch uns sichtbarlich der Weg zu denselben bereitet ist; 2) gibt uns der HErr tausende von Wohlthaten durch sie, durch ihre Regierung 2c. (die wir wohl ignoriren mögen; es ist aber nicht billig, nur auf die schwache Seite zu sehen); 3) ohne ihre großen Geld-

---

*) „Er kam mit zwei und ein halb Jahr Gefängnißstrafe weg.„

gaben könnten die Missionare gar nicht das ausrichten, was sie wirklich thun. — Und soll ihnen für dies Alles nicht auch wieder etwas werden? Wie herrlich hat der Herr das Mühen seiner Knechte an ihnen gesegnet. Die Verheißung ist ja an ihnen erfüllt: Ihr sollt die Frucht eurer Liebe zuerst genießen. Läßt Er doch keinen etwas umsonst thun und gibt einem jeden auf seinen Kopf, nach dem er thut. O ein gerechter und treuer Gott! Wenn Du nun mit diesem Sachregister prüfst, so mußt Du einsehen, daß dieser Mann irrt, aber doch uns auch vor Abwegen warnt, wofür wir ihm zu danken haben. Wenn eine Missionsstation, wo kein Kaplan ist, wöchentlich den Engländern eine Predigt gibt, so ist es nur Schuldigkeit. Die Heiden können außerdem das Wort genug hören, wenn sie selig werden wollen. Natürlich läßt man sich dadurch von Reisen nicht abhalten. Ich bin mit Freuden bereit, wenn der HErr mich armen Sünder dazu ruft, jedes Jahr ein bis zwei Monate extra den Engländern hinzugeben, nach meiner Erkenntniß vom Willen des HErrn." Der Erfolg hat seine Ansicht völlig gerechtfertigt.

---

8. Erstlinge der Ernte.

Am 1. Dez. 1836 wars, daß ein Tambour Kolb, dessen Vater ein deutscher Soldat gewesen war, seinen neunjährigen Knaben an Hebich übergab: „die langersehnte Erstlingsgabe für das Seminar." Bald schloß sich ein Verwandter des ersten Taufkandidaten an den Knaben an, und der eben eintretende Lösch fand also, da zugleich mehrere Hindujünglinge Englisch lernen wollten, alsbald einige Schüler, mit denen er einen Anfang in europäischem Unterricht machen konnte.

Da sich allmählich die Zahl mehrte, sowohl der zur Erziehung rückhaltslos übergebenen Jungen, als der nach englischem Unterricht verlangenden Stadtkinder, so wurde für nöthig befunden, ein Seminargebäude oder Waisenhaus (die Namen wechseln vorerst) und eine englische Schule, die zugleich als Kapelle dienen konnte, herzustellen. Beides unternahm Hebich unter allerlei körperlichen Leiden noch während der Regenzeit 1837. Mit großer Anstrengung wurden die Bauten vor dem nächsten Monsun zu Ende gebracht.

Am 16. September taufte er den obenerwähnten Fischer Mandschu (Abraham) mit seinem Töchterchen, worauf derselbe „munter vom HErrn zu zeugen anfieng“, wie er auch durch seinen ganzen Wandel dem Lehrer zuerst Freude machte. Dieselbe sollte sich mit der Zeit bedeutend mindern; ein ganzer Mann ist dieser Abraham nicht geworden, theilweise durch die Schuld seiner bösen Frau.

Mehr bewährte sich eine andere Hoffnung, die damals aufgieng. Ein Tamilknecht, 1822 durch den eingebornen Missionar S. Flavell in Bangalur bekehrt und getauft, war später nach Kannanur gekommen und hatte auf den Wunsch einiger Offiziere etliche Tamilchristen als nothdürftiger Katechist mit dem Wort zu bedienen unternommen. Nach Allem schien es doch das Beste, ihn in einer Mission unterzubringen, so sandte man ihn (August) nach Mangalur. Dieser Aaron konnte damals etwas kanaresisch sprechen, aber nur Tamil lesen. Hebich nahm ihn an in der Hoffnung, daß seine begabten sieben Kinder „uns wahrscheinlich von großem Nutzen werden können“. Das ist geschehen, wenn auch Aaron selbst mit seiner tiefgewurzelten Selbstgerechtigkeit nie eine bedeutende Hilfe wurde. „Es ist hier Alles,“ bemerkt Hebich, „so beweglich und veränderlich, daß es einem bange werden möchte, etwas zu berichten; doch hoffen wir, daß der

HErr ferner mit uns sein wird, obgleich wir unter großem geistigem Drucke arbeiten. Unsere beiden Schulmeister sind auch noch ganz Fleisch."

Während nun seine Brüder das Land mit der Predigt durchzogen, Lehner mehr im Norden, wo er hängen blieb und eine Nebenstation Honnawar gründete, Greiner im Süden und Osten, hatte Hebich unter seinen Bauten die Freude (Dez. 1837), einen ganzen Haufen von Knaben, wie man sie schon seit drei Jahren suchte, von verschiedenen Seiten her überwiesen zu bekommen, so daß die Zahl von vier plötzlich auf zweiundzwanzig stieg. Nur Schade, daß die meisten Tamiler waren und also erst kanaresisch lernen mußten. Sie schliefen vorerst im Wohnzimmer des Missionshauses und aßen in der Veranda. „Es ist noch wildes Volk, einige fast wie wilde Thiere, und kosten viel Arbeit, doch erfüllen sie das Herz mit Freude; ich lasse sie sachte vorangehen, daß sie sich etwas an einander gewöhnen, während ich sie mores lehre. Meine Kur beschränkt sich auf Hungernlassen, und seufze dabei zum HErrn. So hat Er's uns gelingen lassen, das Seminar anzufangen; wir nennen es aber lieber ein Waisenhaus. Wie sehr würde es uns daher freuen, wenn die schon geübten Streiter Pfander und Kreiß, die wir (aus Persien) erwarten, bei uns bleiben könnten!"

Diese beiden Brüder hatten nach Aufhebung der kaukasischen Mission sich Indien zugewandt, und trafen nach fünfmonatlicher Wanderung von Schuschi (19. März 1838) in Mangalur ein, wo sie eine Weile im Zweifel standen, ob sie sich nicht frisch ans Werk machen sollten, bis Pfanders Sehnsucht, unter Muhammedanern seine persischen Kenntnisse zu verwenden, sie endlich doch zum Aufbruch noch Nordindien vermochte.

Mit den Knaben aber hatte Hebich seine liebe Noth. Bei

ihrer Verschiedenheit an Alter und Herkunft fehlte es nicht an Veranlassungen zu Streit und Unruhe aller Art. Hebich ließ ihnen einmal allen das Haar glatt abscheeren als das einzige Mittel, ihre Köpfe rein zu machen und zu erhalten. Darüber wurden aber einige indobritische Knaben, sowie etliche Hindus von den Verwandten weggenommen, jene weil sie die europäische Tracht nicht aufgeben wollten, diese um des Zopfes willen. Dann hatte Pfander von Bombay ein Stück gesalzenes Ochsenfleisch mitgebracht, was der haushälterische Koch, ein Taufkandidat, unbedenklich zum Kari der Knaben verwendete. Das verursachte einen gewaltigen Lärm, wenn auch Hebich, sobald er von dem Versehen hörte, das übrige Fleisch wegwerfen ließ. Es gieng durch alle möglichen Schwankungen; Hebich betete in der Hausandacht bald englisch, bald kanaresisch, und ließ dann noch den Aaron tamilisch beten, damit doch jeder der Knaben (unter denen acht Sprachen vertreten waren, so doch, daß die meisten in mehreren Zungen verkehren konnten) wenigstens etwas verstehe. In den Unterricht theilten sich Lösch, Greiner und Timmappa. — Lösch war es auch, der mit einem Indobriten als Unterlehrer die englische Schule in dem neuen Lokal eröffnete.

Eine Hauptfreude war für Hebich, daß endlich die beiden kanaresischen Schullehrer mit noch drei andern Palmbauern, am 22. Juli um die Taufe baten und aus ihrer Kaste traten. Sie hatten darüber viel zu leiden, nicht blos von den Verwandten, welche sie Tag und Nacht als Todte bejammerten, sondern auch von andern Klassen, indem man ihnen nichts mehr verkaufen wollte, daher Hebich sich beim Kollektor für sie verwendete und von ihm Schutz für die Uebertretenden zugesichert erhielt. Sehr erklärlich, aber minder unbedenklich war, daß er sich auch ihrer irdischen Bedürfnisse annahm, und sie in ihrer Bedrängniß mit milder Hand zu versorgen

bemüht war, ehe noch die Reinheit ihrer Beweggründe über allen Zweifel erhaben sein konnte. Den Taufunterricht in der Tulusprache besorgte Greiner.

Als der früher erwähnte Pingo dem Sterben nahte, fand ihn Hebich eines Tags von fremden Menschen umringt, die ihn nicht mehr zu dem Greise nahen lassen wollten. Sogleich gieng er zu dem Kollektor und vermochte diesen mitzukommen, da denn der Kranke erklärte, er wolle als Protestant sterben; worauf den Katholiken Befehl gegeben wurde, ihn in Ruhe zu lassen. Er durfte nach längeren Leiden im Frieden scheiden. Noch vor ihm starb „nach einer merklichen Veränderung" eine greise englische Magd, die Hebich hoffen durfte, einst wieder im Reiche Christi zu finden. —

Werfen wir nun auch einen Blick auf die Korrespondenz mit der Station Dharwar! Hebich fürchtet manchmal, die jungen Brüder seien sich zu hart und nehmen ihre Gesundheit nicht gehörig in Acht. Daher muß er mahnen, einmal: nur des Schreibers Haus nicht zu kaufen, weil „nicht gesund für Europäer, was nimmer außer Acht gelassen werden muß". Sodann, als zu bauen beschlossen wurde: „Die Veranda würde ich nicht weglassen. Ueberhaupt bauet nicht zu knapp: denn das ist am Ende eitel Verlust. Meine Bauten lehren mich was; sie machen mir oft warm; wenn aber der Muth sinken will, so hebt mich der HErr wieder auf und so geht das Werk doch in großer Hitze fort. Er wird mir auch zu diesem todten Werke endlich den Sieg geben." — „Dann höre ich, daß ihr euch die Gaben des HErrn nicht erlaubt, als Butter und Milch, Zucker 2c. Ich will euch ja nicht meistern, thut was euch gefällt, aber seid weise und genießt mit Danksagung, was ihr zu eurer Erfrischung kriegen könnt. Unser HErr ist nicht so arm, daß Er seine Knechte schnarrmaulen lassen möchte. In Indien bedarf mancher mehr von

stärkender Speise als in Europa. Ich schreibe dies aus lauter Liebe, darum verzeiht mir."

Weiter dreht sich der schriftliche Verkehr hauptsächlich um das Waisenhaus. Denn für dieses schickten auch die Dharwarer etliche Knaben, in der Hoffnung, sie einst als Männer wieder zurückzuerhalten. Da kamen denn allerhand Fragen auf, z. B. ob Dharwar nicht seine eigene Anstalt haben sollte, u. s. w. Der Briefwechsel zwischen den älteren und jüngeren Brüdern ging monatelang lebhaft fort. Von beiden Seiten fühlte man die Nothwendigkeit einer engeren Verbindung beider Theile für das Gedeihen des gemeinschaftlichen Werkes.

---

9. Die Generalkonferenz. Hebich in Dharwar.

Als von Basel die Nachricht kam, fünf neue Brüder werden bald in Indien landen und zwar seien sie für Dharwar bestimmt, drang sich von Neuem allen das Bedürfniß auf, völlige Einigkeit zu schaffen, damit das nun zu erweiternde Werk gemeinsam betrieben werden könne. Die Dharwarer schickten zu diesen Verhandlungen Mögling als ihren Bevollmächtigten nach Mangalur, wo sodann (25. Juli bis 26. August) tüchtig getagt und eine förmliche Verfassung für die Mission entworfen wurde. Die neue Rechnungsweise behielt den Sieg; jede Station und jeder Missionar sollten aus der Kasse erhalten, was sie brauchen. Der Verfassungsentwurf fiel in eine Zeit, da die gewaltige Entfernung, die Indien von Europa trennte, mittelst der Dampferverbindung auf ein Drittheil vermindert worden war. Die Missionare fühlten aber noch nicht, wie sehr der schnellere Verkehr mit der Heimat ihre Verhältnisse zur Kommittee verändern müsse, welche statt nur aus der Ferne die Oberleitung zu führen,

etzt, wenn sie wollte, Alles selbst in die Hand nehmen konnte, und legten die Leitung der Mission in die Hände der neu-errichteten Generalkonferenz. Das konnte keinen Bestand haben über die Zeit der Vacatur hinaus, welche durch Inspektor Blumhardts Krankheit und Heimgang (19. Dec. 1838) eintrat.

Ein Grundgedanke dieser Generalkonferenz lautete also: „Man wollte dem Uebergewicht einzelner Brüder gewisse Schranken setzen. Hebich mit seinem großen praktischen Talent, seinem brennenden Eifer und raschen Handeln hatte so ziemlich die Leitung der ganzen Mangalur-Mission an sich gezogen. Zu gemeinsamem Berathen und Handeln ist er nicht angelegt, aber für einen Theil des Werks mit seltenen Gaben ausgerüstet, so daß er uns, wenn er sich einmal ganz in die Ordnung findet, ganz unschätzbar sein wird." Es wurde beschlossen, daß Hebich nach Dharwar ziehen und die Gründung der neuen Station in Hubli übernehmen, Mögling in Mangalur bleiben, das Seminar leiten und die neuen Brüder ins Kanaresische einführen solle. Man glaubte nun die beiden Elemente in der Mission besser gemischt zu haben, so daß sich eine innigere Durchdringung derselben von selbst ergeben werde. Mit Möglings Versetzung nach Mangalur aber war nicht nur ein früher geäußerter Gedanke Inspektor Blumhardts verwirklicht, sondern auch der Grund für die so wichtige Beschaffung von Missionsgehilfen gelegt. Hebich berichtet über diesen Wechsel: „Meine große Sorge war immer, daß doch ans Seminar der rechte Mann käme. In einer seligen Stunde auf einem Spaziergang öffnete ich Br. M. mein Herz und schloß: Du bist der Mann, bleib du hier in Mangalur und ich will dafür nach Dharwar an deinen Platz. Es war eine selige Stunde und wir flossen zusammen. Die Sache war abgemacht, doch hat sie mich fast Leib und Seel gekostet."

Die Generalkonferenz lud zugleich den bisher im Tamil-lande beschäftigten Kandidaten H. Gundert ein, sich der Basler-Mission anzuschließen. Da derselbe den Ruf annahm und (2. Nov.) mit seiner Gattin in Mangalur eintraf, konnte nun auch die erste Mädchenanstalt gegründet und an weitere Ausdehnung der Missionsarbeiten gedacht werden. Doch begleiten wir vorerst Hebich nach Dharwar.

Nachdem er (Oktober) dort eingetroffen, bemühte er sich, durch den befreundeten Kollektor Mills einen passenden Platz für das Missionshaus in Hubli zu erhalten. Dieser Mills war einer der edelsten anglo-indischen Christen, ebenso demüthig und brüderlich gesinnt, als reich an Glauben. Von seinem Gehalt ersparte er Nichts, sondern gab, was ihm jeden Monat übrig blieb, den in Indien arbeitenden evangelischen Missionen; Beiträge von 1000 Rupies waren bei ihm gewöhnlich. Eine innige Freundschaft erwuchs zwischen ihm und den deutschen Missionaren. Hebich hatte nur den tauglichsten Platz für die neue Station in Hubli auszuwählen, um ihn durch des Freundes Verwendung von der Regierung zu erhalten. Ein Jahr zuvor hatte der Unterbeamte, der zuweilen in Hubli wohnte, noch Bedenken dagegen geäußert, Missionaren die Niederlassung daselbst zu gestatten. Damals (Juni 1837) hatte Hebich geschrieben: „Das ist freilich ein unangenehmes Hinderniß, aber nicht hinreichend, um Missionare vom Platze abzuhalten. Die Gründe dieses Herrn kann ich mir aufs Beste deuten. Diese Beamten glauben in ihrem unbekehrten Zustande, daß wir Missionare die Ursache einer Revolution werden können; und da in Hubli kein Militär ist, so fühlt er sich wahrscheinlich neben einem Missionshaus nicht sicher. Ich hoffe, der HErr werde helfen. Hubli aber bleibt in meinen Augen immer der Hauptort.“ Von irgend einem Bedenken war aber jetzt nicht mehr die Rede. — In Dhar-

war predigte Hebich jeden Abend mit Layer auf dem Bazar und fand, daß das Volk ruhiger zuhöre als in Kanara, was bei ihm nicht gerade besondere Hoffnungen zu wecken geeignet war.

In Hubli hielt er sich erst längere Zeit stille, um die Vorbereitungen für die Wahl des Platzes nicht zu beeinträchtigen. Als die Sache aber für die Entscheidung reif war und er nur noch das Stück Land vom Kollektor in Empfang zu nehmen hatte, wurde er eines Mittags (Dezember) plötzlich munter, sich auch auf diesem Bazar zu versuchen. „Ich gieng also unter stillem Gebet hin, und wurde dann von großen Haufen aufmerksam angehört, als ich ihnen ihre Sünde vorstellte und sie zur Buße gegen Gott und zum Glauben an den HErrn Jesum aufforderte. Noch auf dem Heimweg kam es zu vielen Anreden an Kleine und Große, daher ich Nachts ganz ermüdet in das Zelt zurückkam, das uns der Kollektor geliehen hatte." Hubli aber hat, obwohl spät, die von ihm gehegten Erwartungen erfüllt.

Vom 12—17. Dez. begab sich Hebich auf das Fest, das der Göttin Jellamma in ihrem abgeschlossenen Heiligthum ($1\frac{1}{2}$ Stunden von Sundadi) gefeiert wurde. Er hatte dort, wie alles Volk, im Freien zu kampiren, und ließ sich unter zwei Tamarinden nieder, während sich die Hügel umher mit den Festgästen bedeckten. Da lebte er nun ganz unter den Leuten wie nie zuvor, hatte sich aber bald durch den Nachtthau eine Erkältung zugezogen, die ihm das Predigen bedeutend erschwerte. Viele Besuchende kamen an seinen Lagerplatz, die ihm Recht gaben und das unzüchtige Treiben bei der nächtlichen Fest-Procession aus ihren unreinen Göttergeschichten ableiteten. Auf dem Heimwege ließ sich noch mit manchem Festpilger ein nützliches Gespräch anbinden.

Da der Bau des Hubli-Hauses bald genug von Mis-

sionar Frey übernommen werden konnte, wurde es Hebich leicht, zu einer längeren Missionsreise (18. Jan.—25. Febr. 1839) Zeit zu finden. Seinem Bericht von derselben schickt er die Worte voraus: „Es ist allezeit ein trauriges Gefühl, wenn der arme Missionar von seiner Arbeit Bericht erstatten soll, was ihn fast immer in Gefahr bringt, zu viel oder zu wenig zu sagen. Am liebsten würde er seine stille Arbeit (die zwar manchmal Lärmen genug macht) mit Stillschweigen übergehen, es wäre auch oft weit besser. Doch dem 'Muß' gemäß erzähle ich." Er zog zuerst nach Sundadi zum Kollektor Townsend, der ihn eingeladen hatte, ihn auf seiner Rundreise zu begleiten und, während er seine Regierungsgeschäfte abmache, den Leuten zu predigen. Hebich hatte ein so schlechtes Pferd, daß er es verkaufte und die Reise zu Fuß ausführte; „was in mancher Beziehung das Beste ist, aber doch oft übermäßige Ermattung herbeiführt, die dem Werke schadet." Mit den Brahmanen gab es nun da und dort harte Arbeit. In Kaladghi, wo er länger weilte, fand er den theuren Davidson nicht mehr. Dieser hatte im Scholapur-Distrikt herumzuwandern und wünschte auch, wie Townsend, einen Missionar zum Begleiter zu haben, was sich aber nicht machen wollte. Doch die gesegnete Arbeit, die Hebich vor zwei Jahren unter den Engländern daselbst begonnen hatte, ließ sich nun zu einem gewissen Abschluß bringen, und wieder wurden mehrere erweckt und bekehrt. Auch in Bagelkot brachte er ein paar Wochen zu unter lauter Heiden; die Predigt schlug dermaßen ein, daß viele hoffnungsvolle Besuche zu ihm kamen, andererseits aber auch die Feindschaft hoch stieg. Eine Krankheit Layers rief ihn schnell nach Dharwar zurück, wo es denn allerlei Neues zu erfahren und zu besprechen gab.

In Mangalur waren nämlich am 15. Jan. fünf junge

Missionare gelandet, die sich unter Möglings Leitung in die kanaresische Sprache hineinarbeiteten, um sich bald möglichst auf alten oder neuen Stationen am Werk betheiligen zu können. Fröhlich und hoffnungsvoll machten sie sich an ihre Aufgabe; sie sollten aber alle nur kurze Zeit in Indien wirken; dreizehn Jahre später hatte der letzte dieser Fünf das Land zu verlassen.

Sodann hatte Gundert im Auftrag der Tinneweli-Brüder einen Katechisten in Malabar aufgesucht, welchen Rhenius auf die Bitte eines Engländers demselben zugesandt hatte, um die Arbeiter seiner Pflanzung einigermaßen zu civilisiren. Es war das die Pflanzung Andscharakandi, 3 Stunden von den Küstenstädten Kannanur und Talatscheri im Innern gelegen, ein eigenthümliches Unternehmen der ersten Beamten Malabars nach seiner Eroberung durch die Briten im Jahr 1792. Unter der Aufsicht eines Schotten, M. Brown, der erst im Auftrag Kaiser Josephs II ein deutsches Komptoir in Mangalur gegründet, dann im französischen Mahe sich niedergelassen hatte, wurden dort von zusammengekauften Reissklaven die üblichen Landesprodukte, namentlich Pfeffer, gewonnen; später bildete Zimmt, in welchem bis dahin Malabar mit Ceylon nicht wetteifern konnte, das Haupterzeugniß der Betriebsamkeit, neben Kaffee, Pfeilwurz, Seide &c. Die Pflanzung gieng bald in den Privatbesitz des unternehmenden Mannes über. Als der einzige europäische Landbesitzer in den Zeiten des Kompagniemonopols, übte dieser einen bedeutenden Einfluß in Nordmalabar aus. Christliche Beamte meinten, wenn irgendwo, so ließe sich von hier aus ein schönes Stück des herrlichen Landes in ein Paradies verwandeln. Der Erbe des Stifters, Franz C. Brown († 1868), ein Mann angehaucht von der philantrophischen Tendenz der Neuzeit, bat Rhenius um einen Katechisten, der denn auch (seit 1835)

die Kinder der Sklaven in einer Schule zu unterrichten und die Alten in einer eigens dafür erbauten Kapelle mit dem Evangelium bekannt zu machen begann. Michael, so hieß der Katechist, hatte bald so viel erreicht, daß die Jugend an ihn anhänglich wurde und etliche Jünglinge um die Taufe baten. Durch die Abwesenheit des Besitzers aber, der im Jahr 1837 nach Europa zurückkehrte, war dieses Unternehmen unter die Aufsicht von Verwaltern gestellt worden, welche seinem Fortgang nicht hold waren und ihm Schwierigkeiten in den Weg legten.

Als Gundert die Pflanzung besuchte, und zugleich in den nahen Küstenstädten sich umsah, zeigte sich, wie viel in Malabar zu thun wäre, wenn daselbst eine Station errichtet werden könnte. Zu einem darauf bezüglichen Entschlusse reichte aber die Vollmacht der Missionare nicht aus. Da bot der durch Hebich erweckte Richter Strange (27. Feb.) sein neuerbautes Haus in Talatscheri der Mission an; ja, da ihn Krankheit zu unverweilter Abreise nöthigte, übermachte er es ihr alsbald, und es handelte sich nun nur darum, wie die neue Station zu besetzen sei. Daß von dort aus bald auch Kalikut als die Hauptstadt Malabars einen Missionar erhalten müßte, wurde sogleich mit in Berechnung gezogen. Auf der Generalkonferenz sollte die Frage entschieden werden.

Zu dieser Zeit fand sich denn auch Hebich nebst Layer in Mangalur ein, indem er noch von Honnawar den mittlerweile verheiratheten Br. Lehner mitbrachte. Am Gründonnerstag Abend vereinte das heilige Abendmahl die elf Missionare, bereits eine stattliche Schaar. Zwischen die Verhandlungen hinein erfreute sie dann die Taufe von sechs Männern und zwei Frauen am Osterfeste (31. März 1839), dem eigentlichen Gründungstag der Mangalur-Gemeinde. Simeon und Hanna waren das erste Tulupaar, das zusammen die Taufe empfieng.

Die Frauen der übrigen, der beiden Schullehrer Petrus und Enos, des Koches Jakob und des Knechtes Johann wollten erst noch warten, wie die Dinge sich weiter gestalten. Die meisten waren Tulu-Palmbauern, einer ein Oelmacher, der sechste ein Tamilmann; dazu kam dann noch die Frau des Fischers Abraham. Am Abend genossen sie zusammen das heil. Abendmahl, an welches sich ein Liebesmahl anschloß. Die Schwarzen saßen dabei auf dem Boden, die Weißen auf den Subsellien ihrer Knaben, welche natürlich auch, Getaufte wie Ungetaufte, 29 an der Zahl, fröhlich mithielten. Wie dankbar Hebich auf die Resultate der bisherigen Arbeit zurückschaute, läßt sich denken.

Bedenklich aber war ihm ein unerwartet kritischer Geist, wie er in den nun folgenden Berathungen des Brüderkreises zum Vorschein kam. Er meinte z. B., die fünf neuen Brüder werden doch einsehen, daß sie die zur Besprechung vorliegenden Gegenstände noch nicht zu beurtheilen vermögen, und sich darum der Abstimmung enthalten, wenn auch der betreffende Paragraph des Verfassungsentwurfs ihnen dieses Recht zuzusprechen scheine; es sei gewiß genug, wenn sie „mit dem Herzen" Antheil nehmen. Er drang damit nicht durch (die jungen Männer lachten nur) und fühlte sich bald einer starken Opposition gegenübergestellt, von welcher auch die bisherige Verwaltung des Rechnungswesens in kleinlicher Weise kritisirt wurde. Die Gründe für solches Vorgehen waren freilich plausibel genug; man wollte die Voranschläge für den Bedarf der Einzelnen noch weiter herabsetzen, um der Kommittee zu neuen raschen und zahlreichen Verstärkungen Muth zu machen.

Was sodann die Stationen betraf, so wurde Talatscheri durch Gundert und Dehlinger besetzt, Honnawar dagegen vorerst aufgehoben und Lehner und Lösch der Oberländischen

Mission zugetheilt. Hebich aber bat nun entschieden, ihn keiner Station zuzuweisen, vielmehr ihm volle Freiheit zu lassen, fortan seine Gabe als Reiseprediger auszuüben, beides unter Engländern und Kanaresen. Man erkannte, daß „ein solcher Wirkungskreis die ihm zusagendste und seine Gaben und Kräfte auf die vielseitigste, am Ende auch für das Werk fruchtbarste Weise in Anspruch nehmende Arbeit darbieten würde", doch schien der Plan, den er vorlegte, zu weitreichend, um ihm ganz beistimmen zu können. Daß er etliche Monate lang das Maisurland bereise, wurde einstimmig genehmigt.

So machte er sich denn auf die Reise, ohne sich vorerst über seine Gefühle auszusprechen. Im Verlauf zeigte sichs, wie tief diese Verhandlungen bei ihm eingeschnitten hatten. Als der jüngere Missionar in Talatscheri gefährlich erkrankte (er hatte keinen gesunden Tag, bis er Indien den Rücken kehrte), tauchte der Gedanke auf, die Malabar-Mission durch Hebich zu verstärken. Dieser bedachte sich einige Tage, schrieb aber dann offen, was er davon halte. Er müsse da Saiten berühren, die zwar von seiner Seite keinen Klang, auch kein „Sumsen" geben, die aber in ihm selbst eine eigene Musik fortspielen. Man habe ihn fast als Dieb angeklagt; noch lauter sei die Warnung vor seiner Herrschergabe erschollen; dazu habe ihn der HErr in ein noch schwereres Feuer (der Rückblicke) gerathen lassen, so daß er sich jetzt nicht anders, denn als ein räudiges Schaf ansehen müsse, „das getrennt und abgesondert und gefürchtet werden muß. Nun merket: dies Alles hat der HErr aus Gnade zugelassen, denn Er liebet mich und trägt mich mit namenloser Barmherzigkeit und Langmuth, und dies ist meine Seligkeit. Was hab ich daraus zu lernen? daß Er mich demüthigen will und, nachdem Er mich gereinigt hat (Joh. 15, 2), noch zu meinem

besonderen Amte gürten wird. — So wie ich durch Gewalt ins Missionshaus getrieben wurde, durch viele bittere Erfahrungen, so erkenne ich dieselbe Gewalt wiederum zu meinem neuen Berufe als reisender Evangelist. — Ich kann mich daher durchaus nicht entschließen, nach Talatscheri zu gehen, wo meine Herrschergabe ja nicht anders könnte als neues Elend hervorrufen. In der Furcht des HErrn ist mein Rath dieser: Lasset mich laufen und betet für mich. Später könnte ich vielleicht in Talatscheri einen Besuch machen und würde dann gerne bereit sein, als ein Diener meine Hände so lange zu reichen, als sie wünschenswerth erscheinen. Ich empfehle mich und Euch der Gnade unseres großen Gottes und Heilandes und verbleibe in Ihm Euer treuer und ergebener Mitarbeiter am Werke des HErrn. S. H."

---

10. Eine siebenmonatliche Reise.

In der gedrückten Stimmung, in welcher Hebich seine Reise gegen Osten antrat, ist es nicht verwunderlich, wenn er sich nicht alsbald zur Predigt aufgelegt fand. Er kehrte zuerst in Puttur ein, wo ein verheiratheter Offizier sich aufhielt; „ich war hier nicht so treu, wie ich hätte sein sollen, indem ich mehr indirekt sie ermahnte, was mir der HErr aus Gnaden verzeihen möge." Nun giengs die Kurgberge hinauf nach Merkara, wo er „in gottseliger Gemeinschaft mit Major Bell und Kapitän Willis, sowie deren Frauen" sich erquickte. Er that da einen schrecklichen Fall mit seinem Pferde, und von dem Augenblicke an konnte er muthig zeugen, wenn auch unter Schmerzen. Sein Hauptgegner war ein Ingenieur, der den freien Willen des Menschen läugnete und alle Sünde auf Gott schob; diesen drückte er einmal auf den

Stuhl nieder, indem er ihm zurief: „Hier sitz!" weil er ja keinen Willen zu haben behauptete. Eine Dame sagte ihm in Gegenwart ihres Gatten, eines philosophirenden Arztes: „Sie predigen so schrecklich!" wozu der Doktor bemerkte: „Sieh nur, ich kann zu Allem lachen, was Herr Hebich sagt." Darauf Hebich: „Ja, jetzt lachen Sie; aber sterben Sie erst und dann sprechen Sie wieder mit mir." So gab es mitunter „lebhafte Auftritte" in den Herrenhäusern. Hauptsächlich aber ließ er sichs angelegen sein, die halbgebildeten Mischlinge in der Rechtfertigungslehre zu unterrichten, worin er im Grunde „alle Leute sehr schlecht bestellt" fand. Er hatte die Freude, einige angeregte Personen in den Regimentern zu taufen und ein Gemeinlein zu bilden, das er unter die Leitung eines Unterarztes stellte. Die nächste Station war in der Lederfabrik Humsur, wo er den Arzt und seine Gattin für den HErrn gewann. Maisur fand er schon von Londonern und Wesleyanern besetzt, und hielt sich daher meist im Sitz des Residenten, Yelwal auf, wo er bei einem Bruder, dem treuen Dr. Magrath, wohnte; „der Resident, ein Formalist, wollte nichts von mir, und seine Gemahlin behauptete, man könne von der Sündenvergebung nichts wissen."

Wir finden ihn dann längere Zeit in Frenchrocks oder Hirodu, einer Militärstation, die er später noch oft besuchen sollte, weil manches von der Westküste wegbeorderte Regiment dort seine nächsten drei Jahre zuzubringen hatte. So weilte dort gerade auch ein ihm von Mangalur her bekanntes Regiment, dessen Oberst ihn mit Freude aufnahm. Er predigte von Haus zu Haus. Ein Artillerieoffizier mit seiner Gattin wurde gläubig; ein Lieutenant, der um Hebichs willen hergereist war, schien nach zweistündiger Unterredung tief bewegt, konnte aber sich nicht aussprechen, bis er Abends an

der Offizierstafel mit seinen Gedanken ins Reine kam, und dann zu Hebich, den er zum Nebensitzer erwählt hatte, sagte: „Jetzt glaube ich an den HErrn Jesum, und alle meine Sünden sind mir in Ihm vergeben. Aber wie lange habe ich Ihm widerstanden!“ Eine Stunde darauf reiste der junge Mann ab; Hebich aber hatte ihm nach einigen Tagen nachzureisen, um neuaufsteigende Zweifel zu beseitigen. Ein schon ernster Offizier drang jetzt erst zur Freiheit in Christo hindurch; seine Gattin, die sich bereits für fromm gehalten, fand es schwerer, die eigene Gerechtigkeit fahren zu lassen. Eine andere Dame, von der er sich nach längeren Besprechungen noch verabschieden wollte, war krank geworden; sie rief ihm aber aus der Kammer freudig zu: „Dank, Herr Hebich, ich habe jetzt Alles in meinem Herzen erfahren, wie Sie es mir gesagt haben.“

Weiterhin in Tschinnapatna fand er ein Corps Ingenieure am Straßenbau beschäftigt, unter der Aufsicht eines Christen, Lieutenant R. Dem versüßte er nun seine Einsamkeit eine Woche lang, nahm seine Unteroffiziere in katechetische Unterweisung und widmete auch einen ganzen Tag einem Offizier, der ihm nachgereist war. Manches ließe sich von seinem Wirken in Bangalur erzählen, wo er das erstemal neben andern Geistern auch mit dem Puseyismus zu thun bekam. „Als einem Fremden sehen mir die Leute vieles nach und nehmen es nicht genau mit mir, was ich dann demüthig zum Heil ihrer Seelen zu benützen suche. Unter allerhand Fragen, die ich an sie stelle, hat mir auf dieser Reise häufig diese dienen müssen: ‘Wozu, denken Sie, hat wohl Gott die zehn Gebote gegeben? zum Leben oder zum Tode?’ Meistens lautete die Antwort: ‘zum Leben’. ‘Wie kommts dann, daß wir alle sterben?’ Wenn nun eine Seele willig und von Gott bereitet war, dann kam sie in zwei,

drei Tagen zum Herrn, hatte Vergebung ihrer Sünden und freute sich des ewigen Lebens."

Er gieng nach Tschittur hinab, dem Freimissionar Groves einen Besuch abzustatten, kehrte aber bald wieder aufs kanaresische Hochland zurück, um etliche Wochen in der Stille des Dörfleins Tambihalli sich zu sammeln, nebenbei auch seine Geldgeschäfte als Kassier und die lang vernachläßigte Korrespondenz ins Reine zu bringen. Er hat in dieser Zeit mit wahrer Erbauung die Fußstapfen Abrahams von Roos gelesen, eine Beschäftigung, an der wir ihn fortan selten genug treffen werden. „Ich suchte hier aufs Neue gründliche Buße zu thun, und habe zu diesem Zweck 2 Kor. 5, 10 und 1 Tim. 5, 24 genau betrachtet. O ein heiliger Gott, der nichts Unheiliges dulden kann! Möge Er seine Ruthe und sein Feuer an mir nicht sparen und mir aus Gnaden die Augen öffnen, damit ich Ihn allewege sehen möge!"

Da hinfort seine Predigt hauptsächlich den Heiden gelten sollte, schaffte er sich einen Ochsenkarren an und zog nun langsam von Dorf zu Dorf, um die frohe Botschaft zu verkündigen. So erreichte er Nandiburga, wo er einer eigenthümlichen Gefahr entrann. Ein Staatsgefangener auf der Felsenburg hatte ihn zu einer Unterredung einladen lassen; wie nun Hebich im Verlauf den Koran der Unwahrheit beschuldigte, bewarf ihn der Muselman zuerst mit seinen Pantoffeln und stürzte dann mit gezücktem Dolch auf ihn zu. Nur eilige Flucht über das glatte Granitgestein des Berges rettete sein Leben. An einem andern Orte wurde er mit Steinen beworfen; doch waren das seltene Ausnahmen; die erste Verkündigung der Wahrheit findet gewöhnlich freundliche, oft auch blos stumpfe, staunende Hörer. An zwei Orten traf er mit Europäern zusammen, zunächst in Tumkur, wo aber

der fromme Kommissär, den er aufsuchte, durch einen Weltmann ersetzt war. Dem setzte Hebich dermaßen zu, daß er am Ende, um seine Rührung zu verbergen, in die Worte ausbrach: „Nun, glaub ich, haben Sie wirklich einen Pfarrer aus mir gemacht!“ Etliche Tage nachher raffte ihn die Cholera weg. Auch ein Hauptmann A., der eben vom spanischen Bürgerkrieg zurückgekehrt war, nahm das Wort mit Freuden an. Ganz besonders froh an Hebich war aber ein kleines Häuflein in Harihara, bestehend aus jungen Gotteskindern, die sich nach einem Berather sehnten; er mußte ihnen zwei Wochen schenken. „Sie erboten sich, sogleich ein Haus zu kaufen, falls ein Missionar zu ihnen herkommen würde; aber die vielen Todesfälle und andere plötzliche Wechsel in der indischen Welt lehren, daß es das Gerathenste ist, das Heutige recht zu thun.“ Wichtig war ihm, von vier Personen, denen er auf seiner Reise mit dem Evangelium nahe gekommen war, zu hören, daß sie bald darauf der Cholera erlagen. Wie froh war er dann, wenn er den Hingeschiedenen die Wahrheit nicht blos angedeutet hatte! Nachdem er besonders noch in der alten Königsstadt Bednur fleißige Heroldsdienste verrichtet, traf er am 15. Nov. bei den Brüdern in Hubli und Dharwar ein. —

Hier nun hörte er erst im Zusammenhang, welchen Verlauf die Dinge in Mangalur genommen hatten. Die Verwirrung daselbst sollte sich zu einer Umwälzung steigern. Je freier von persönlichen Absichten Mögling das Ideal eines apostolischen Sendboten zu verwirklichen trachtete, desto rückhaltsloser hatten die jüngeren Brüder sich an ihn angeschlossen, desto entschiedener sich an der bisherigen Routine geärgert. Es kam im Juni so weit, daß der Pastor der Tulu-Gemeinde, Greiner, einen Ruf nach den Nilagiri benützte, um der schwülen Luft des neuen Geistes, der in den Mitarbeitern

gährte, zu entfliehen. Mögling, der in seine Stelle eintrat, fand nun die manchfache Schwäche der Neugetauften, die europäische Lebensweise der Arbeiter gegenüber dem einfachen Leben der Hindus, die Mängel aller bisherigen Thätigkeit, kurz den ganzen Abstand modernen Missionirens von dem Vorgehen der Apostel so unerträglich, daß er „lieber Alles niederwerfen und auch Nöthiges lieber entbehren wollte, als eine so gemeine Arbeit auf so gemeine Weise weiter führen." Die drei Neulinge stimmten ihm völlig bei, und da einer von ihnen mit stürmisch rascher Hand bereit war, die aufsteigenden Gedanken alsbald auszuführen, wurde erst der Garten, dann auch das Missionshaus (jetzt nur noch Palast betitelt) an Liebhaber vermiethet, und ein wohlfeil erkauftes Häuschen im Bazar für die Brüder und ihre Knaben dürftig eingerichtet; man brauchte ja nur Tisch und Stuhl, schlief neben den dreißig Knaben auf dem Boden und aß mit ihnen dreimal des Tages bloßen Reis. Zugleich wurde die Aufhebung der kränkelnden Schulen dekretirt, den neuen Tulu-Christen aber, voran den Schulmeistern zugemuthet, sofort selbst für sich zu sorgen. In einer Auktion versteigerte man zuletzt alles irgend entbehrlich scheinende Eigenthum und hoffte nun, durch ein armes Leben dem stumpfen Volke näher zu kommen.

Ein Besuch des Miss. Häberlin brachte die Brüder zur Besinnung. Er wies ihnen nach, nicht so sehr, daß das neue Experiment verfehlt sei und mißlingen müsse, als vielmehr, daß es eigenmächtig unternommen und aus unbrüderlich richtendem Geiste entsprungen sei. Noch während seiner Anwesenheit (27. Nov.) bat Mögling den zwei älteren Brüdern die lieblosen, vorschnellen Urtheile ab, durch die er sich an ihnen versündigt habe, und rief sie aufs dringendste zurück, um weiteren Schaden zu verhüten. Die erschreckten Tulu-

Christen und Taufkandidaten erholten sich allmählich von ihrer Furcht. Doch hatte Mögling zwei lange Monate im Feuer des Gerichts auszuharren, ehe erst Greiner und dann auch Hebich auf die Station zurückkehrten.

Letzterer hatte zuerst alle Brüder aufgefordert, unter der gegenwärtigen Krisis sich mit ihm zu demüthigen, und lieber alles zu ertragen, als aus Leichtsinn oder Eigensinn zu Dingen Anlaß zu geben, die man nachher bereuen, aber nicht mehr gut machen könne. „Die Jahre in Sorgen und Aengsten, in Feuer und Schweiß verlebt, machen den Menschen anders denken, reden und handeln. Die Gemeinde des HErrn im Vaterlande sollte auch durch uns aufgemuntert werden; denn wir sind in die letzten Zeiten gekommen. Aber wenn wir uns jetzt nicht aufraffen und um der Hauptsache willen als Ein Mann dastehen, befürchte ich, daß unsere Wunde nimmer geheilt und am Ende tödtlich werden wird. Der HErr wolle aus Gnaden drein sehen und uns mit Seinem Sinn erleuchten und begnadigen um Seines Blutes willen!" (28. Dez. 1839.) Bald darauf aber war er durch Mittheilung von Schmähbriefen eines jüngern Bruders, die ihn im schwärzesten Licht darstellten, auch an der Buße der Mangalurer so irre geworden, daß er schon packte, um nach Europa zurückzukehren. Da eilte Mögling selbst nach Dharwar hinauf und erweichte den Alten. Zusammen zogen sie (Febr. 1840) nach Mangalur zurück und lobten die strafende, heilende Hand, welche die zehrende Krankheit am Ende durch ein Fieber beseitigt und nun eine wirkliche Einigkeit hergestellt hatte.

„Die Gährung des neuen Mostes unserer Mission ist — unserem Heiland allein gebührt die Ehre — abgelaufen, ohne daß die Schläuche zerrissen sind. Die Hefe ist stark im Niederschlagen. Der Wein klärt sich, er wird jetzt milder werden." Das war das Resultat, das die Brüder nun dankbar über-

schauen konnten. Hebich blickte immer mit besonderer Anbetung auf diese schwere Zeit zurück. „Er führt mich als ein Vater unbeschreiblich gut und läßt mir die Gnade widerfahren, immer tiefer in seinen herrlichen Rathschluß hineinschauen zu dürfen. Er versuchet, läßt aber keinen über die Kräfte versucht werden. Er schenkt den Kelch ein zur Heilung, und Seiner Weisheit und Liebe gelingt es, die Seinen für sein herrliches Reich der Gerechtigkeit und Freude zu erziehen und vollzubereiten. Wie bitter schien mir der Kelch, den Er mir reichte; aber es ist Alles eitel Gnade, wie kann Er doch so schnell den herben Trank in Balsam verwandeln! Darum will ich den HErrn preisen und meine Lust an Ihm haben. Er thue wie Ihm recht däucht; denn Er hat mich erkauft und ich bin Sein. Aus Gnaden hat Er die Finsternisse hinweggenommen und Licht vor mir hergesendet."

---

11. Letztes Jahr in Mangalur.

Mit solch fröhlichem Herzen kam Hebich leicht über Vieles hinweg, was ihn beim Wiedereinzug in Mangalur stören konnte. Das Missionshaus war an einen Major vermiethet, der sich nicht drängen ließ, daher die Brüder sich in den Nebengebäuden mit den unbequemsten Obdächern begnügen mußten. Vieles, was er von London mitgebracht hatte, war auf der Auction wohlfeil verkauft worden und mußte nun unzulänglich ersetzt werden. Ueber das, was Sparsamkeit oder Verschwendung sei, hatten sich die Ansichten geklärt; man fürchtete sich hinfort ordentlich, durch Streiten über das Sparen einen Augenblick der kostbaren Zeit zu vergeuden, die zu tüchtigem Wirken geschenkt war. Der Impuls, welcher der

Missionsarbeit durch die einsichtsvolle Leitung des neuen Inspektors, W. Hoffmann, gegeben wurde, machte sich besonders auch darin fühlbar, daß hinfort Principienfragen überhaupt kaum mehr eingehend erörtert wurden. Auf lange hinein hatte man gegen Konferenzen einen wahren Ekel gefaßt. Am dankbarsten mußte man für die Gnade sein, welche die so gewagter Weise aufs Spiel gesetzte Gesundheit der Arbeiter doch erhalten und unter aller Sichtung die Zahl der Taufkandidaten bedeutend gemehrt hatte.

Das baufällige, enge Brahmanenhaus im Bazar leuchtete Hebich vollkommen ein, zwar nicht als Platz für das Seminar, aber für eine große englisch-canaresische Schule. Vom Morgen bis zum Abend arbeitete er daran, im steten Kampf mit Gewitterregen (die einmal zwei Kokosnußbäume über sein Obdach herein warfen) dasselbe in einen großen Saal umzuschaffen, und es gelang ihm, vor dem Schluß der heißen Zeit es unter Dach zu bringen. Es wurde eingeweiht durch ein Examen der Schule, welchem die angesehensten englischen Freunde beiwohnten. Sie kam nun in schnelle Aufnahme und zog die besten Brahmanenjünglinge der Stadt in den Bereich der lehrenden Missionare. Mögling und Sutter, ein energischer Schulmann, widmeten sich ihr und dem Seminar, während Hebich hauptsächlich die Europäer der zwei anwesenden Regimenter bediente.

Der Pfingsttag wurde ein wahres Freudenfest durch die Taufe von zwanzig Tulu-Leuten, die durch Greiner unterrichtet worden waren; und weitere Taufkandidaten standen in Aussicht. Ja es kam eine Bittschrift von gegen 50 Dörfern, sie, die Billawer oder Palmbauern wollen dem Dämonendienste entsagen und den Einen Gott verehren. Die Missionare möchten also ihre Priester werden, etwa in der Weise, daß sie einen Tempel bauen, die Bibel darein legen und

dann dieselbe vom Volk anbeten lassen. Es zeigte sich, daß diese Kaste in ähnlicher Weise, wie die verwandten Schanar von Tinneweli, nach einer bessern Religion als der von den Vätern vererbten sich zu sehnen beginne. Beengend war nur der Umstand, daß die Gewinnung des Palmweins sich immer mehr als ein für Christen gar zu versuchliches Gewerbe herausstellte, daher man nach passenderen Beschäftigungen für die jüngeren Gemeindeglieder sich umsehen mußte.

Zunächst schien das Einfachste zu sein, eine Pflanzung zu gründen, wozu in dem schwach bevölkerten Lande noch genug Grund und Boden zu haben war. Durchreisende Engländer, die sich auf dem Gebirge niederzulassen begannen, um in der Wildniß Kaffeegärten anzulegen, lenkten zuerst die Gedanken in diese Richtung. Allein dort hätte man wohl bald eine Gesundheitsstation für Europäer gehabt, aber schon um des gefürchteten Fiebers willen keinen Ort, der für Tulu-Bauern taugte. Man mußte also an die Gründung einer Ansiedlung im Küstenlande denken und wünschte, daß Hebich zu diesem Zwecke einmal die Musterpflanzung in Nordmalabar besuche, und von den dort gesammelten Erfahrungen das Werthvollste mitbringe.

Zugleich aber lud ihn Gundert ein, einige Zeit bei ihm in Talatscheri zuzubringen, und die verwickelten Verhältnisse der Nebenstation Kannanur ordnen zu helfen. Hebich übernahm diese Aufgabe mit Freuden, und brachte den Sommer 1840 in Nordmalabar zu, eine Reise, die zu seiner Stationirung in Kannanur Anlaß gab, daher von ihr erst später erzählt werden kann.

Als er am 13. Sept. nach Mangalur zurückkehrte, traf er die Brüder in der freudigsten Stimmung. Ein neuer Freund, Kollektor Blair, hatte die Ruine des von den Kurgs vor drei Jahren verbrannten Amthauses mit dem dazu ge-

hörigen Boden angekauft, um das Ganze der Mission zu schenken. Es ist das der Balmatha Hügel, eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, ein ausgedehntes Gut mit einigen fruchtbaren Stücken Landes, darauf noch starke Mauern des eingeäscherten „Katscheri" standen, auf dessen zwei Flügel sich mit wenig Kosten neue Dächer setzen ließen. Der Boden aber war das werthvollste; denn auf den öden Stellen konnten um einen Wohnplatz verlegene neue Christen sich anbauen, während an anderen mit allerlei Pflanzungen sich Versuche anstellen ließen.

Die Freude dieses Monats wurde am 20. Sept. vermehrt durch die Ankunft von fünf Brüdern, lauter werthvollen Kräften, denen zum Theil eine lange Wirksamkeit beschieden war. Damals betrat der jetzige Senior der Mission, J. M. Fritz, sein Arbeitsfeld im Verein mit Joh. Müller, der nach langer Thätigkeit in Hubli sein Grab dort finden sollte; zugleich kamen der begabte Gottf. Weigle, dem die neue canaresische Uebersetzung des Neuen Testaments sehr viel verdankt, und J. Ammann, der dasselbe ins Tulu übertrug und diese Arbeit, als das fertige Manuscript mit dem Missionshaus zu Udapi verbrannte, zum zweitenmal thun mußte, sich aber besonders der Reisepredigt aufs treuste angenommen hat.

Hebich's Aufgabe war nun zunächst, die verfallenen Brunnen auf dem geschenkten Gute herzustellen, die vernachlässigten Fruchtbäume reinigen und 2000 neue Kaffeepflanzen setzen zu lassen, was er mit seiner gewohnten Rüstigkeit durchsetzte, wenn er auch sechs Wochen lang den ganzen Tag in der heißen Sonne zubringen mußte. „Beim Reinigen der Wildniß fanden wir auch einen besonders schönen Zimmtbaum, den wahrscheinlich ein Vogel hergetragen hat. Schade ist freilich, daß ein Missionar seine kostbare Zeit auf derlei

Geschäfte verwenden soll, ich sehe aber diese Arbeit als eine weise und nöthige Vorsichtsmaßregel an für den gewiß eintretenden Fall, daß sich arbeitslustige Seelen bei uns einstellen; die können sich dann ehrlich nähren. Der Herr war mir bei dieser Vorarbeit sehr freundlich im Gebet." Bald stellte sich heraus, daß dieser Hügel das eigentliche Heimwesen der Station zu werden bestimmt war. Nachdem er zuerst das überfüllte Seminar aufgenommen hatte, fand im Verlauf der Zeit ein Christendörflein mit seiner Kirche, nebst den Werkstätten und andern Anstalten der Mission daselbst den rechten Platz.

Nachdem Hebich noch den von Europa zurückgekehrten Anderson begrüßt und im November die Jahresrechnung der ganzen Mission bereinigt hatte, konnte er sein Werk in Mangalur für abgeschlossen halten. Die Tulu-Gemeinde hatte an Greiner ihren Pastor gefunden, für die Jugendbildung war durch Mögling, Sutter und Weigle gesorgt. So kam ihm der Beschluß, daß die Kommittee ihm Kannanur als seine Station anweise, gerade recht. Am 12. Jan. 1841 verließ er Mangalur, gedemüthigt durch den Rückblick auf „hunderte von Fehlern, die wir in diesen sechs Jahren als kurzsichtige und sündige Anfänger an einem so heiligen, so schweren, und von dem Feinde überall angefochtenen Werke gemacht haben, aber auch rühmend die Weisheit und Gnade des Herrn, der uns immer wieder, wenn die Noth am größten war, geholfen, uns von zu gewagten Schritten abgehalten, und in manchem Kampf den Sieg gegeben hat."

Ueber Einen Punkt spricht er sich noch besonders aus. „Auf die Arbeit unter den Engländern mag zu viel Zeit verwendet worden sein; aber das bin ich doch im Herzen gewiß, daß diese Arbeit sowohl für Gewinn und Befestigung von Seelen unter ihnen, als auch für unsere deutsche Mission

nicht ohne Nutzen gewesen ist. Und ich bin ja der Einzige unter allen Ihren Brüdern, der solche Wege gegangen ist. Der Herr wolle uns Alle aus jeder Missionsenge in's Freie führen!"

„Dies waren gewaltige Jahre für uns. Wie ganz anders sind doch die Kämpfe, als man sich dieselben in der Heimat vormalt! Ich achte, daß wenn Einer dieselben im Voraus kennte, wenigstens wie sie auf mich kamen, und mit Fleisch und Blut in Berathung träte, so leicht Niemand den Beruf auf sich nehmen würde. Ich schaudre, wenn ich die Gefahren überdenke, in die der alte böse Feind auf tausenderlei Weisen die Knechte des Herrn unabläßig zu verführen, und an Leib und Seel zu verderben sucht. Gewiß ich schäme mich und wundre mich, daß es noch nicht gar aus ist mit mir. Aber o ein treuer Gott ist unser Herr, und Sein Wort: 'Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende,' ist Ja und Amen in Ihm. Hallelujah!"

---

12. Kannanur.

Kannanur („Stadt des Kannan" oder Krischna) war zur Zeit der portug. Entdeckungen der Haupthandelsplatz von Nordmalabar geworden. Hatte sich der Pfefferhandel in Kalikut concentrirt, so galt Kannanur für den Sitz der Ingwer- und Kardamonenausfuhr. Da der Radscha dieses Nordviertels von Malabar, Kolattiri genannt, den Portugiesen bereitwillig eine Niederlassung gestattete, baute der erste Vicekönig Almeida 1505 auf dem felsigen Vorsprung, welcher die kleine Bucht von Norden her schützt, ein Fort, die Frankenfeste, welche bis 1663 den Portugiesen verblieb, dann aber, nach dem Falle ihrer übrigen Burgen in Malabar, von den Nieder-

ändern erobert wurde. Ph. Baldäus hat daselbst Febr. 1663 die erste holländische Predigt gethan, den Sieg des Protestantismus und die Vertreibung der Portugiesen aus Malabar zu feiern.

Oestlich und südlich vom Fort erstreckt sich am sandigen Ufer hin die enggebaute Handelsstadt mit schmutzigen Gassen und soliden Häusern, die am Südende in die elenden Hütten des Fischerdorfs Tai übergeht. Ihre Hauptbevölkerung besteht aus den Muhammedanern der Küste, den sogenannten Mapillas, deren oberster Kaufherr, das Haupt der Arakal-Familie, seit drei Jahrhunderten sich zu fürstlichem Rang und Reichthum erhoben hat. Diese Familie, in ihrem alten ummauerten Palaste, dem Mittelpunkt aller muhammedanischen Bestrebungen und Intriguen, half mächtig zur Eroberung Malabars durch Haider Ali im Jahr 1766, und verschwägerte sich sogar mit seinem Sohne Tipu, unter welchem der Islam durch schauerliche Gewaltthaten im ganzen Lande herrschend wurde.

Das nahe Talatscheri aber, seit 1687 vom Kolattiri den Engländern als Factorei eingeräumt, wurde in jener Nothzeit der Zufluchtsort der Hindus und der Stützpunkt für die britische Armee auf der Westküste. Nachdem durch der Frieden von Sirangapatnam 1792 ganz Malabar britische Provinz geworden, blieb die Civilverwaltung in Talatscheri; Kannanur aber mit der einzigen Festung des Landes wurde zur Militärstation des Westens erhoben.

Sofort mußte vor dem Fort ein gewaltiger Exercirplatz hergestellt werden, an dessen einem Ende die große Kaserne des europäischen Regiments über die felsige Meeresküste ragt während nach Norden und Osten eine neue Stadt heranwuchs, das Kantonment genannt; mit den langen Baracken (lines) für zwei Sipahi-Regimenter und eine Abtheilung Artillerie,

einem weitern Exercirplatz und den Gehöften der Offiziers-wohnungen, durchzogen von breiten Straßen, an die auch Bazare für die ganze wandernde Bevölkerung von Dienern und Unterbeamten, Tempel und Moschee für die Fremden, eine englische und eine katholische Kirche für die christlichen Elemente, nebst Theater, Freimaurerloge ꝛc. sich anschlossen.

Es ist ein bewegtes, höchst ungleiches Leben in diesem weiten Raume, welchem daher die höhern Elemente der einheimischen, malajalischen Bevölkerung, Brahmanen und Nayer, instinktartig ausweichen. Ihr Sammelpunkt ist eine Stunde nördlich vom Kantonment zu suchen, im abgelegenen Tschirakal, wo die herabgekommene Dynastie des Kolattiri um einen großen künstlichen Teich her ihre dürftigen Paläste und Tempel errichtet hat, die sie mit Mühe im Stand erhält. Der Regierungssorgen ist sie glücklich enthoben, aber Finanzverlegenheiten und Familienzwiste, nie endende Processe mit früheren Vasallen und Unterthanen, nebst der Sorge für die standesgemäße Fütterung der vielen ab- und zugehenden Brahmanen, lassen sie zu keinem behaglichen Dasein gelangen.

Die Malajala-Bevölkerung des Kantonments besteht hauptsächlich aus gewandten Tijern, d. h. Palmbauern, die sich hier und in Talatscheri aus sehr gedrückten Verhältnissen zu bedeutendem Wohlstand heraufgearbeitet haben. Freilich zum Theil durch sehr schlechte Mittel; denn nicht nur sind sie durch Anschluß an die Europäer deren Diener, Günstlinge und Beamte geworden, sondern sie haben auch den Arrackpacht übernommen und liefern den Offizieren und andern Fremden die meisten Konkubinen, leben also theilweise von den Lastern der Namenchristen. Neben ihnen machen sich nur die muhammedanischen Händler zu Wasser und zu Land, die stolzen, betriebsamen Mapillas bemerklich, von denen selten einer in den Dienst der Christen tritt, und dann nur

in der halbmilitärischen Stellung eines Polizei- oder Amtsdieners. Als Palankinträger dienen überall die Fischer von Tai, am liebsten während der viermonatlichen Regenzeit, während welcher das Meer ihren Booten verschlossen ist.

Neben diesen ansäßigen Bewohnern nun treiben sich die Angehörigen der Sipahiregimenter und der ganze Schwanz von „Lagerfolgern" um, der sich an ein europäisches Regiment heftet. Jeder Sipahi hat nämlich seine Familie und Verwandte bei sich, so zählt denn ein solches Regiment neben 800 Männern wohl 4000 Seelen, meist Tamiler oder Telugus, mit einer mäßigen Zugabe von Muselmanen, Brahmanen und Radschputs. Die Trommler und Musikanten sind größtentheils eingeborne Christen und Mischlinge (Indobriten). Drei Jahre nur bringen diese Fremden in Malabar zu, dann marschiren sie weiter, um sich auf einer andern Militärstation wieder eben so lang aufzuhalten. Im Durchschnitt ist in jeder kühlen Jahreszeit ein Drittheil der indischen Armee auf dem Marsche begriffen, damit Offiziere und Soldaten durch allzulange Ruhe nicht verwöhnt werden.

Ein wirklich christliches Element in diesem Völkergemisch zu finden, wäre im ersten Viertel unseres Jahrhunderts eine schwere Aufgabe gewesen. Doch mag im Verborgenen eine und die andere fromme Seele hier gelebt und geliebt haben. So wohnte in Kannanur viele Jahre lang ein indobritischer Protestant, Kirby, Zeichner des Geniecorps, ein wirklich frommer Jünger, der durch sein stilles Leben sogar die Aufmerksamkeit eines pensionirten heidnischen Offiziers auf sich zog. Dieser Mann, früher Hauptmann eines Freicorps und unter seiner Kaste, den Tijern, berühmt durch allerhand gewagte Streiche in den alten Kriegszeiten, Madai Kurumber, fragte den Christen nach seiner Religion, lernte sie schätzen und lieben, und gieng soweit, daß er sich vom Kaplan der Sta-

tion taufen ließ, ohne jedoch mit seiner Kaste zu brechen. Er baute sich ein oberes Zimmer, wo er geschieden von seiner Familie die Sonntage in Andacht zubrachte, manchmal auch mit seinem christlichen Freunde sich zum Gebet vereinigte. Zweifelhaft bleibt, ob er je das h. Abendmahl genoß. Seine Gattin jedenfalls blieb eine Heidin; er hatte sie aus dem Hause eines Halbbrahmanen geraubt, und sich lange an den alten Gedichten ergötzt, die sie ihm vorsang. Auch nachdem er gestorben und mit militärischen Ehren begraben war, hörte man sie noch oft die vielen Göttergeschichten singen, mit denen ihr Geist verwachsen war, bis auch sie den Weg alles Fleisches gieng.

Am Anfang der dreißiger Jahre begab es sich, daß das unter den Madras-Offizieren erwachte neue Leben auch in Kannanur bemerklich wurde. Die „Neulichter" in der Armee, die man zehn Jahre zuvor noch an den Fingern zählen konnte, waren nun zahlreich und rührig geworden; sie vereinigten sich zum Bibellesen und Gebet, und suchten wo möglich christliche Dienstboten zu bekommen, um auch unter das übrige Gesinde einen Sauerteig zu werfen. Allerlei Tamilchristen fanden sich allmählich in Kannanur zusammen, denen die glaubigen Offiziere im Verein mit dem Kaplan einen Gottesdienst und eine Schule einrichteten, sodann aber eine kleine Kapelle erbauten, in welcher auch englische Soldaten, wenn sie es wünschten, religiöse Versammlungen halten könnten. Allein der beständige Wechsel, sowohl bei den Leitern als bei den Gliedern dieser Gemeinschaft, ließ kein gedeihliches Leben aufkommen. Wesleyaner und Kirchliche, Independenten und Lutheraner, auch Baptisten, Plymouthbrüder und Socinianer stritten sich um Lehre und Cultus; an Heuchlern, die heute katholisch, morgen — irgend einem Offizier zu lieb — sich als eifrige Protestanten geberdeten, fehlte es auch nicht; der

und jener warf sich zum Katechisten auf, lehrte, ohne je selbst gelernt zu haben, und verdammte ungescheut die, welche sich neben ihm geltend machen wollten.

Als nun im Jahre 1839 die Station Talatscheri von den Baslern besetzt wurde, mußte auch Kannanur von dort aus versehen werden. Aus Mangel an zuverlässigen eingebornen Gehilfen konnte jedoch nichts Gründliches geschafft werden, obwohl bei den monatlichen Besuchen sich manche Taufkandidaten meldeten, und in den Missionsstunden allerlei Volk zusammenkam. Der tüchtige Kaplan Lugard war sehr bereit, seinen Antheil an der Gemeindeleitung in irgend welche kompetente Hand abzugeben und vor seinem Abgang von der Station zu einer festen Grundlegung die Hand zu bieten. Daher wurde denn Hebich gebeten, einmal besuchsweise auf etliche Monate herabzukommen und die verwirrten Verhältnisse zu ordnen.

Ihm schien es nicht gerade lockend, sich an diese Aufgabe zu machen, da er „den liederlichen Charakter der meisten herumreisenden Tamilchristen aus Erfahrung kannte. Die seßhaften Leute sind doch überall viel reeller, wie wir z. B. in unserer Mangalur-Gemeinde haben, als die in allen Landen, oft im Gefolge gottloser Herren, umherziehen und zu ihrer eigenen Schlechtigkeit noch fremde Laster lernen. Im Vertrauen auf meinen treuen HErrn unternahm ich aber die Reise, mitten im Regen.“ Sie dauerte vom 27. Juni bis 13. September 1840.

„Von dem lieben Kaplan in Kannanur wurde ich sehr brüderlich aufgenommen. Als ich eben mit ihm sprach, trat ein Major L. herein; dem begann ich ganz nach meiner Weise ans Herz zu kommen. Der liebe Mann hat ein todtes Christenthum; meine Frage: ob er Vergebung der Sünden und den heiligen Geist habe? brachte eine lebhafte dreistündige

Unterredung hervor. Nicht nur setzte er dann selbst sogleich meine neue Lehre bei allen seinen Freunden in Umlauf, sondern auch der liebe Lugard, erstaunt über die Unwissenheit eines solchen Mannes, fühlte sich gedrungen, auf der Kanzel und privatim diesen überaus wichtigen Punkt zu behandeln. So machte diese einzige Unterredung einen gewaltigen Lärm in Kannanur.

„Am ersten Montag des Monats hielt ich die übliche Missionsstunde. Der liebe Kaplan gab mir Wohnung und Essen; so lebten wir denn wie Brüder zusammen. — Ich hatte gerade Arznei genommen, da kam ein großer Theil des Gemeinleins zu mir und peinigte mich mit ihren Händeln; so mußte ich gegen meinen Willen in aller Schwachheit das Werk anfangen, ohne erst die Besuche bei den englischen Freunden abgemacht zu haben. Wie sie so auf mich einstürmten, erkannte ich den Willen des HErrn und warf mich in ihre Bedürfnisse hinein. Zwar ließ mich dann ein Hauptmann M. abrufen, den ich Tags zuvor mit einem Worte gestochen hatte, ich gieng aber nur, um ihm freundlich die Hand zu reichen und dann meine Arbeit fortzusetzen. Da er jedoch mit einem bösen Geiste kam, Lugard und mich zugleich angriff 2c., half ich ihm brüderlich aus, indem ich ihm bezeugte, daß er jetzt nicht im Geiste Christi stehe; und als dies noch nicht genug sein wollte, sagte ich ihm im Vertrauen, daß er ein Pharisäer sei, was den Nagel auf den Kopf traf, von seiner Seite aber nicht angenommen wurde. So kehrte ich mit betrübtem Herzen zur Gemeine zurück, für jetzt blos bemüht, sie mit allem ihrem Elend kennen zu lernen und wo möglich eine tägliche Versammlung zu bewerkstelligen. Natürlich hielt dies schwer, da es lauter dienende Leute sind. Mir aber wurde täglich klarer, daß nur mit einer ununterbrochenen, auf den Grund gehenden Arbeit diesem armen Gemeinlein

wesentlich geholfen werden könne; ließ mich also durch keine Rücksicht mehr stören.

„Die Schwierigkeiten mit Zeit und Oertlichkeit wurden überwunden; in einem eigenen Häuschen, das mir der l. Lugard einräumte, hatte ich nun die Gemeine jeden Tag von 10½ bis 3 Uhr beisammen, zur Lehre und Erbauung. (An den Abenden suchte ich dann ihre Händel zu schlichten.) Katechisirend bemühte ich mich nun mit Wort, Händen und Füßen und allerlei Zeichen und Gleichnissen vierzehn Tage hindurch das Geheimniß von Gottes heiliger Versöhnung durch das köstliche Blut Jesu Christi in das Herz und den Verstand zu legen, und repetirte so oft, bis die Meisten es wiedergeben konnten.*) Alles natürlich mittelst Dolmetscher.

„Es wurden mir acht Taufkandidaten angesagt, wozu sich immer mehre meldeten. Als ich vierzehn Tage unter ihnen gearbeitet hatte, bekam ich Lust und kündigte den Versammelten an, daß, wer herzlich Buße thue, in acht Tagen zum heil. Abendmahl zugelassen werde; von da an sollen die Abendmahlsgenossen allein Glieder der Gemeinde sein. Auch werde ich diejenigen taufen, die hinfort des Teufels Dienst verlassen und dem HErrn dienen wollen. In diesen acht

---

*) Die Menschwerdung Christi hat Hebich damals mit Hilfe einer großen Kupfermünze und einer gleich großen Rupie verdeutlicht. Er zeigte die Silbermünze von der kupfernen zugedeckt herum und fragte: was ist das? Natürlich Kupfer von wenig Werth, das bedeutet den Menschen; dann aber schob er das Kupfer weg und zeigte, was dahinter sei: Silber, göttliche Natur. Weiter giengs an die Rechtfertigung durch Bedecken des Sünders mit der Gerechtigkeit Christi. Da sah man nichts als Silber, köstliche, göttliche Art; aber dahinter war und blieb das alte Kupfer, der immer noch sündige und werthlose Mensch. Er ruhte nicht, bis auch die oft so stumpfen, in Gesetz und Selbstgerechtigkeit ersoffenen alten Tamilweiblein von ihrem Thun weg in Gottes That und Rath blicken lernten.

Tagen hatte ich die Besseren auch Abends bei mir von 7 Uhr bis gegen Mitternacht und drüber hinaus.

„Am 26. Juli gelang es mir dann durch des HErrn besondere Holdseligkeit, Morgens ein Paar (das in wilder Ehe gelebt hatte) zu kopuliren, 8 Erwachsene und 3 Kinder zu taufen, und Abends 33 Seelen das heil. Nachtmahl auszutheilen. Da war der HErr uns besonders fühlbar nahe. Dreizehn, die nicht Buße thaten, wurden von der Gemeinde ausgeschlossen, zu der sich aber schon wieder 5 neue Taufkandidaten einfanden. Jene 33 Seelen sind theils Pfeifer und Trommler vom 36. N. J. Regiment, der Höchstgestellte ihr Band-Sergeant; theils Polizeidiener, Knechte und Mägde der Offiziere 2c.

„Jener Freund M. that Buße und in der letzten Versammlung mit den Engländern, da er auch wieder zugegen war, wirkte der HErr mächtig." —

Es kam indessen auf der Pflanzung Andscharakandi, die Gundert bisher besucht hatte, zu einer bedeutenden Krisis, indem der dortige Katechist Michael es unter der herrschenden Lustseuche nimmer länger aushalten zu können erklärte, worauf er unter einer Last von Beschuldigungen am 9. August entlassen wurde. So entstand die schwierige Frage, wer statt seiner auf den einsamen Posten hinauszustellen wäre. Hebich ritt noch am gleichen Abend hinaus und suchte bei den Herren, wie bei den Arbeitern Eingang zu gewinnen.

„Am Morgen bekam ich Audienz bei Herrn John: 'nun wie haben Sie die Gemeine gefunden?' — Wie wilde Thiere, antwortete ich und redete dann frisch von der Leber — über den heiligen Beruf, der an die Gemeine ergienge, von dem Ernste der großen Verantwortlichkeit, die auf den Herren ruhe 2c., sagte auch, wie wir alles uns Mögliche thun werden, ja selbst das nicht für zu viel halten würden, daß Einer

von uns selbst unter seinen Leuten wohne! — 'Ach nein, dies könnten wir nicht bestreiten.' — Macht nichts! wo wir sind, da leben wir auch; uns ists blos ums Reich des HErrn zu thun. Irgendwie muß mit wirklicher Gründung der Gemeine ein Anfang gemacht werden. — 'Ja, ich wünsche sehr, daß sie insgesammt getauft würden.' Setzte auseinander, warum dies nicht möglich sei; indem die Getauften ein neues Leben führen, hinfort auch in wirklicher Ehe leben müssen 2c.; würde aber eine passende Auswahl getroffen, so reize das die Andern zur Nacheiferung. Dem stimmte er zu. Nun gieng ich an ihn selbst, und der HErr gab mir viel Gnade. Die anderen Herren kamen herzu, er holte auch noch die Bibel vom Komptoir herauf, so fieng ich an das Wort auszulegen. Es machte im Ganzen, wie mir schien, einen guten Eindruck, besonders auf John, so daß mir der Ausgang während der heißen Heimkehr reichen Stoff zum Denken und Danken gab."

Wenn jetzt nur ein tüchtiger Mann für den schweren Posten zu finden gewesen wäre! Man wählte den ältesten der in Kannanur sich umtreibenden Vorleser, einen früher katholischen Fischer, Paul, der durch Unterrichten der Dienerschaft christlicher Herren sein gutes Auskommen gefunden hatte, ob er gleich selbst wenig wußte. Hebich führte ihn in Andscharakandi ein. Bei dieser Gelegenheit, wie auch in den abendlichen Katechesen mit den Erwachsenen, stellten sich auch gebildetere Leute vom Hausgesinde der Pflanzer ein, um ihre Beobachtungen zu machen. „Sie bekamen da genug zu hören, stimmten am Ende auch nach manchem Widersprechen mir bei. 'Wenn alles aber so ist,' fragte der Hauptschreiber, mich versuchend, 'wie muß dann unser Herr leben? Kann er auch so, wie er jetzt ist, in den Himmel kommen?' Darauf nahm ich ihn freundlich beim Arme, und führte ihn vor die Thüre hinaus, indem ich ihm sagte: 'So nun geht lieber! Du

mußt für dich Gott antworten und nicht für deinen Herrn. Dein Herr muß für sich selbst antworten, das geht dich nichts an.' Beschämt schlich er sich wieder herein, und alle Knechte lachten ihn aus. Diese Geschichte erzählte ich nachher am Tische den Herren mit der Bemerkung, welch einen verschmitzten Diener sie hätten und wie sie auf ihrer Hut sein müßten! — Ja, sagte der Jüngste, das war eine schlimme Frage.

„Wie ist doch hier alles so schön und vortheilhaft eingerichtet! mußte ich mir wieder und wieder sagen, wenn nur Gottes Wort auch Eingang fände! Das zweistöckige Haus steht mit den Magazinen am Fluß, auf welchem alle Waaren nach Talatscheri geschafft werden. Daneben wird Seide fabricirt, Pfeffer sortirt, Zimmt bereitet, auch etwas Kaffee. Oben auf dem mit Zimmt bepflanzten Hügel steht das Dorf der Sklaven, die freilich noch auf der niedrigsten Stufe stehen, weil hier das Kastenwesen in einer Weise herrscht, wie ich es noch nie gesehen habe. Die Ausdünstung einer solchen Gemeine liegt dem Prediger auf der Brust wie Stein. Die Aufseher über die Sklaven sind meistens Mapillas, die wie auch die Schreiber und das Hausgesinde besonders wohnen, wohin den Sklaven der Zutritt nicht gestattet ist.

„Mit den Herren selbst durfte ich beten und das Wort verkündigen, ohne welches hier nichts neu werden kann. John drückte mir nach dem Schluß die Hand und dankte sehr freundlich. Ich schenkte ihnen englische Bücher und bat sie, doch sonntäglich unter sich Gottesdienst zu halten; mit wirklich dankbarem Herzen konnte ich von ihnen Abschied nehmen."

War auch mit dem neueingesetzten Katechisten kein wirklich segensreiches Element in die Gemeinde versetzt, so blieb es doch immerhin ein anerkennenswerther Fortschritt, daß nun die Taufe Einzelner gestattet war. Am 23. August taufte Gundert sechs Erwachsene, und die Arbeit Gottes an einzel-

nen Seelen blieb nicht unfruchtbar, wenn auch bei dem großen Haufen in langen Jahren nichts wesentlich besser wurde. Hebich aber sollte erst acht Jahre später mit dieser Pflanzung wieder zu thun bekommen. —

Nachdem er auch in Talatscheri den Engländern tüchtig gepredigt hatte, kehrte er nach Kannanur zurück, um sein Werk daselbst zu vollenden. Er taufte noch fünf Erwachsene und feierte das Abendmahl mit 41 Seelen. Den Weiblein schärfte er streng ein, doch ja lesen zu lernen; es wurde auch sogleich damit ein Anfang gemacht, aber wie bald wird er ins Stocken gerathen sein! Er fand die Leute zum Theil noch so schmutzig, daß er den meisten Weibern ein Kleid schenkte, um anständig den Gottesdienst besuchen zu können; ein englischer Freund gab das dazu nöthige Geld. Ein anderer schenkte ihm für den Gebrauch der Mission die oben erwähnte Kapelle, nicht gar weit von der großen Kaserne gelegen, und der Kaplan fügte dazu die Gabe eines kleinen Schulhauses. Zwei Tinneweli-Katechisten sollten nun unter Gunderts Leitung Kirche und Schule weiter versehen, nur waren sie leider gar schwache Kräfte, die später sich andern Beschäftigungen zuwenden mußten.

Mit den Tamilern und Engländern in Kannanur war Hebich in manchfache Berührung gekommen; eigentliche Malayalen aber waren ihm nicht näher getreten, mit Einer bemerkenswerthen Ausnahme. Der zweite Radscha vom nahen Tschirakal, ein unpraktischer Gelehrter, der immer nach neuem Erkenntnißstoff begehrte, freute sich der Gelegenheit, sein gelegentlich erlerntes Kanaresisch wieder einmal zu üben, und besuchte häufig den „Bartherrn", der ihm auch ziemlich viel Zeit widmete. Als aber Hebich in der letzten Unterredung eben meinte, einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, schüttete ihm der gute Mann sein Herz aus mit den Worten: „offen

gestanden, ich glaube rein nichts von einer unsichtbaren Welt" (obgleich er oft Geister sah, die ihn heftig erschreckten); „Buddha hat wohl das Rechte getroffen: Himmel und Erde sind von selbst geworden, es ist alles doch nur Schein." Hebich zeigte ihm seine Uhr mit den Worten; „Die ist auch von selbst geworden;" er hielt jedoch den gutmüthigen Mann für „einen nach Besserem Suchenden", und freute sich, „ihm die süße Wurzel Jesse nachzuweisen". Dieser Radscha blieb lange Jahre hindurch ein Freund der Missionare; wir werden ihm wieder begegnen.

---

13. Gründung der Station.

Hebich war nach Mangalur zurückgekehrt; im Ganzen aber fühlte er doch, daß sein Herz jetzt nach dem Süden stand. Ebenso schien es den Leitern in Basel zweckmäßig, die in Kannanur begonnene Arbeit nicht mit halber Kraft fortsetzen zu lassen. Er wurde also nach Kannanur gesandt, der Gemeinde dort auch ferner vorzustehen. Am 22. Dec. erhielt er die neue Weisung, über die er sich also äußerte: „Sie beordern mich nach Kannanur, um daselbst in der Freimüthigkeit des Geistes das Werk des HErrn zu treiben. Möge Er zu diesem Ihrem Beschlusse das Amen sagen. Ich glaube, daß Sie für meine Person nichts Besseres hätten wählen können; Sie nehmen mir mit dieser Alleinstellung eine ungemeine Last hinweg und ich empfehle die Sache dem HErrn, der bisher, ungeachtet unsrer großen Mängel und vielen Sünden, uns über Bitten und Denken als ein Vater und Heiland geholfen hat. Ich beeile mich, Ihrem Befehl so schnell wie möglich nachzukommen." Seit dem 20. Januar 1841 gehörte er Malabar an.

„Der Teufel hat mich diese sechs Jahre her noch keinen Schritt unbestritten thun lassen; so bin ich auch hier wiederum in einen Kampf gerathen. Doch darf ich, wenn gleich noch etwas schüchtern, mein Haupt erheben." Mit diesen Worten beginnt er seinen ersten Bericht. Der Kampf entstand wegen der geschenkten Kapelle, welche der neue Kaplan, schon weil sie der Europäerkaserne so nahe war, gern als Schulhaus für die Soldatenkinder benützt hätte. Hebich logirte zunächst bei ihm und suchte ihm zu zeigen, daß die Kirche von seiner Seite nichts zu fürchten habe. Wie er nun aber sich nach einer Miethwohnung umsah, die für seine Zwecke passen könnte, fand sich durchaus keine um einen billigen Preis. Alle Häuser des Kantonments waren von Offizieren besetzt. Das Bauen hatte man ihm von Basel aus streng untersagt; es herrschte dort die Ansicht, man habe in der Mission vielleicht schon zu viel gebaut. Er dagegen fand es von unberechenbarem Vortheil, neben der Kapelle zu wohnen, und da ihm der Platz einmal übergeben war, riethen ihm auch die Freunde, lieber gleich einen Anbau zu unternehmen. Der Kaplan selbst machte dazu den einfachen Plan. Der Ingenieur begünstigte die Erweiterung des zur Kapelle gehörigen Raums, so daß sich ein erträgliches Gehöfte herstellen ließ; der fromme, in solchen Aufgaben gewandte Kirby half zur Beschaffung der Materialien; so wurde denn ein Mäuerlein um den gewonnenen Raum gezogen und ein sehr einfaches Missionshaus an die Kapelle angebaut.

Nun wurde aber diese Ansiedlung von gewissen Seiten her sehr ungern gesehen. Eines Abends, gerade vor der Missionsstunde, kamen Briefe, die ihm riethen, mit dem Bauen inne zu halten, bis die Frage über seinen Anspruch auf den Platz gerichtlich entschieden sei. Doch die befreundeten Offiziere, die er sogleich besuchte, waren für rasches Wagen; er

machte weiter „in kümmerlichen Zeiten", schrieb Briefe, was Zeugs halten wollte, und bekam denn auch befriedigende Zuschriften von allen Freunden, die sich am frühern Bau der Kapelle betheiligt hatten. „So viel über diesen meinen Kampf, der dem HErrn bekannt ist. Mein Häuslein ist überaus anmuthig ausgefallen, so daß mein Angstschweiß reichlich ersetzt ist; vor mir die Veranda und ein Gärtchen, dann ein Stück des herrlichen Meeres; zwei Zimmer und noch zwei Verandakammern auf zwei Seiten. Möge der HErr es segnen und in Gnaden bewahren! Sein ists und Sein soll es auch bleiben!"

Bald handelte es sich um eine noch schwierigere Frage. Da waren so viele Portugiesen, Indobriten und andere Namenchristen, „die Hilfe bedürfen und deren Einfluß auf das Volk nicht gering ist." Nach dem Wortlaut seines Auftrags hielt Hebich sich für ermächtigt, ja für schuldig, „aus dieser so sehr vernachläßigten Bevölkerung zu retten, was sich retten lassen will. Unter den Portugiesen namentlich schien der HErr eine Thüre aufzuthun." — Von der andern Seite wurde behauptet, für die Erbauung der Indobriten habe doch nur diejenige Kirche zu sorgen, zu deren Gemeinschaft sie gehören, und gegen die Eröffnung eines englischen Wochengottesdienstes müsse Protest eingelegt werden, weil die Zuhörer durch Mittheilung einer, in mehreren Punkten wesentlich verschiedenen Lehre doch nur verwirrt würden. Auch der Gedanke wurde laut, daß schon Hebichs Englisch so mangelhaft sei, daß sich wenig Nutzen von seiner Predigt erwarten lasse.

Durch allerhand Verhandlungen und Zweifel schlug Hebich sich allmählich zur Klarheit durch. Er schreibt im April: „Ich werde am Ende wohl noch einen englischen Gottesdienst einrichten. Wie X. sich anläßt, errathe ich, daß es aus ist

mit unserer Gemeinschaft, und dann ists wohl am besten, daß ich thue, was vor dem HErrn gelten kann, nämlich auf alle mögliche Weise Seelen zu gewinnen. Dem Kaplan komme ich eben überall zu nahe." — Mai: „Ich predigte wieder einmal der englischen Gemeinde in X's Abwesenheit. Capitän B. will, daß ich zweimal in der Woche predige. Aber wie würde das rumoren!" — Juni: „Nun ich dank euch für euern wohlgemeinten Rath. Da X. über meinen Gedanken, englisch zu predigen, so erschrocken war, und das Mißtrauen immer größer wurde, so strich ich die Segel, gieng zum Kaplan und sagte ihm: ich wollte, falls er mich laufen ließe und hilfreiche Hand böte, so lange den Soldaten in der Kapelle nicht predigen, bis er mehr Gnade empfange." — „Ich suche alles Ernstes Freundschaft zu halten mit X., weiß aber nicht, obs hält. Er machte mir auch wegen der Indobriten Noth; aber da ich das englische Predigen in der Kapelle dran gab, so geht dies so durch. Der Teufel ist uns Leuten gar gram, und die Schlangenklugheit ist namentlich bei mir nicht immer zu Hause; Ihr thut wohl daran, für mich zu beten." — 6. Juli: „Gestern Abend ist der liebe X. wieder mit seiner Frau zur Missionsstunde in unserer Kapelle gewesen. Ich mußte diesmal sprechen, es gieng in der Kraft des Geistes her, und freut mich zu sagen, daß sich hier jetzt alles recht schön macht. Wie selig ist doch die Gemeinschaft der Heiligen!" — August: „Jetzt kommt wieder eine neue Frage auf. Nachdem ich kürzlich ein Kind der Tamilgemeine beerdigt hatte, schreibt mir der Kaplan: 'Schon bei jenem Falle war ich beunruhigt, ob ich nach dem Brauch unserer Kirche auch Eingeborne auf dem Kirchhof durch jemand anders beerdigen lassen darf als durch mich selbst. In diesem Falle (da die Verstorbene eine Indobritin war) würde ich sicherlich meine Vollmacht überschreiten, wenn ich die Handlung

nicht selbst übernähme' rc. Da mir nun der Kaplan so ziemlich überall im Wege steht, so bin ich wohl genöthigt, für unsere Mission einen eigenen Gottesacker zu gewinnen. Ich gehe ungern daran aus vielen Gründen. Doch muß ich sehen, was fürs Werk förderlich oder hinderlich ist. Nun kann meinetwegen die Todten begraben wer will; von den Eingebornen aber, bei denen das Aeußere gar viel ausmacht, wird leicht einer irre, wenn er sieht, daß mein Gemeindeglied von einem andern beerdigt werden muß." — „Am 2. Nov. verlegte ich meinen englischen Abendgottesdienst aus D's Hause, wo mich der katholische Priester vertrieb, zum ersten Mal in die Kapelle."

Ein Zusammengehen mit dem Vertreter der englischen Kirche war Hebich auf die Länge nicht möglich, und seine apokalyptischen Ansichten halfen ihm zum rascheren Bruch. „Das Thier der Offenbarung thut sich doch gewaltig hervor, seine tödtliche Wunde zu heilen. Alles riecht römisch. Oxford, die Schule der kommenden Lehrer im Herzen von England, ist verpestet, Pusey hat schon schlagfertige Helden in die Heidenwelt gesandt — schrecklich! Hüten Sie sich, liebe Vorsteher, vor der englischen Church, es sieht wahrhaftig schlecht aus!" Nichts war ihm gewisser, als daß nach der Offenbarung (die Auserwählten allein ausgenommen) noch Alles römisch werden müsse. Daher wurde es ihm immer schwerer, sich in kirchliche Formen zu finden, während er doch andrerseits der Wiedertäuferei rc. starke Opposition machte: „Denn dieser Geist gibt dem Fleische zu viel Freiheit und macht die Leute wild; was die falsche Freiheit aus Frankreich in die Welt hinausposaunt, posaunt dieser Geist den Kindern Gottes vor. Ich kann nicht helfen, ich klopfe sie alle im Namen Jesu!" Dem plymouthischen Geiste war er schon darum abgeneigt, weil derselbe geradezu bezaubernd auf die jungen christlichen Offi-

ziere wirkte. „Alle unsere angloindischen Brüder werden, sobald sie nach Hause (England) kommen, von den Plymouthern angezogen wie durch einen Wirbelstrom. Dann aber interessiren sie sich nicht mehr für die Heidenmission, und predigen alle einander an.“ Vom Predigtamte aber hielt er sehr hoch und mochte dessen Würde nichts vergeben. Wenn ihn damals ein Freund von Talatscheri besuchte und er diesen aufforderte, für ihn die Predigt zu übernehmen, konnte er auch herzlich bitten, doch ja den Kirchenrock anzuziehen; die Predigt falle doch etwas anders aus als in weißer Jacke.

Seine Predigt richtete sich zunächst an das Tamilgemeinlein, „damit es wachsen möge beides an innerer Kraft und an Zahl.“ Nur selten gelingt es, von den Malayalen einige zu taufen, wie den Najerjüngling Krischna, damals achtzehnjährig, seinen Timotheus, den er zu weiterer Ausbildung noch auf einige Monate nach Talatscheri sandte, dann aber zurückrief, um ihn als Dolmetscher zu gebrauchen. Denn im Armenhause gab es noch mehr zugängliche Malayalen, denen nun täglich eifrig gepredigt, von denen auch etwelche getauft wurden. „Freilich ist da nichts, was dem Menschen gefallen will.“ Eine Malayalamschule aber füllte sich bald mit 100 und mehr Kindern, durch die ein Eingang zu dem Volk des Landes vorbereitet wurde.

Eine Predigtstätte war auch das Lager des 36. Regiments geworden; jeden Abend sprach er dort das Wort im Freien vor der Hütte eines oder des andern Gemeindeglieds, wobei die übrigen Christen den engern Kreis bildeten, um welchen sich beliebige Zuhörer aus allen Klassen schaarten. Dazu kamen dann dreimal in der Woche Versammlungen bei freisinnigen Portugiesen, deren einer seinen geräumigen Hof hergab und zugleich den Dolmetscher machte, während auch Indobriten und Engländer sich einfanden. „So predige ich

zwei= bis dreimal des Tags, und rede außerdem mit Einzelnen zu Hause und draußen, so daß die Predigt fortgeht vom Morgen bis in die Nacht hinein. Und da ich gar lebhaft rede, so kostet mich eine Unterredung fast eben so viel physische Kraft als eine Predigt. Brauche dann auch Zeit mich zu sammeln, da verschwindet denn alle Lust zum Schreiben."

„Im Gemeinlein geht es oft gar armselig her, wie es bei Kindlein zu gehen pflegt: das Eine fällt, das Andere steht wieder auf; jener ist hartnäckig, dieser beugt sich wieder. Aber mitunter offenbart sich auch unter uns die Herrlichkeit des Sohnes Gottes voller Gnade und Wahrheit. Alle die ich früher ausgestoßen habe, sind reumüthig zurückgekehrt bis auf einen, der davonlief. Die meisten kamen aus der Trunkenheit heraus, da will nun der Teufel den und jenen zum alten Koth zurückführen; ein paar hinken. Jetzt, im Monsun, kommen nur die fleißigeren zum Gottesdienst, so muß ich bei den andern in allem Regen herumlaufen, daß ich zu keiner Ruhe komme. — Noch selten gelingt mir eine fließende Predigt unter ihnen; ich muß immer durch Fragen zu weiterem Verständniß helfen. Unser Kapellchen ist einfach und niedlich; zur Linken sitzen auf Matten die Weiblein mit ihren Kindern (die mitunter während des Gottesdienstes ihre jammernden Stimmlein hören lassen, — mögen sie zum himmlischen Vater dringen!); zur Rechten die Männer auf Bänken; weiter hinten die Indobriten. Ich stehe vor dem mit weißem Tuch bedeckten Tisch gerade unter dem Känzelchen. Mir zur Rechten Aaron, der meine kanaresischen Worte in Tamil wiedergibt, zur Linken der Schulmeister, der mein Singer und Lehrer ist. Die Kanzel besteige ich nur, wenn ich englisch predige.

„Einen andern Predigtplatz fand ich in den Ochsenlinien bei den Artilleristen; die Kanonen werden nämlich hier von Ochsen gezogen. Unter den Ochsentreibern ist ein (in Haider=

abad getaufter) Unitarier, dessen Frau zuerst zu mir kam und dann ihren Mann schickte; nachdem ich ihm Christum verkündigt hatte, besuchte ich ihn auch. Seine Hütte war zu klein, um etwas drin anfangen zu können; so beschloß ich, seinen Vorstand, einen Katholiken, aufzusuchen; und wie verwunderte ich mich, als der mir gleich sein Haus mit größtem Vergnügen zum Predigtplatz anbot: 'Wann wollen Sie eine Versammlung halten?' Jetzt sogleich, war meine Antwort. So wurde denn in voller Freudigkeit mit einigen Leutlein angefangen, die herzukamen, meist Heiden und Römische, die der Teufel wieder abwendig zu machen sucht. Doch die Arbeit ist nimmer umsonst im herrlichen Namen Jesu; diese Unitarier durfte ich am 18. Juli taufen.

„Die Mapillas zu besuchen, ein freches Volk von Muselmanen, habe ich noch keine Freudigkeit; einer von ihnen besuchte mich jeden Tag, dem ich gewaltig gepredigt habe. Seit ich aber zum Christwerden zurede, bleibt er aus, wollte wohl nur ein Dienstchen haben, den Bauch zu füllen.

„Nun sollte ich hier Malayalam, Tamil und Portugiesisch sprechen, aber von allen drei kann ich nichts. Doch der HErr gibt mir Zungen durch Andere, die ich mir heranbilde; so gehts erträglich und wird noch besser kommen. Meine Zeit ist so mit dem Praktischen angefüllt, daß aller guter Wille zum Sprachenlernen wohl nur guter Wille bleiben wird. Dazu ist auch mein Kopf schon ein alter." Da man Hebich vorgerückt hatte, seine Unbekanntschaft mit den Landessprachen dürfte doch auch für ihn eine Versuchung sein, sich mehr als andere mit Engländern abzugeben, prüfte er sich ernstlich darüber und beschloß nur um so mehr, sich den Eingebornen zu widmen. Noch im Oktober hatte er bei keinem Offizier seinen Anstandsbesuch gemacht. Blos eine Familie trat ihm näher; ein gutmüthiger Riese, der Hauptmann B., der seine Freude

dran hatte, wenn Hebich ihm mit seinen Püffen tüchtig zusetzte; er starb bald darauf, wirklich bekehrt, zum großen Troste seiner ihm in geistlichen Dingen vorangeschrittenen Gattin.

„Daß ich etwas schnell taufe, hat schon bei Brüdern Anstoß erregt. Mir scheint aber, da wo wirklich eine Gemeinde und ein Hirtenamt vorhanden ist, das raschere Taufen wirklich bei weitem das Bessere. Denn 1) die Leute entscheiden sich; 2) die Taufe gibt etwas; 3) das heil. Abendmahl gibt etwas; 4) die Gemeinschaft gibt etwas; 5) dabei hat dann das Wort stärkern Einfluß. Wer die Taufe verlangt, hat eine Ursache; ists blos Fleisch, so kann das leicht erkannt werden; ist ein Verlangen des Geistes dabei, so sollte das in der Frische gestärkt werden. Ueberpaßt man die Zeit, so wird der Mensch wieder lau, steht zwischen Zweien; ein ungetaufter Heide muß doch irgendwie Freundschaft halten mit seiner Kaste, d. h. mit dem Teufel, sonst wird er ausgeschlossen und hat dann dasselbe zu leiden wie ein Christ, aber ohne die Gnadenmittel. Die natürliche Folge ist, daß er rückwärts geht. Ohne Mißgriff wirds freilich auf beiden Seiten nicht abgehen; was aber dem Geiste Gottes gemäßer sei, darüber habe ich keinen Zweifel. Wenn ich den ungeheuren Haß der Heiden gegen das Christenthum sehe, so muß ich mir sagen, daß die, welche die Taufe wollen, so schwach sie sein mögen, eben doch die Erwählten Gottes unter diesem Geschlechte sind." (Dazu bemerkte Mögling: Was in Indien gefehlt hat, ist die innige Lebensgemeinschaft der Missionare mit den Getauften. Wenn diese da ist, dann getauft zu Dutzenden und Hunderten!)

„Ferner sage ich offen, daß ich solche Leute, Tamil-Vagabunden u. s. w., die meist sehr arm sind und aus großem Verderben herauskommen, oft bis zu Halbmenschen heruntergedrückt sind, mit irdischen Mitteln unterstützen muß,

wenn ich rechte Zucht an ihnen üben will. Der HErr gibt meinem Innern gutes Zeugniß dafür. Ich kündige den Leuten Vergebung im Namen Jesu an, und kann nicht, wenn sie mich in ihre Sünden, Schulden und Nöthen hineinsehen lassen, mein Herz dagegen verschließen. Ich klagte meinem lieben Freunde Oberst Bell meine Noth, der gab mir für diesen Zweck 225 Rupies, die ich daher nicht in die Rechnung aufgenommen habe. Einiges, wie Kleider, Kost während des Unterrichts ꝛc., wird geschenkt, anderes geliehen, wenn z. B. der Gläubiger drängt, was dann natürlich nur sparsam und langsam eingeht. So habe ich einen hoffnungsvollen Jüngling, der sonst fortziehen müßte, um 5 Rupies eingelöst; ich hoffe, daß er ein Licht werden wird. Freilich mag dieses bei Manchen unter die Hechel kommen, woran man sich eben aus Noth gewöhnen muß. Es ist ein anderes Ding, etwas zu meinen, und ein anderes, in einer besondern Arbeit zu stehen. Beten Sie für mich, daß ich ein Licht in Jesu und nicht selbst Finsterniß sein möge; denn es sind Gewalten zu überwinden, denen allein die Auferstehungskraft Christi gewachsen ist. Wie ist mir so bange, sagte der Meister selbst! Beten Sie also für uns, damit unser schwacher Glaube nicht aufhöre!"

Es kam nun schon zur ersten der vielen fast alljährlichen Trennungen von Gemeinlein in denjenigen Regimentern, welche Kannanur zu verlassen hatten. Das 36. Regiment ward Nov. 1841 nach China beordert. Damit schieden auf Nimmerwiederkehren 20 Erwachsene und 10 Kinder aus der Gemeinde; einige aber haben die schriftliche Verbindung mit ihrem ersten Hirten bis zum Tode fortgesetzt, und ein kleines Anlehen, das einer mitgenommen, wurde, nachdem es bereits vergessen war, mit Zinsen zurückbezahlt. Zunächst schrieben sie, wie man es von kaum entwöhnten Säuglingen erwarten

mußte: sie hatten eben niemand, zu dem sie mit allen ihren Anliegen kommen konnten, keinen, der ihnen zugleich Vater und Mutter wäre; es fehlte ihnen überall. Die Cholera ist auf dem Marsch bei ihnen eingekehrt, da haben sie tüchtig beten gelernt. Eine von Hebich getaufte Trommlersfrau ist an der Seuche gar selig entschlafen, gleich nach der Ankunft in Welur. Das machte große Freude, aber wie wurde sie gedämpft, als dann der Tambour zwei Tage darauf eine schmucke Katholikin heiratete und ihretwegen selbst zu den Römern übergieng! — Weiter kommen sie nach Madras, und die Weiber, die nur Tamil verstehen, treten zum erstenmal scheu und nach Anschluß suchend in die Kirche von Weperi. Aber die „Malabar-Kastenchristen“, denen sie sich nähern wollen, wiesen sie barsch zurück; und nun erst merken sie, daß es auch evangelische Christen gibt, welche ihre Kaste wie ein Heiligthum bewahren. Hier halten sie es nicht aus und versuchens dann bei der Londoner-Mission, wo sie freundliche Aufnahme finden. Der dortige Miss. Leitch schrieb (Nov. 1843), wie die lieben Seelen in diesem Regimente, während der Zeit, da er sie unter seiner Pflege hatte, ihm viel Grund zum Dank gegen Gott gegeben haben, der ihnen seine Gnade in mancherlei Weise erzeige. Aber schon sollen sie von dort weiter ziehen nach Widschajanagaram! Wir können die Schicksale solcher Kirchlein in den Regimentern, die Kannanur verließen, nicht weiter verfolgen; das Beispiel mag andeuten, mit welch lebendiger Theilnahme Hebichs Herz ihnen von Ort zu Ort nachfolgte, wie er mit Gebeten und Briefen ihnen nachgieng, wohin sie auch verschlagen wurden.

---

14. Ausbreitung der Arbeit.

Mit dem Neujahr 1842 begann Hebich eine neue Art der Straßenpredigt, indem er mit seinen Begleitern alle Straßen und Bazare in regelmäßiger Reihenfolge besuchte, und an jedem Ort etwa eine halbe Stunde das Wort verkündigte, nachdem er erst mit seinen Katechisten durch Gesang und Gebet im Hause sich gestärkt hatte. Jeder Morgen und etliche Stunden des Abends wurden dazu benützt, bis die Einladung zum Reiche Gottes überallhin gedrungen war. „Die Aufmerksamkeit des Volks fiel ziemlich nach Wunsch aus, doch haben sich auch die Feinde geregt." Hebich ließ sich auf kein Disputiren ein, sondern lud die Streitlustigen zu sich ins Haus, dort wolle er alles anhören, was sie zu sagen fänden. Jetzt solle jeder Einwohner Kannanurs Gelegenheit bekommen, die Hauptsache des Evangeliums die Einladung zu Gottes Reich, durch Buße und Glauben, zu hören.

Gleich die erste Bazarpredigt bewog einen Tijer, den Prediger im Missionshause aufzusuchen. Als dort das Wort Gottes ihm lebendig ans Herz drang, entschloß er sich zu bleiben, um weitern Unterricht zu erhalten. Nach etlichen Tagen aber kam seine Gattin mit den Kindern, ihn abzuholen; die Einladung, eine Jüngerin Jesu zu werden, wies sie verächtlich ab. Wiederholt kam sie oder sandte ihrem Gatten Botschaft; endlich hieß es, eines seiner beiden Kinder sei sehr krank. Da gieng der Mann und kam nicht wieder. Katechisten, die nach ihm gesandt wurden, brachten die Nachricht, der Mann wäre willig zu kommen, aber die Leute seiner Kaste lassen ihn, ihren Barbier, nicht fort, und behaupten ein Recht auf seinen Dienst zu haben. So mußte Hebich selbst gehen.

Eines Sonntag Morgens in aller Frühe gieng er in das Dorf, fand ihn bei offener Thüre neben seinem Knaben schlafend, weckte und fragte ihn: „Willst du mir folgen?“ — „Ja.“ — „Dann komm nur eilig mit!“ Während er sich rüstete, kam ein Onkel herbei und wollte ihn fassen; dann die Gattin, völlig sprachlos, aber mit solchem Schmerz ihn anschauend, daß dem armen Mann die Füße fast den Dienst versagten. Da lief die Frau zu den Nachbarn und rief: „Männer helft!“ Und nun kam es zu einem Auflauf, in welchem die Frau den Barbier umarmte und unbeweglich festhielt. Auf die Frage Hebichs, ob er mit ihm gehen wolle, erwiederte er jedesmal mit einem entschiedenen Ja, und doch konnte er sich nicht los machen. Hebich hielt es fürs Beste, die Wuth der Leute nicht zu steigern; der Haufe zog den Gefangenen zurück und der Missionar gieng unter Hohngelächter davon.

Indessen sagte der Barbier allen Leuten so beständig: „Ich will ein Jünger Jesu werden und ihr könnet mich nicht halten,“ daß nach etlichen Tagen der Widerstand gegen ihn erlahmte. Er entrann und wurde am 3. April mit noch vierzehn Erwachsenen getauft. Ein stiller Mann, dieser Juda, der die Lehre Christi durch seinen Wandel zierte bis an sein Ende, aber nur Ein Glied seiner Familie zum Nachfolgen bewegen konnte, weder seine Gattin, noch eines seiner Kinder.

Während dieser Abendpredigten in den Straßen war es, daß das Fischerdorf Tai dem Prediger als der einladendste Winkel von Kannanur erschien. Männer und Weiber, Große und Kleine, Alles sammelte sich dort um den Padre und hörte begierig zu. Es schien ihm der Mühe werth, festen Fuß zu fassen, um den Leuten die Furcht vor der muhammedanischen Fürstin, der Eigenthümerin des Bo-

dens, zu benehmen. Es gelang ihm auch, nach vielen Widerwärtigkeiten, von einem Portugiesen ein Häuschen zu erwerben, in welchem er seinen jungen Katechisten Timotheus mit einem andern Christenpaar ansiedeln wollte, um den nahen Fischern zu dienen. Je näher man aber diesem „versprechenden Völklein" kam, desto ferner wich es es zurück; ein lärmendes, leichtblütiges Geschlecht, von der Lust zum Trunk und lauten Lustbarkeiten beherrscht, das, verschieden von andern Hindus, nicht in einzelnen Gehöften, sondern in eng zusammengehäuften Hütten von Palmzweigen oder vielmehr auf der Gasse und am Strande lebt, alle Arbeit schaarenweise verrichtet und von Einkehr in sich selbst nichts weiß. Angezogen vom Christenthum wurden manche, im ersten Drange auch mehrere getauft; aber sehr wenige sind treu geblieben.

Aber auch unter den europäischen Soldaten bekam er nun viel Arbeit, ohne sie zu suchen. Arme, des Sündendienstes müde Soldaten kamen nach und nach in größerer Zahl zu der Kapelle, die ihrer Kaserne so einladend nahe war und auch den Tag über jedermann zum Lesen und Alleinsein, wie kleineren Gruppen zu gemeinschaftlicher Erbauung offen stund. Mancher kam zuerst aus Neugierde; lachte auch wohl über die sonderbare Aussprache und die eigenthümliche massive Redeweise des Predigers; aber anziehend, belehrend und unterhaltend fanden ihn doch viele. Eine schottische Soldatenfrau äußerte nach der ersten Predigt: so gut wie diesen Deutschen habe sie, seit sie Schottland verlassen, noch keinen Geistlichen verstanden. Erweckungen und Bekehrungen bisheriger Säufer und Hurer, brachten bald Hebichs Namen in aller Mund. Eine Zeit lang wurde in der Kaserne fast von Niemand so viel geredet, für und

gegen, als von ihm. Manchmal hieß es, der General werde ihn aus dem Kantonment verweisen.

Im Juni erklärte die kirchliche Behörde, es sei auf dem Kirchhof so wenig Raum, daß keinem Fremden mehr gestattet werden könne, daselbst Beerdigungen vorzunehmen. Nun wandte sich Hebich an den General und an die Regierung. Es kam eine gnädige Antwort; ein günstig gelegener Platz wurde geschenkt und von Hebich durch das erste Begräbniß eingweiht. Dann klagten aber die Eingebornen, damit trete man einem Tempelort zu nahe. Aufs Neue mußte gesucht und gebeten, kurz „ein Jahr lang mit Angst und Mühe gestritten werden", bis endlich ein bleibender Gottesacker erworben war, den Hebich sogleich ummauerte. Allmählich bekam der General Achtung vor dem allezeit rüstigen, unermüdlichen Prediger, und half dann ihm und seiner Gemeinde in mancherlei Schwierigkeiten.

Hebichs Umgang mit den Offizieren wurde belebter. Als Generalkassier der Mission hatte er, um seine Wechsel anzubringen, mit den Zahlmeistern viele Geschäfte; und er machte keines ab, ohne für seinen HErrn ein gutes Wort einzulegen, bald mehr gelegentlich, ja scherzweise, bald in hohem Ernst. Sprachen die jüngern Offiziere bei einem Glas Grog von ihm, so giengen die Ansichten weit aus auseinder. Den Einen schien er ein gefährlicher Enthusiast, andern ein harmloser, heiterer Mann mit einer fixen Idee, wieder andern ein pfiffiger Jude: „eines Tags werden wir noch sehen, wie er mit einer schweren Geldkiste sich einschifft und aus dem Staube macht. Ich kanns beschwören, daß er im letzten Monat 600 Pfd. St. eingestrichen hat; das geht nicht mit rechten Dingen zu." Doch fehlte es nicht an Leuten, die ihn um seiner regen Thätigkeit willen für einen außerordentlichen Mann hielten, dem sie aber scheu aus dem Wege

giengen. Es ist vorgekommen, daß ein junger Offizier nach seiner Bekehrung im früher geführten Tagebuch nachlas, welch ein Schwarm von Bazargeschwätzen, Soldatenwitzen und Anekdoten, aufgetischt an den Offizierstafeln, sich Tag für Tag an den Namen des Bartmanns gehängt hatte, und lachen mußte, wenn er sein jetziges Wissen von „Hibick" mit den früheren Eindrücken verglich. Gerade so wenig Werth haben oft die Urtheile von Reisenden, die in Indien, Afrika rc. gewesen sind, und über die dortigen Missionen urtheilen, als hätten sie Alles mit eigenen Augen gesehen. Fragt man aber nach, so findet sich, daß sie weder eine Missionsschule besucht, noch ins Missionshaus auch nur einmal hereingeschaut haben, weil die ganze Sache ihnen widerlich war. Um so leichter fällt es ihnen, über Alles abzusprechen.

In dieser Zeit angestrengter, oft bänglicher Arbeit wurde ihm das Gebetsleben zur zweiten Natur. Nie gieng er aus, ohne erst sich auf die Knie zu werfen und Gott um Bewahrung und Segen für die unternommene Arbeit zu bitten. Immer war ihm bange, in irgend etwas auf eigene Faust zu handeln, da denn „die Eselsohren des alten Adams" nothwendig zum Vorschein kommen müßten. Kein Geschäft konnte so dringlich oder so äußerlich sein, daß er sich nicht Zeit nahm, vorher Gott um sein Mitwirken anzuflehen; wenn es vollends sich um Arbeit an Seelen handelte, wie so gar nichts ließ sich da ohne Ihn machen! So hat er denn um jede einzelne Seele gerungen und speciellste Fürbitte treu geübt, sie auch andern Brüdern unabläßig empfohlen. So kindlich er aber im Beten war, so mannhaft war er im Handeln; er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Bitte bereits habe, die er kaum erst hinaufgeschickt, und setzte sich mitten

in die Verheißungen hinein mit einer Zuversicht, welche vorsichtigen Christen oft befremdlich schien.

Auch ein Fasten verband er mit dem Beten. Da die englischen Soldaten ihn einmal einluden, beim Jahresfest ihres Mäßigkeitsvereins den Vorsitz zu übernehmen, hielt er das für einen Wink, hinfort auch den gelegentlichen Genuß von Wein und Bier sich zu versagen. Hatte er es doch gar viel mit Trunkenbolden zu thun und erkannte bald, wie nur gänzliches Absagen vor Rückfällen bewahre. Auch seine „Kinder", Gemeine oder Offiziere, lud er aufs dringendste ein, hierin ohne Wanken ein Allen verständliches Beispiel zu geben. So lange er in Indien weilte, blieb er bei dieser Regel und durfte schöne Früchte erleben.

Im Mai 1842 schreibt Hebich: „Der Kaplan war gerade jetzt volle vier Wochen abwesend, so daß ich nun auch Sonntag Abends den Engländern zu predigen hatte, wozu Hoch und Niedrig kamen, manche aus Neugierde; doch haben sie Gelegenheit, ein handgreifliches Wort zu hören." Jeden Sonntag Morgen (11—1 Uhr) predigte er nun der schwarzen Gemeinde, Abends (6½—8 Uhr) einer „ansehnlichen" englischen Gemeinde (bestehend aus Gentlemen, Soldaten, Mischlingen und Portugiesen); Montag Abend war Missionsstunde, Dienstag und Freitag wieder englischer Gottesdienst; am Donnerstag und Samstag Tamil- und portugiesische Predigt ꝛc. Die Taufkandidaten erhielten täglich zwei Stunden Unterricht ꝛc., „so bin ich angebunden wie ein Kettenhund, aber Gottlob! das Wort ist nicht gebunden."

Noch mehr erweiterte sich Hebichs Wirkungskreis, als im September der Kaplan genöthigt war, einen halbjährigen Urlaub zu nehmen. Mit großer Freudigkeit und immer gleicher Kraft warf er sich in die vielartige Arbeit und wurde, so viel an ihm lag, der geistliche Berather Aller, die etwas

Besseres suchten. Doch schüttelten auch einige gute Anglikaner den Kopf und meinten, Hebich mit seinem rücksichtslosen Vorgehen habe zur Krankheit des Kaplans nicht wenig beigetragen. Das englische prayerbook legte Hebich in Kannanur bei Seite, und fühlte sich nun erst „recht frei. Daß nun auch die Weißen mit den Schwarzen das heil. Abendmahl genießen, macht sich gar schön, dadurch werden die Leute immer freier und die Bande der äußeren Formen werden gelöst. Christus Jesus allein und Er nur das Ziel. Amen. — Meine Zeit ist ganz für das Werk des HErrn; ich sehe niemand, besuche niemand, esse bei niemand, predige aber dreimal wöchentlich den Engländern, wo sie dann, so Viele wollen, Gelegenheit haben, mich zu sehen und zu hören, — dadurch gewinne ich Zeit, die ich so nothwendig brauche."

Neben dem allem gieng die Arbeit an den Tamil-Leuten und anderem Anhängsel der Regimenter fort. Hier machten ihm neben den Säufern am meisten Noth die unreinen Verbindungen, in welche die Mehrzahl auch der Namenchristen, noch mehr der Heiden unter diesem Bummlervolk verwickelt war. Diese Wirren ordnen, ließ er sich keine Zeit und Mühe kosten; er hat auch in Ausnahmsfällen sich zu Wagestücken entschlossen, die ihm leicht Processe an den Hals hängen konnten, z. B. zur einseitigen Scheidung einer Frau von ihrem seit Jahren im Zuchthaus befindlichen Mann und zur Trauung derselben mit dem Vater ihrer jungen Kinder. Die Regel blieb ihm dabei, auch den verzweifeltsten Fall nicht ohne Weiteres abzuweisen; natürlich aber galt es bei Rettungsversuchen mit so verschiedenartigen, theilweise durchtriebenen Leuten, Tag und Nacht zu wachen.

Miss. G. Weigle, der in jener Zeit die Malabarstationen besuchte, faßte seine Eindrücke in folgende Worte: „Im Süden ist mirs sehr lieblich ergangen. Hebich mit seiner

kräftigen, höchst eigenthümlichen Wirkungsweise hat ein schönes Feld. Ich predigte der ziemlich ansehnlichen Tamil-Gemeinde kanaresisch, was die Katechisten (wegen der großen Aehnlichkeit der Sprachen und völligen Identität der Konstruktion) geläufig ins Tamil übersetzen. Sodann hatte ich auch die Freude, das erstemal in meinem Leben in einer portugiesischen Versammlung zu reden, wo der Hausvater, ein angesehener Beamter, meine englische Predigt in die schönen melodischen Perioden dieser leider so selten als Kanal göttlicher Wahrheit dienenden Sprache übertrug. Endlich durfte ich auch mit englisch christlichen Freunden, die dem lieben Hebich als eine Gemeinde angehören, Bekanntschaft anknüpfen. Der Alte hat jeden Tag wenigstens eine Meeting, Predigt oder dergleichen außer seinen sonstigen Geschäften mit Katechumenen, Schulen, Bazarpredigt 2c." (Sept. 1842). — Die portugiesische Versammlung übrigens gieng allmählich auseinander. Der katholische Priester arbeitete auf jede Weise entgegen; die Hauptschuld aber trug innerer Zwist der Betheiligten, wobei Hebich ganz neue Erfahrungen von der Leidenschaftlichkeit und dem Parteiwesen dieses romanischen Völkleins machte. Sein Einfluß auf die Portugiesen war im Sept. 1843 völlig zu Ende.

---

15. Stellung zu den Mitarbeitern.

Mit großem Interesse hatte sich Hebich an der Ausdehnung der Mission nach Kalikut betheiligt, welche im Mai 1842 zu Stande kam. Miss. Fritz, bisher in Talatscheri, zog in die Hauptstadt der Provinz, wo es ihm durch Hebichs energische Mitwirkung bald gelang, einen passenden Platz für die neue Station zu erwerben. — Ein warmer Mis-

sionsfreund, H. V. Conolly, war damals Kollektor von Malabar und förderte das Werk aus allen Kräften, indem er schon auch im Verein mit der Mission für die halbthierischen Nayadis sorgte. Dieses Völklein von Waldmenschen zu civilisiren, hielt er für eine Aufgabe der Regierung; da sie aber von dieser beharrlich abgewiesen wurde, machte er sie zu seiner eigenen, doch ohne die gewünschten Früchte zu sehen. Die neue Station durfte alsbald eine besondere Freude erleben an der Bekehrung eines stolzen Nayers, der wegen Mords zum Tode verurtheilt, jedes Wort von Jesu begierig verschlang und bei seinem Gang nach dem Hochgericht seinen Glauben an den Herrn Jesum freudig bekannte.

An die Stelle von Fritz war Ch. Irion in Talatscheri getreten (Feb. 1842), der von seiner ersten Begegnung mit Hebich noch oft in seiner launigen Art erzählte. Kaum benachrichtigt von der Ankunft eines neuen Mitstreiters, war Hebich, sobald er sich Luft machen konnte, herübergeritten, um ihn zu begrüßen. Er nahm den jungen Mann auf einen Spaziergang mit, deutete ihm diese und jene fremdartige Erscheinung, an der sie vorbeikamen, und setzte sich mit ihm endlich auf die einsame Batterie, welche die letzten Belagerer von Talatscheri auf dem Hügel Nettur gelassen hatten. Das ganze Gespräch zielte darauf ab, dem Ankömmling das Geständniß zu entlocken, daß er absolut nichts wisse, wozu sich derselbe jedoch nicht allzubereit zeigte. Hebich meinte: er müsse doch ganz überwältigt sein von all dem Neuen, das jetzt auf ihn einstürme; wie gewaltig nur die Aufgabe, selbst festzustehen mitten in diesem Heidenlande! nun gelte es aber dem Teufel zu Leibe zu gehen, ihm die von Christo erkaufte Beute abzujagen — „nicht wahr, da hilft dir alles Gelernte rein nichts? Da mußt du doch sehen, daß du alles Nöthige vom Anfang an ganz neu zu lernen hast? ꝛc.“ Er drang nicht

durch. Irion aber bemerkt schalkhaft, wie froh er selbst später, wenn neue Missionare nachkamen, daran gewesen sein würde, hätten diese die von Hebich gewünschte „Unwissenheit“ mitgebracht.

Es herrschte nun ein lebhafter Verkehr zwischen Talatscheri und Kannanur. Hatte Hebich schwer geladen, so ritt er gern, oft erst in der Nacht, herüber, um sich auszusprechen; öfter sandte er auch Knaben und Mädchen, wie sie ihm beständig unter die Hand kamen, in die Anstalten der Nachbarstation, da bei ihm selbst für das Schulwesen und stetige Erziehung vorerst noch nicht gesorgt war; seinerseits suchte er dort Bräute für seine jungen Leute zu gewinnen. Dafür hatte Kannanur den Vorzug, daß dort immer etwas Neues geschah; und die Arbeiter von Talatscheri suchten gerne eine Abwechslung von ihren etwas eintönigen Aufgaben durch Einkehr in der bewegten Militärstation, wo man an neubekehrten Offizieren oder Soldaten sich immer wieder erwärmen konnte.

Im Mai 1842 schrieb Hebich: „Allerhand liegt schwer auf mir; weißt ja wohl, wie es geht, wenns drückt. Meine Haussache ist vom General beigelegt und somit wieder in Ordnung, wers glaubt. Das sind Hottentottengeschichten. Bin eben bemüht, mich im Fischerdorf zu etabliren, habe ein Haus gekauft, aber die Verkäufer sind um Alles nicht zusammenzubringen. Auch ist mein Bapu krank (der Knecht, von dem noch die Rede sein wird). Sonst alles Gottlob über Bitten und Verstehen. Der HErr thut Großes. Er ist immer Jesus und Herr. Thut mir leid, daß ich so lange nicht einmal schreiben konnte; mußt ja nichts drin suchen, die Schuld davon ist allein meine Last. Mein Herz und Gebet ist bei euch in Allem. Er muß in uns leben, dann können wir den Druck von außen und von innen mit Freude

ertragen. Es ist aber ein heißes Klima, wo das Herz bald austrocknet, wenn der HErr nicht seine Brünnlein laufen läßt. Möge Er eure Gemeinschaft segnen, eure Seelen erfrischen mit Ihm selber und euch einen königlichen Sinn geben!"

Eben jetzt wollte die Kommittee dem schwerbelasteten Kämpen seine Arbeit erleichtern, indem sie ihm die Sendung eines Gehilfen in Aussicht stellte. Darüber — erschrack er nicht wenig. „Ach," konnte er sagen, „wie haben wir uns Anno 36 auf neue Brüder gefreut, und wie hart ists gegangen! Gebrannte Kinder fürchten's Feuer." Er antwortete daher abwehrend: „Beten Sie für mich und das hiesige Werk. Durch native Hilfe, die mir der HErr gibt und aus Gnaden noch mehr geben wird, wie ich zuversichtlich hoffe, kann ich das Werk, so lange Er mir Gesundheit schenkt, munter forttreiben. Dies zu Ihrem Troste! Denken Sie daher nicht an mich, sondern suchen Sie nur erst zu versorgen, was zu Ihnen um Hilfe schreit. Ich wollte, daß Sie Vingorla und Merkara besetzen könnten &c.!" Mögling, den er von dieser Verlegenheit in Kenntniß setzte, meinte, er sollte sich noch deutlicher ausdrücken: „Einen Bruder, der bereit ist, nicht von oben herunter, sondern von unten hinauf zu dienen, könntest du wohl brauchen. Wenn du aber in Basel verstanden sein willst, so mußt du dein Recept deutlich schreiben, sonst übersieht man, was du eigentlich willst, und schickt dir ein bescheidenes Brüderlein, wie dir schon einige auf den Hals gekommen sind."

Es war ein Fehler, daß Hebich die Sache hängen ließ. Im November besuchte ihn Mögling und bewog ihn, die Ankunft der acht Geschwister — der größten Partie, die bisher von Basel ausgesendet worden war — in Mangalur mitzufeiern. Zu einer solchen Festreise mußte er sich schon

einmal losreißen und die alte Station wieder besuchen. An einem Sonntagmorgen (27. Nov.) landeten die Erwarteten in Mangalur, wurden von den Institutsknaben mit deutschen Melodien bewillkommt und konnten nun nach Lust dem Tulu-Gottesdienste oder der englischen Predigt anwohnen, welche letztere Hebich auf sich nahm, während er Nachmittags kanaresisch predigte und zwischenhinein den Landsleuten, damit sie auch etwas hätten, etliche deutsche Worte zurief. Zum heil. Abendmahl vereinigten sich beide Gemeinden, und mehrere der Neugekommenen weinten vor Freuden. Auch Hebich ruft aus: „Was würde ich geben, wenn Sie, theure Väter und Brüder, einmal einen solchen Anblick hätten! Vor acht Jahren Alles noch todt, und jetzt — siehe da ein Häuflein Gläubiger, die sich freuen im HErrn Jesu. Das hat der HErr gethan; Ihm sei Ehre und Anbetung von nun an bis in Ewigkeit."

Tags darauf traute er seinen Freund Greiner mit der kaum gelandeten Braut, worauf man Nachmittags in freudigster Stimmung auf dem Hügel Balmatha beisammen saß. Es wurden da auch einige Bouteillen Wein aus dem Vaterlande aufgetischt, und man verstieg sich zu Toasten und Reden, bis Hebich mit dem halb reuig gesprochenen Worte: „Aber hört, wir sind doch rechte Hansmichel!" die Fröhlichkeit wieder in ein ernsteres Geleis umlenkte. Doch bald stand er auf, um die Nacht hindurch nach Kannanur zurückzukehren.

Dahin folgte ihm sein neuernannter Mitarbeiter, ein freimüthiger Schweizer, J. Huber. Er traf gleich am Abend seiner Ankunft die Gemeinde beisammen und empfahl sich ihrer Fürbitte; dann aber sollte er nach Hebichs Gedanken mit den in Talatscheri angelangten Brüdern F. und Ch. Müller vereint sich an die Erlernung der Sprache machen. He-

bich seufzt zunächst nur: „Möge der HErr ihn tüchtig machen, daß er in einer so verworrenen Welt, wie diese hier, Sein Werk in Seiner Furcht zu treiben lerne. Amen. Es ist hier eine große Arbeit, aber so gar nicht geeignet für einen neuen Bruder; in diesem Teufelslande sind die Sachen wirklich ganz anders, als Sie sich zu Hause vorstellen."

Die Hilfe, die er sich wünschte, war mehr die eines Handlangers, als eines gleichberechtigten Mitarbeiters. Auch die alten Katechisten zeigten sich dazu weder so fügsam, noch so brauchbar, wie er sie wünschte; um so mehr gieng sein Auge nach jüngeren Kräften suchen. Nachdem er von seinem Jahresschluß erzählt, den er nach gründlichem Durchgang mit den Einzelnen, 31. Dec. Nachts, im Kreise von hundert Kommunikanten gefeiert hatte, kommt er auf eine Haupterfahrung des Jahres zu sprechen.

„Im Juni und Juli wurde ich hart geprüft, indem einige wieder dem Teufel nachgelaufen sind, was mich tief darnieder beugte. Aber dies muß alles sein: ich bin getröstet. Habe seitdem wohl dreißig neue im Unterricht gehabt, wovon die meisten wieder rechts und links davon gelaufen sind; nur neun konnte ich taufen. Nun hat sich der Gottesdienst am Mittwoch Abend zu einer Gebetversammlung umgestaltet, da ich dann einen nach dem andern zum Gebet auffordere, und diese in Einfalt dargebrachten Bitten haben mir Herz und Glauben gestärkt. Während jener Trübsalsmonate aber hat der HErr mich besonders durch einen meiner Knaben aufgerichtet, den der HErr kräftig zu sich zog. Dieser Jüngling John hat sich für des HErrn Werk hingegeben; möge Er ihn zu seinem Preise bewahren ins ewige Leben. Amen."

Es handelt sich hier um Hebichs „Büble", wie er sie gern nannte, drei begabte Brüder, John, Joseph und David

Jakobi, Söhne eines Tamilknechts im Dienste eines frommen Militärarztes. John war schon in England gewesen und sollte Chirurg werden, Joseph bereitete sich gerade für einen Dienst in der englischen Kirche vor. Wie Hebich sich anstrengte, solche Jünglinge für die verläugnungsvolle Arbeit am Reich zu werben, hat Joseph, der einzig überlebende dieser drei Brüder, derzeit Diakonus in Kodakal, ausführlich beschrieben.*) Mit allem Ernst gieng er ihnen nach, bis er sie erobert hatte, hielt sie erst knapp und brauchte sie zu den niedrigsten Diensten (namentlich seine neugepflanzten Kaffeebäume zu begießen), nahm sie aber mit zur Bazarpredigt, an Kranken- und Sterbebetten ꝛc. und durfte Wunder der Gnade an ihnen erleben, bis es ihnen eine Seligkeit wurde, um des Namens Jesu willen Schmach zu erleiden.

Da urtheilte nun Hebich: „Alle Erhebung in einem Hindu macht ihn gewiß fruchtlos auch bei den schönsten Kenntnissen. In einem solchen Gehilfen bedürfen wir nichts weiter als einen männlichen Charakter, lautere Gottesfurcht und Eifer für die Sache des HErrn. Das macht auch allein den weißen Missionar. Hat doch der HErr zuerst nur Fischer erwählt, dann freilich auch einen Saulus berufen und einen Apollos gebraucht. Aber in der Heidenmission sollte die Fischerarmuth in der Stärke des HErrn die Herolde bilden, weils der HErr eben durch Seinen Geist auszuführen beschlossen hat."

Das nun war die Art von Hilfe, nach der ihn verlangte. Mit dem von Europa gesandten Mitarbeiter aber sich offen zu besprechen, kam ihn sauer an. „Ich war in Verlegenheit, wie Br. Huber mit meinem Zweifel, ob ein Gehilfe in Kannanur nützlich sein würde, bekannt zu machen

*) Heidenbote 1868. S. 150 ff.

sei, und fühlte, daß er dazu mehr Zeit brauche.“ Derselbe lernte noch immer ahnungslos an der Sprache mit den Freunden in Talatscheri, sehnte sich aber natürlich, bald auf der eigenen Station sich zu orientiren und in die Geschäfte einzuarbeiten. Dort besuchte ihn Hebich und suchte ihm begreiflich zu machen, wie unmöglich es sei, daß ein Zweiter an der Gemeinde in Kannanur arbeiten könne, indem für dieses eigenthümlich zusammengesetzte Häuflein das Eingreifen eines andern störend sein würde. „Ich erwiederte,“ schreibt Huber, „daß ich ihm in dieser Arbeit gewiß nicht in den Weg zu treten gedenke, indem ich mich etwa mit den Schulen und mit Predigen in der Umgegend beschäftigen könne. Allein auch diese Aussicht wurde mir verdunkelt, indem mir gesagt wurde, daß es in der Umgegend keine Dörfer, sondern nur einzelne Häuser gebe. Ich staunte über solche Aussicht, ließ mich aber doch nicht aus der Fassung bringen und kehrte (8. März 1843) getrosten Muthes nach Kannanur zurück, wo ich meine Studien fortsetzte und die Schule besuchte, um den Kindern von den großen Thaten Gottes Einiges vorzulallen. Im April aber sagte Hebich mir ganz brüderlich, deutlich und bestimmt: er habe keinen Gehilfen verlangt, und er könne keinen brauchen.“

Hebich suchte nun der Kommittee nachzuweisen, daß für diese eigenthümliche Station er selbst mit eingebornen Gehilfen gerade genüge, ja seine Seile noch weiter ausspannen könne, wie er denn eben auf das Fischerdorf lossteure; daß unter so beschränkten Verhältnissen ein zweiter Bruder es überaus schwer finden würde, an seiner Seite zu arbeiten; an Reisen seinerseits sei nicht mehr zu denken, nun ihm diese lieben Seelen aufs Herz gebunden seien; stürbe er aber, so müßte ein älterer Bruder seine Stelle ersetzen, denn Neulinge würden sich kaum in diese Arbeit an dem herum=

ziehenden Gesindel finden können. „Da soll Alles vollkommen und geistlich hergehen, während Gesunde und Starke zu mir nicht so leicht kommen, sondern elende, verlorene Fremdlinge." So lange nun Plätze da seien, wohin man Brüder verlange, und das Geld noch so schwach fließe, wie in dieser Mission, sollte Kannanur nie mit zwei Missionaren besetzt werden.

Mit solchen Gründen die Kommittee zu überzeugen, gelang ihm natürlich nicht; sie erkannte wohl, daß er auch nicht einmal ernstlich versucht hatte, den Mitarbeiter ins Werk einzuführen, weil tief eingedrungene Erinnerungen ihm noch den Sinn beherrschten. Ließ sie ihn nun auch fast sechs Jahre lang ungestört „als Einspänner" weitermachen, so wahrte sie doch ihr Recht, die Missionsstationen zu besetzen, wie sie es für gut finde. Die Mißstimmung, welche der Vorgang unter den Missionaren erregte, trug Hebich mit stiller Ergebung. „Gott weiß, es ist so, daß ich keinen Gehilfen brauchen kann; aber Gott weiß auch, daß ich außer diesem den Br. Huber gewiß nicht betrüben möchte. Die Sache ist für mich und ihn eine Last, und vielleicht für mich die größere." Im August 1843 zog der geprüfte „Streitgenosse" auf eine andere Station. Dem Alten schrieb Mögling bei dieser Gelegenheit: „Es fehlt dir was: du gehst nicht aus dir selbst heraus, um dich in die Stelle und Seele anderer Brüder hineinzuversetzen und für einen Augenblick so zu denken und zu fühlen wie sie. Daher kommt alle deine Schwierigkeit, du bist zu sehr Mann und zu wenig Weib; hast als Leiter große Gaben, aber als Gleicher unter Gleichen kommst immer in Noth."

Wie lieb aber Hebich bei all dem die Brüder hatte, das zu zeigen, gab es in den vielen Wechselfällen des Missionslebens bald hinlänglich Gelegenheit. Kehrte irgend in der

Nähe eine besondere Noth oder Trübsal ein, so war auch er auf dem Platze und tröstete, half und trug mit, bis der Sieg gewonnen war. In einer Zeit des Verzagens, da ein junger Streiter durch Mißmuth fast gar aus dem Felde gejagt worden wäre, trat er herein mit dem Worte: „Ihr seht ja gerade aus, wie wenn der HErr Jesus wieder gestorben wäre. Aber er ist auferstanden, ich weiß es gewiß, habs ja erst gestern verkündigen dürfen“ (es war an einem Ostermontag) — und damit gings weiter mit einer Plerophorie, die auch die kühlsten anstecken mußte.

Einmal war die Entlassung eines Missionars wegen Ungehorsams schon ausgesprochen, da sandte er mit dem reuigen Briefe des Betroffenen auch seine Bitte ein, die also begann: „Nachdem ich die Inlage gelesen, kann ich mich des Eindrucks von wahrhaftiger Scham und Reue nicht erwehren, und fühle mich im Geiste gedrungen, mich in Ihrer Versammlung bis auf die Erde vor Ihnen zu beugen und im Namen des für unsere Sünden gekreuzigten HErrn Jesu, dessen Amt Sie führen, um Verzeihung und Wiederaufnahme unseres lieben N. zu bitten. Ach, wenn Sie mirs glauben könnten, ich fühle mich viel würdiger weggeschmissen zu werden, und Sie können daraus abnehmen, wie unwürdig ich mich fühle, für ihn bei Ihnen Fürbitte zu thun.“ Dann schließt er: „Sie können gewiß sein, er arbeitet jetzt viel treuer, als wenn er nicht gesündigt hätte; und da die Engel im Himmel so große Freude haben über einen Sünder, der Buße thut, wie können wir anders als die Freude mit ihnen theilen? Und wo Freude ist im Himmel, da ist kein Bann, kein Fluch, da ist eitel Segen. Wärs nicht so, Ihr liebe Herren, Ihre Mission wäre schon lang nicht mehr; ich rühme die Gnade und Barmherzigkeit des HErrn. Amen. Und weil ich Sie nun für andere gebeten habe, so bitte ich auch

um Ihre fernere Barmherzigkeit für mich armen Sünder; aber ich bin abgewaschen aus Gnaden, ich bin geheiligt, bin gerecht gemacht worden durch den Namen des HErrn Jesu und durch den Geist unseres Gottes. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen."

Er hat keine Fehlbitte gethan; und wie innig seine ungeschminkte treue priesterliche Liebe ihm die Herzen der Brüder verband, welchen Eingang er damit auch für seine als des Seniors Ermahnungen gewann, läßt sich leicht denken. Namentlich fühlte, wer irgendwie gedemüthigt war, ihm an, daß er sich gerade dann vor Vorwürfen oder Anspielungen auf vorausgehende Warnungen ernstlich hütete, auch wenn sie noch so verdient gewesen wären. So wurde man seiner am frohsten in Augenblicken, wo sonst auch gute Freunde einen kleinen Anflug von Schadenfreude nicht ganz unterdrücken können, weil sich das Wort: Hab ichs dir nicht vorausgesagt? so passend anbringen läßt.

Dann war er auch ganz der Mann, sich mit den Fröhlichen zu freuen. Als im Sept. 1844 der (jetzige Diakon) Paul Tschandren getauft und damit im Süden von Mahe eine schöne Thüre aufgethan worden war, ritt Hebich eines Abends nach Talatscheri hinüber, den Brüdern Glück zu wünschen. Er fand sie ausgeflogen, sie waren bei dem Neugetauften in Tschombala auf Besuch, um dessen Familie auf die Taufe vorzubereiten. Gleich beschloß er, diese neuen Leute auch selbst zu sehen. Ein Pferd war freilich jetzt bei Nacht nicht aufzutreiben, aber das machte nichts. Mit einer Laterne gieng er die drei Stunden Wegs nach Tschombala, und langte gerade vor Ausbruch eines heftigen Gewitters in der engen Hütte an. Von Schlafen war nun keine Rede mehr, erst mußte die liebe Familie sich beschauen lassen, dann gab es so viel zu erzählen; bald tropfte auch das Dach dermaßen,

daß man beständig den Ruheplatz wechseln mußte. Und doch wars die kurzweiligste Nacht, voll Dankesjubel, welchem Hebich immer neuen Ausdruck zu geben wußte. „Wie hat mans doch so gut bei unserm König!“ hieß es in allen möglichen Variationen. Mit dem Morgengrauen trat er, frischer als irgend ein anderer, die Rückreise an zu einem neuen heißen Tagewerk.

---

16. Errichtung von Außenstationen.

Nachdem Hebich ins zehnte Jahr seiner Wirksamkeit getreten war, fühlte er — bei aller Gesundheit — daß doch „jede Arbeit eine stärkere Mattigkeit zurücklasse“; daher ist er „von der Schreiberei so nach und nach abgekommen“ und beschränkt sich aufs Nöthigste. „Dann sind auch alle Bewegungen in diesem Lande so unsicher, daß wenn man neue Begebenheiten gleich schreiben wollte, dieselben, bis das nach Hause kommt, sich verändern; bei längerem Warten werden sie vergessen und ist wieder was Neues, Aehnliches da. Meine Kräfte sind aber für die lebendige Predigt, und ich hoffe, daß Sie mit mir nach dieser meiner Gabe sympathisiren können.“

Seine Nöthen schildert er nun nicht mehr im Einzelnen. Eine derselben wurde ihm durch seinen frühern Katechisten Paul bereitet, der von Andscharakandi ohne Urlaub zurückgekehrt (December 1843), erst auf eigene Faust, dann für die englische Kirche missionirte und eine Anzahl Tamilleute, die sich der strengen Zucht des Missionars nicht fügen wollten, dabei aber doch noch einen regelmäßigen Gottesdienst wünschten, an sich zu ziehen suchte. Damit war im Grunde der Mission ein Dienst geleistet, indem Hebich nun weit nicht

mehr so viel Arbeit auf die störrigen Leute zu verwenden hatte, sondern sich immer mehr der einheimischen Bevölkerung zuwenden und aus ihr eine Gemeinde sammeln konnte, bis nach und nach der Tamil-Gottesdienst ganz erlosch und der malayalische ihn ersetzte.

Erst im Anfang des Jahrs 1843 gelang es Hebich, ein Häuschen im Fischerdorf Tai zu gewinnen, wohin er nun seinen „Erstgebornen unter den Knaben", den Timotheus, als Katechist übersiedelte. Er selbst brachte fortan jeden Samstag dort zu, und predigte auch sonst oft Abends bis in die Nacht hinein. Es fanden sich daselbst namentlich die Jungen des Orts zur Schule gerne ein; die Alten aber, obgleich äußerlich freundlich, blieben ihren tiefeingewurzelten Gewohnheiten des Palmweintrinkens und Hanfrauchens treu. Ihr Gottesdienst besteht in der Verehrung der Dämonen, über welche sie aber als Deckmantel auch eine Art Philosophie gezogen haben, die sie gar gerne preisgeben, wie eigentlich nur Ein Wesen sei, das Parabrahma, und wie Sünde, vom Einzelwesen im Fleisch begangen, den Geist nicht beflecke. Kommt dann aber die Cholera, und in den feuchtheißen, stinkenden Fischerhütten am Meeresstrande kehrt sie am liebsten ein, so zittert Alles. Der besessene Priester hatte im Monsun 1843 verheißen, dießmal werde sie das Dorf nicht erreichen. Dagegen fand sich ein Anderer ein, der sich für den Geist der Cholera ausgab, dem Völklein große Furcht einflößte und reiche Spenden einstrich, bis er endlich befriedigt, sie noch acht Monate aufzuhalten versprach, und weiter reiste. Die Cholera aber brach unaufhaltsam herein; der Betrüger, eben zurückgekehrt, mußte zwei seiner Freunde von ihr ergriffen sehen, und ob er gleich weissagte, sie werden genesen, starben sie am selben Tage. Darauf erklärte er, dies sei nicht seine, sondern eine von einem andern geschickte Seuche,

und machte sich aus dem Staube. Trotz aller Opfer starben Viele; die Arzneien aber, die Hebich austheilte, und seine Worte des Tadels und des Trostes, der Beschämung und Ermahnung, fanden gute Aufnahme, und eine Familie trat ihm näher.

„Ein schöner Mann aus ihnen, der Barbier Kuttan, hält sich zu uns, der wohl seiner Zeit durch Gottes Gnade auch ein öffentliches Bekenntniß ablegen wird.“ So schreibt Hebich 22. Febr. 1844; er sollte aber erst seinen Lauf vollenden, ehe die ausgesprochene Hoffnung verwirklicht wurde! Die Erstlingsfrucht aus Tai wurde der dortige Schulmeister mit seiner Familie, getauft am 3. Nov. 1844. „An diesem Tage sollte auch der schöne Mann getauft werden, allein seine Frau und Kinder haben leider bis jetzt den Sieg davon getragen und jetzt schämt er sich, mich nur zu sehen; ich hoffe aber, daß er kommen werde, wenn seine Zeit da ist (sie kam Anno 1868). Seine Mutter hat im Sinn, sich bald taufen zu lassen.“ Mit dem Uebertritt des Schulmeisters zerfiel die Schule, und die Feindschaft stieg fühlbar; leider ist derselbe nicht in der Wahrheit bestanden, aber die Hoffnung auf Kuttans Mutter sollte sich herrlich verwirklichen. —

Gegen Ende des Jahrs 1843 kam dann zu Hebich ein kleiner, fein aussehender Malayale, der sich als Konstantin, Sohn des früheren Kotschi Radschas ankündigte. Er war 1835 von Miss. Ridsdale in Kotschi getauft worden und hatte in Madras drei Jahre lang studirt; dann bewog ihn ein syrischer Freund, der spätere Bischof Athanasius, mit ihm nach Jerusalem zu reisen. Unterwegs blieb er aber in Belgam hängen und diente dort drei Jahre als Katechist, bis er wegen eines Sündenfalls entlassen wurde. Beim Abschied wurde ihm empfohlen, wenn er nach der Malabar-Küste zurückkehren wolle, doch ja bei Hebich einzusprechen.

Dieser nahm ihn freundlich auf, stellte ihn aber sogleich auf die Probe, ob er auch eine demüthigende Behandlung sich gefallen lassen könne. Vorneweg strich er ihm den „fatalen“ Königsnamen und hieß ihn einfach Jakob. „Aus den Bekehrungen solcher hohen Kastenleute wird leider gern ein groß Geschrei gemacht. Das können die armen Seelen nicht ertragen und müssen es dann hart büßen.“ Wiederholt drängt sich ihm diese Bemerkung auf, auch nachdem er im Januar 1844 Mangalur wieder besucht hatte, um sich über die dort gewonnene Beute mit seinem kranken Br. Mögling zu freuen. „Also auch vier Brahmanen haben wir gefischt,“ schreibt er; „wirklich hat das Wort Gottes durch uns arme Werkzeuge auch diese Kaste erschüttert. Doch muß aus diesem allem nicht zu viel gemacht werden, sonst gereicht es zum Uebel, da vor Gott kein Ansehen der Person gilt.“ Eingeborne Jünglinge zu ihrer Ausbildung nach Europa kommen zu lassen, schien ihm ein Mißgriff, gegen den er sich eifrig wehrte, während Mögling die Gefahr anerkannte, aber das Wort anwandte: Probiren geht über Studiren.

Doch zum Jakob Ramavarma zurück. Hebich erkannte bald in ihm „den fähigsten und gebildetsten seiner Gehilfen“, und brauchte ihn zunächst als Schulmeister für seine „Büble“, damit diese auch ein schönes Malayalam sprechen lernen. Dann schien es ihm aber bald am Platze, daß derselbe unter seinen malayalischen Landsleuten zu arbeiten bekomme; so baute er ihm ein Häuschen dicht am Weberdorfe Tschirakal, in der Nähe der alten Landesfürsten und ihrer Brahmanen, nachdem er ihn mit einem sehr einfachen Tamilmädchen (11. Febr. 1844) getraut hatte. „Das Volk dort herum ist noch sehr abergläubisch, und der böse Einfluß des Radschas wird uns zu schaffen machen. Aber das Evangelium muß einmal Allen verkündigt werden, und das läßt sich hier nicht

gut anders machen, als man zieht in ihre Nähe; so hoffe ich zum HErrn, daß die Arbeit fröhlich von Statten gehen wird. Ich reite in etwa zwanzig Minuten hinaus, nach Tai in zehn Minuten, so geht dies alles prächtig. Der stille sanfte Juda gibt einen guten Begleiter für Jakob ab; den setze ich natürlich auch hinaus, damit die Umgegend fleißig besucht werde. Einstweilen macht mir dieser Bau noch viel zu schaffen; möge der HErr alles segnen! Ich schreibe diesmal Dinge zum Voraus, was sonst nicht meine Sache ist, doch so gehts, wenn man ins Schreiben hinein kommt."

Am 1. Mai 1844 weihte Hebich, wie es seine Art war, den Bau ein. Brüder von Talatscheri waren dazu eingeladen, die ganze Kannanur-Gemeinde zog hinaus, „und viele Heiden kamen herzu, uns drei nach einander predigen zu hören; darnach hatten wir ein Essen für alle Christen und feierten einen rechten Segenstag. Das gab dann viel Gespräche unter den Heiden in der Umgegend und täglich kamen Besuche." Den Boden hatte der Radscha gegeben, doch unter der Bedingung, daß keine Kuh darauf geschlachtet werde; er war ein Mann von Erfahrung und Gelehrsamkeit, der doch im Alter alles Wissen für eitel erkannt und sich der strengsten Pflege aller 35 Schutzgötter seines Hauses, wie der genauesten Beobachtung aller Gebote geweiht hatte. Nie pflog er Umgang mit Europäern; als er später von seinem Neffen, dem oben erwähnten zweiten Radscha hörte, wie auch die Wedas nun von den Engländern gedruckt werden und er selbst beim Missionar den ersten Band derselben gesehen habe, schauderte er zusammen. Dieser zweite Radscha aber war nun froh, an Jakob einen wohlunterrichteten Mann in der Nähe zu haben, und fast täglich irgend welchen Zweifel und Anstoß von ihm sich lösen zu lassen, ohne doch je Christo näher zu treten.

So hatte Hebich nun zwei Anhaltspunkte für das Wirken unter den Malayalen gefunden. Die unzugänglichen Mapillas und andere fremde Händler ausgenommen, sind es ja nur Fischer und Weber, die in Malabar sich dorfweise angesiedelt haben, jene am nackten Meeresstrande, diese am liebsten im Schatten hoher Feigen- und Palmbäume, etwas abseits von der Heerstraße. In einem Punkte gleichen sich beide Kasten; sie sind alle mehr und mehr dem Trunke verfallen und gelangen zu keinem Wohlstand, während die betriebsamen Mapillas ihnen überall den Vorrang ablaufen. — An beiden Orten, im Süden und im Norden von Kannanur, wird nun die Kenntniß des Evangeliums verbreitet durch christliche Schulen, in welchen auch der Katechist lehrt, dann durch dessen Umgang mit den An- und Umwohnern.

Die Tage, die Hebich auf diesen Stationen zubringt, sind ihm Segenstage, an denen er sich auch mit besonderer Kraft ausgerüstet fühlt. Den Samstag hat er schon für Tai bestimmt; dahin kann er nie reiten, ohne daß die Mapillas in den Straßen ihres Kannanurs ihn mit Hallohgeschrei empfangen und ihm Erinnerungen aus seinen Predigten nachrufen: „Es ist Ein Gott; Siehe da, Gottes Lamm!" u. s. w. Nachdem er erst alles erkundet, predigt er der kleinen Gemeinde um Mittag; wer Lust hat von den Heiden, horcht zu. Ebenso Nachts bei Licht. Von 5—7 Uhr aber geht er im Dorf umher von Haus zu Haus, während die Leute ihre Fische verkaufen oder zum Trocknen ausbreiten, und ladet ein ins Reich Gottes, wer irgend Ohren hat. Oft machen sich nur Weiber herzu, dann kann ihm ein alter Fischer drohen: „wenn du fortfährst zu Weibern zu reden, verklage ich dich beim General." Antwort: „Ich predige Männern und Weibern, jedem, der hören will, jetzt also dir" — „Nein, ich will nichts davon, pack dich!" Andrerseits ma=

chen sich aber auch hoffnungsvolle Seelen herbei, wie die 56jährige Mutter des „schönen Mannes“. Hatte sich erst noch in der Zeit der Versuchung das ganze alte Herz dieser Wittwe geoffenbart „so schlau und so dumm“, so wurde ihr nun ein neues Herz geschenkt. Am 26. Jan. 1845 getauft, lebte diese Eunike wirklich ganz auf in der Gnade.

Ein Jahr später hatten die Fischer ein Fest und saßen vor dem Götzen im Dorf (Jan. 1846). „Da trat ich unter sie und sagte: Schon drei Jahre predige ich euch Jesum, die Auferstehung und das Leben, öffentlich und von Haus zu Haus; und noch setzt ihr euch vor den todten Götzen hin. Gott wird euch strafen.“ Mit dem Februar brach die Cholera aus. „Da hatte ich mit dem Schulmeister Tag und Nacht Arbeit in den Hütten der Armen. Eine von allen verlassene Fischerfrau kam zu uns, die lieber bei uns sterben wollte. Patros und die immer dienstbereite Eunike sollten ihr die Nacht hindurch wachen. Abends schien es dem Tode zuzugehen. Da fieng Eunike an, ihren Glauben an den HErrn Jesum der Sterbenden einzusprechen; sie begehrte nun schnell die Taufe.“ Hebich vollzog sie und gab der Kranken auf ihren Wunsch den Namen Wiswasi (Glaubige); befahl aber noch in der Nacht, das Grab zu graben. Am Morgen sandte er etliche Christen, den Leichnam zu beerdigen. Aber sie lebte noch und fieng mit lauter Stimme an Gott zu loben, daß Alles nur staunte. Nun erkrankte die unermüdliche Eunike. Um Mitternacht noch kam Hebich zu ihr: sie war so froh und selig, heimgehen zu dürfen. Den Tag über fragte er sie noch oft: Pulle (Kind), glaubst du an den HErrn Jesum. Da legte sie immer die Hand aufs Herz, richtete sich auf und verneigte sich mit kräftigem Ja. Wenn er aber mit ihr betete, hörte sie Nichts; nur seufzte sie viel für ihren Sohn Kuttan. In der Frühe des 10. Febr. gieng diese liebe Seele

zu ihrer Ruhe ein; am Abend begrub man sie, ein Opfer für Wiswasi, in dem für die letztere bestimmten Grabe. „Ein glaubiger Jüngling, noch ungetauft, starb auch, ohne daß sein Vater mich ihn nur sehen ließ. Ihm folgte im Tode ein schwarzer Jude aus Kotschi, der mir seine beiden Kinder übergab und an Christum glauben wollte; so begrub ich ihn, obwohl er die Taufe verschoben hatte. Es war eine wehmüthige Zeit; an den sonst so lärmenden Abenden alles todtenstill, nur murmelte der und jener sein Rama Rama! vor sich hin. Meine Arznei schlug nicht an, eine Todtenluft wehte durchs ganze Dorf."

„Wiswasi aber, kaum erstarkt, kehrte zu den Ihrigen zurück, und schalt dann über Eunike, welche sie bezaubert habe, leugnete auch die Taufe. Sterben wollte sie wohl mit uns, aber nicht mit uns leben. — Der alte Priester war fast der Erste, der starb. Seither kommt der Geist auf Keinen mehr; der Radscha ist gebeten worden, das wieder zu Stande zu bringen, es will aber noch nicht gelingen. Dennoch bin ich voll Hoffnung für die schönen Leute dort." —

Im Jahre 1868 hat dann die Bekehrung einer alten Fischerfrau gezeigt, welch guter Same in jener Zeit der Heimsuchung ausgestreut worden war. Eine 80jährige Wittwe hatte einen Traum; es war die selige Eunike, die ihr erschien und ihr freundlich winkte zu kommen. Als ihr Sohn auf ihre Bitten den Missionar holte, fand dieser die Alte außerordentlich vorbereitet auf jedes Wort, das er ihr zu sagen hatte; sie wurde in ihrem eigenen Hause unter dem Zulauf vieler Fischerleute getauft, auf welche der Vorfall einen tiefen Eindruck machte.

Und in demselben Jahre (Okt. 1868) stellte sich auch der nun 60jährige Kuttan bei dem Missionar in Talatscheri ein. Er hatte lange den Ton in Tai angegeben und

sich zuweilen an die Spitze der Missionsfeinde gestellt; merkwürdiger Weise aber blieb ihm in diesen zweiundzwanzig Jahren das Wort Gottes doch ein liebes, immer wieder wichtiges Buch, daraus er in der Stille seine ganze geistige Nahrung schöpfte. Endlich gab er seine Wirthschaft auf und siedelte nach Talatscheri über, wo er bald um die Taufe bat. Der Unterricht, den er sich mit viel Eifer zu nutze machte, war leicht; am 13. Dec. legte er sein kindliches Glaubensbekenntniß ab, während Thränen ihm über die gefurchten Wangen flossen. — Einige Tage darauf kommt sein Sohn Unni von Bombay, wo er bei einem Verwandten diente. Auch er kannte schon die heilige Schrift und hatte sich mit Christen befreundet; sofort begehrte er den Taufunterricht. Am 14. März 1869 wurde auch er getauft zur großen Freude des Vaters. Eunike hatte also Sohn und Enkel sich nachgezogen.

So zeigte sich denn diese Außenstation Tai noch fruchtbar, lange nachdem sie ihrer ungesunden Lage wegen aufgegeben war. Ein Beispiel von dem „Ernten ohne Aufhören", das dem unermüdlichen Sämann verheißen ist.

Tschirakal sollte auch bald seinen Erstling liefern. Dort weilte bei seinem Oheim, einem Schreiber auf dem Oberamt, ein Najer-Jüngling aus dem Süden, der schon während des Baus der Station den Katechisten Jakob mehreremale besuchte, und den Entschluß faßte, wenn dieses Werk zu Stande komme, Christ zu werden. Ein Traktat zeigte ihm die Sündigkeit des Götzendienstes. Er vertraute sich Jakob an, der ihn nach Kannanur brachte, wo er 29. Dez. 1844 die Taufe empfieng. Paul Ittiraritschen ist sein Name, er wurde nach wiederholter Sichtung ein tüchtiger Evangelist, der bis zu seinem Tode gute Dienste that, die noch nachwirken, wie denn 1869 sein Vater Christ geworden ist.

Zunächst aber gab sein Uebertritt der neuen Schule in Tschirakal einen bedeutenden Stoß; und die Verwandten wollten bei der Obrigkeit Klage führen, wovon jedoch der Amtmann sie zurückbrachte. Noch existirt ein Brief von Pauls Vater, worin dieser ihn wegen seines Austritts aus der Adelskaste verfluchte, dann als Schadenersatz 100 Rupies jährlich für die Familie und 50 für sich selbst verlangte; wenn er das nicht erhalte, möge Krankheit, Aussatz, Armuth und Elend jeglicher Art den mißrathenen Sohn befallen. „Ich bin entschieden, mir vor deinen Augen das Leben zu nehmen, will nur erst noch einiges in Ordnung bringen und dann in etlichen Monaten nach Kannanur kommen, um zu sterben.“ Es sollte ihm ja besser ergehen; im Jahr 1850 besuchte ihn der Sohn mit andern Christen und fieng an, auch in seiner Heimat die Erkenntniß des Heils zu verbreiten.

Hebich durfte jedenfalls bald sehen, daß von diesen Außenstationen das Licht „weit hinausleuchtete“. Jeden Donnerstag ist er nun in Tschirakal, sieht erst nach den Christen und predigt dann den Webern und andern Umwohnern. „Nur durch solche Leute wie meine Katechisten kann ich mich ausbreiten, kann durch sie hie und da ein Licht mitten in die Nacht setzen; aber all meine Sorge ist es, dieses Licht helle zu erhalten und heller zu machen. Sie bedürfen immer der Tröstung, des Aufmunterns und Zurechtweisens; so gut es mit ihnen geht, wenn alles richtig steht, so liederlich, wenn auch nur Kleinigkeiten in den Weg kommen; da ist dann auf einmal der HErr Jesus todt. Ohne den Missionar würden auch die Besseren in kurzer Zeit unterliegen. Aber dienlich ist es fürs Volk, wenn bekehrte Jünglinge sobald wie möglich in fruchttragende Arbeit eingeleitet werden.“

---

17. Der Haushalt im Missionshof.

Im Anfang des Jahres 1843 war statt des 94. europäischen Regiments das 25. nach Kannanur gekommen, von dem nun etwa 30 Soldaten sich im ersten Jahre bekehrten, zum Theil sehr wackere Leute, wie sie auch monatlich 30 Rupies und mehr für die Mission beisteuerten. „Wie aber alles im schönsten Zuge war, wurden wir gesichtet. Die Lehre vom heiligen Abendmahl gab den Stoff dazu: ich predigte wohl zwölfmal über Joh. 6, und als ich am Ende war, giengs mir wie dem Herrn selbst. Viele liefen davon; es gab ein zweimonatliches Murren, bis die Spannung aufs Höchste gestiegen war. Der Kaplan mischte sich auch darein und predigte einmal gegen Luther und Lutheraner; es war drauf und dran, daß die Gemeinde gesprengt werden sollte. Da trat ich eines Sonntag Abends mit dem prayerbook auf die Kanzel und las der Gemeine zwei Sätze aus demselben vor. Einmal die Aufforderung zum Dank dafür, 'daß unser himmlischer Vater uns seinen Sohn geschenkt habe, nicht nur für uns zu sterben, sondern unsre geistliche Speise und Lebensunterhalt zu sein im heiligen Sakrament;' dann die Bitte, 'Jesu Fleisch so zu essen, sein Blut so zu trinken, daß unsre sündigen Leiber durch Seinen Leib rein, und unsre Seelen durch Sein theuerstes Blut gewaschen werden, und wir stets in Ihm wohnen und Er in uns.' Ich fragte sie, ob sie je einen andern Ausdruck aus meinem Munde gehört hätten? ob ich ihnen von Transsubstantiation oder Consubstantiation ein Wort gesagt hätte? Aber das stehe fest, daß das heilige Abendmahl nicht nur eine Erinnerung, sondern besonders ein Mahl sei, in welchem der HErr sich selbst uns gebe, wie geschrieben stehe. Jetzt zogen sie alle beschämt davon und haben seitdem vom heiligen Geist diese Wahrheit gelernt.

„Der Hauptanstoß kam nach. Es erschoß sich ein armer Soldat, der etwa neun Monate unsere Kirche besucht hatte. Hie und da hatte er mich auch im Hause besucht, und im letzten Monat über Lästerungen geklagt, die sich ihm aufdringen, aber sich nie offen ausgesprochen. So kam er auch am letzten Tage zu mir, als ich gerade in großer Sommerhitze von Tschirakal angelangt war, und klagte mir dasselbe. Ich sagte ihm, er solle diesen Geist auslachen und ihm nicht glauben, sondern dem HErrn, der ihn erkauft habe. Er konnte das nicht; mit den Worten: ich habe mir alles selbst zu verdanken, schied er, während ich ihn tröstend hinausbegleitete und sagte: 'kein Sperling fällt ohne des Vaters Willen und alle deine Haare sind gezählt; fasse Muth und glaube!' Noch lud ich ihn ein: komm, wir wollen beten; er entschuldigte sich aber, er habe Arbeit, gab mir dreimal die Hand und gieng. Ordnete alle seine Angelegenheiten, schrieb Briefe, auch einen an den Kommandanten, 'daß er zu viel in der Bibel gelesen habe,' und schoß sich am nächsten Morgen sein Hirn an die Decke seines Zimmers, während die andern exercirten. Ein paar Brüder zeigten mirs sogleich an, Hunderte von Soldaten schalten über mich und waren in vollem Halloh; aber weiter durfte der Teufel es nicht treiben, bald wars stille und die Brüder merkten, was der Erzfeind im Schilde trug.

„So gehts eben nicht ohne Aergerniß ab, wo Er Leben schafft. Dann folgte eine Zeit der Lauheit; aber jetzt ist das Leben wieder im Wachsen, da und dort kommt eine Seele zur Erkenntniß des lebendigen Gottes in Christo Jesu, und fangen an, sich ihres Lebens zu freuen. Im Jahr 1844 haben diese lieben Seelen der Mission über 400 Rupies geschenkt." Fast zu allen Stunden fanden sich nun Soldaten bei dem Missionar oder bei den Katechisten ein, und zeigten

die regste Theilnahme am Wachsthum und allen Erlebnissen der schwarzen Gemeinde.

Diese, die eingeborne Gemeinde ist nun (April 1844) etwas im Geiste erstarkt, aber freilich noch lange nicht, was sie sein könnte und sollte; ich selbst leider auch noch nicht! Jetzt wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Der HErr hat mir Gnade geschenkt, von mir abzusehen und alles auf Ihn zu werfen. Anfangs will es einem freilich hart ein, zu sehen, daß Seelen, die anfiengen schön zu laufen, wieder in ihre alten Wege verflochten werden. Dies habe ich nun erfahren bei Großen und Hohen, Kleinen und Niederen; und da ich dasselbe auch im Wort finde, so tröste ich mich und fasse allewege neuen Muth in unserm HErrn." Er predigt ihnen oft, wie der Herr Jesus die Schwarzen so lieb habe, die Schöne im Hohenlied sei ja die Schwarze; und er gibt es ihnen auf jede Weise zu fühlen, daß er um ihretwillen da sei und nicht um der Europäer willen. Er trägt viel Geduld auch mit den Bösen, und bittet fleißig um Weisheit, „damit wir das Unsere thun nicht zum Zerstören, sondern zum Aufbauen."

Zu Zeiten gieng es auch durch allerlei Durcheinander, das sich nur schwer beschreiben läßt.

Am Abend des 5. Juni 1844 wurde Hebich bestohlen. Der Missionar fühlte sich im Gottesdienst anfangs sehr begeistert, indem er vermuthete, jetzt werde auch das Jahresfest in Basel gefeiert und viel für ihn gebetet. Gleich darauf fühlte er einen ungeheuren Druck, und wie er von der Kanzel in sein Zimmer trat, fand er, daß sein Tisch mit etwa 400 Rupies Inhalt verschwunden sei. Den geleerten Tisch fand man dann im Garten. Peinlich aber wurde die Sache besonders wegen des Geredes, das sie veranlaßte, und das bald auf den, bald auf jenen Verdächtigen deutete.

„Argwöhnen ist eben auch ein großes Unrecht," meinte Hebich und hieß seine Leute schweigen; die hatten aber bereits zu viel gesprochen.

Wie er öfters äußerte: „Mitunter steht alles ganz erfreulich, dann aber brichts aus allen Seiten los," oder: „der Teufel spielt mir allerlei Possen, da ich gerade einige taufen will;" so sollte bei dieser Gelegenheit die ganze Schwäche junger Christen und Taufkandidaten an den Tag kommen. Am Sonntag Morgen sah Alles „nach Händeln" aus. Der und jener wollte fort, brauchten sich nichts gefallen zu lassen. Besonders waren da seines Timotheus Bruder und Schwestern, noch Heiden und erst seit Kurzem im Unterricht, deren ganzer Najerstolz sich gegen die spitzigen Andeutungen anderer, noch dazu niedrig geborner, empörte. In und nach dem Gottesdienst brachte Hebich die meisten Christen „wieder zum Verständniß"; aber zuletzt gab es noch einen Auftritt mit den Taufkandidaten, bei dem ihm der Geduldsfaden riß, so daß er mit den Worten: „du hast meinen HErrn beschimpft", drein schlug, bis ihm die Hand schwoll. „Ein schöner Auftritt in der Veranda, aber voll Leben! und es war vom HErrn. Denn nun wurde akkordirt und ans Herz gesprochen; die Leutlein demüthigten sich und lieferten ihren Goldschmuck aus, der in einem Beutel versiegelt wurde. Alles war voll Erstaunen, und nun giengs ins Zimmer zum Gebet. Und da war Gottes Friede, Hallelujah. Ich hoffe zum HErrn, daß er in den armen Seelen weiter wirken wird, denn der Teufel hatte sie weit gebracht. Das ist doch ein wunderbares Leben, ein Missionar sein! Nun gute Nacht, liebe Brüder. So lange der HErr Jesus noch lebt, nur frisch gewagt, der Sieg ist unser! Amen."

Diese Scene ist natürlich weder zur Nachahmung, noch zur Bewunderung mitgetheilt; sie soll nur das Bild der

Geduldsarbeit vervollständigen, welcher die Kannanur-Gemeinde ihr Dasein verdankte. So langmüthig der Papa sein konnte, so scharf fuhr er durch in kritischen Augenblicken, und weil es ihm doch nur um die Rettung der Seelen zu thun war, beugten sich die Redlichen auch unter seine Schläge. Bezeichnend aber ist für ihn der Umstand, daß er hintennach alles so ruhig ansehen konnte, als seis ihm direkt vom Himmel herabbeschert. — Der Dieb kam endlich am 15. Juni zum Vorschein, es war ein Landstreicher, der drei Monate lang bei Hebich verweilt, sich aber dann mit etlichen gestohlenen Kleidern aus dem Staube gemacht hatte. Er mußte sich zuletzt selber verrathen, indem er gegen eine Helfershelferin klagte; das Geld aber wollte irgendwie sich nicht auffinden lassen. „Dem HErrn sei Lob und Dank, so bin ich doch aus den Zweifeln erlöst!“

Am 8. Jan. 1845, als eben Hebich mit einigen Neuheraustretenden betete, stürzte sein Joseph ins Zimmer mit dem Rufe: Feuer! Hebich sprang hinaus, sah den dicken schwarzen Rauch und die Flammen vor sich, zog eilig die Stiefel an, kniete nieder und konnte nur die Worte stammeln: „Ach HErr, sieh gnädig drein, erbarme Dich und thue ein Zeichen an uns, daß es uns wohl gehe!“ Dann gab er die nöthigen Anordnungen, ruhig im HErrn, während das Feuer mächtig wuchs. Die Soldatenbrüder waren im Nu da und trugen, als die Flamme nahe kam, allen Inhalt des Hauses im Sturm auf den Exercirplatz. Plötzlich fieng der Seewind an zu blasen und das Missionshaus war gerettet, nachdem in 3—4 Stunden 150 Gebäude ein Raub der Flammen geworden waren. „Dem HErrn sei Dank für die gnädige Errettung, denn auch unsere Gemeindeglieder wurden alle bewahrt.“

Wie dann Hebich die Brandstätte besuchte, sah er nicht

ohne etwas Neid an allen durch Ziegeldächer geschützten Häusern hinauf, die mitten unter den mit Palmblättern gedeckten unversehrt geblieben waren. Alle seine Gebäulichkeiten, die Kapelle allein ausgenommen, hatten nur Blätterdächer, die jährlich erneuert werden mußten, daher viel Umstände machten und im Feuer wie Werg aufgiengen. Wenns nur nicht so viel kostete, er würde versucht sein, etwas zu ihrer Sicherung vorzunehmen. Allein er war nun gewöhnt, auf Gott zu trauen und von der Hand in den Mund zu leben; daher mußten erst zwei kostspielige Feuersbrünste über die Station kommen, ehe er — nach Jahren — sich an diese weitläufige Arbeit des Umbaus machte.

Im Gehöfte wohnte nämlich nicht nicht nur er selbst, sondern auch die Dienerschaft, Katechisten und andere Christen, bis fast jeder Winkel ausgenützt war. Uebrigens hatten nur die sonstwo angestellten einen wirklich eigenen Heerd. Die Leute, welche in Hebichs oder der Mission Dienste standen, suchte er dadurch möglichst wohlfeil zu unterhalten, daß für alle gemeinschaftlich gekocht wurde. Das war im Grunde den an Häuslichkeit gewöhnten Besseren sehr unbequem, aber Hebich wußte sie dafür zu gewinnen, indem er dann diesen die Aufsicht über die Jüngeren, sowie über dahergelaufene Taufbewerber u. s. w. übertrug. Eine sehr eigenthümliche Form gemeinschaftlichen Lebens, die eine ziemlich verwickelte Hausordnung nöthig machte. Erleichtert wurde diese durch zwei ausgezeichnete dienende Geister.

Der eine von diesen war eine Frau Jäger, die Tamil-Wittwe eines halbdeutschen Soldaten, gewöhnlich Regimentsmutter genannt. Im März 1842 war sie für den HErrn gewonnen worden, und als die Ihrigen weiter zogen, fand sie es fast zu schwer, sich von der Gemeinde wieder zu trennen. Sie hatte ihren guten Unterhalt; jetzt bot sie sich an,

in den Missionshof überzusiedeln und aus Dankbarkeit irgend welche Dienstleistungen zu übernehmen. Obwohl schon bejahrt, hatte diese Elisabeth doch eine ganze Arbeitskraft, dabei viel Umsicht und Erfahrung und einen edlen, dem kleinlichen Händelgeist ihres Volks entschieden abgestorbenen Sinn. Sie machte sich überaus nützlich, indem sie die Haushaltung für das junge Volk als eine rechte Mutter führte. Am 12. Juli 1851 starb sie an der Ruhr, nach einem wohlgeendeten Leben. „Die Antwort dieser lieben Schwester fast auf alle Fragen lautete: 'ein wenig!' Ob sie nicht sehr leide? 'nur ein wenig.' Ob sie glaube? 'Ein wenig.' Ob sie noch beten könne? 'Ein wenig.' Aber sie habe doch eine feste Hoffnung auf das Erbe drüben? 'Ein wenig.'

Fast noch tüchtiger erwies sich der Knecht, der nicht nach indischer Manier Oberknecht oder Aufwärter oder Koch ꝛc. war, sondern alles in einer Person. Bapu hieß er als Tijer, zur Zeit als Hebich ihn annahm (1840), „war aber mehr Thier als Tijer;" ein kurzgewachsener, flinker Mann von gedrungener Gestalt, mit einer so zottigen Brust, daß er allgemein der Bär genannt wurde. Ein arger Trinker und Fleischesmensch, den Hebich ein paarmal aus dem Arrest lösen mußte, und noch öfter auf dem Punkte stand fortzuschicken. Und doch kamen die beiden von einander nicht los. Der Mensch war immer ehrlich und anhänglich zugleich, während er sich ordentlich schämte über der vielfach bewiesenen Langmuth seines Herrn. Und am Ende schlug die erbarmende Liebe bei ihm an: er that ernstlich Buße, und Gnade wandelte ihn zu einem neuen Menschen um (März 1843). Als Hebichs Faktotum wurde nun dieser Peter ein unersetzliches Glied im Missionshaushalt; zwar lesen lernte er nicht, so oft ers versuchte, und die Erkenntniß blieb gering, weil es immer so viel zu arbeiten gab. „Er hat mir

mit unsäglicher Treue gedient; ohne Worte merkte er alles was zu thun war. War ich unwohl, so verpflegte mich der sonst so rauhborstige Mensch wie eine Mutter und schlief dann, unbemerkt von mir, auf dem Boden in der Nebenkammer, wenn er nicht die meiste Zeit wachte. Als ihn schon eine Lungenentzündung befallen hatte, half er noch beim Dachdecken, indem er mit heiserer Stimme die trägen Kulis antrieb, noch vor Sonnenuntergang fertig zu werden. Er wurde wie im Sturme weggerafft (26. April 1850) so rasch, daß er nur noch den Namen Jesu anrufen konnte."

Hebichs Tagesordnung war etwa diese: Mit dem Kanonenschuß um 5 Uhr Morgens stand er auf und machte einen Spaziergang, da er denn gern diesen oder jenen Offizier anredete, oder sonst eine Bekanntschaft anknüpfte. Zurückgekehrt besuchte er fast jeden Winkel seines engen Gehöftes und versicherte sich vom Stand der Dinge bei Jung und Alt. Dann trank er seinen Kaffee und setzte sich in die Veranda mit seiner englischen Bibel; wohl eine Stunde widmete er da dem Gebet und der Betrachtung des Worts. Nun kamen entweder Katechisten oder Christen mit ihren Angelegenheiten, oder waren Taufkandidaten zu unterrichten, oder hatte er Gottesdienst und Schulbesuch. Rief ihn eine Angelegenheit hinaus, so stand das Pferd bereit; für die heißesten Stunden auch ein Ochsenwagen nach eingebornem Muster. Daa einfache Mittagessen hatte keine feste Stunde; wenn er heimkam, aß er, was sein Peter ihm auftrug, legte sich einige Minuten hin und stand dann auf, frisch für irgend welche neue Predigt. An den drei Abenden, da englischer Gottesdienst war, blieb ein oder der andere Offizier, der diesem beigewohnt hatte, bei ihm zum Thee, und dann schloß der Abend nach heiterem und ernstem Gespräch mit Gebet.

Wie viele Briefe liefen doch täglich ein von denen, welche Kannanur als ihren geistlichen Geburtsort betrachteten, und die mußten natürlich auch beantwortet werden. Da berichtet z. B. ein Major aus Sikanderabad von ihrem Marsch, wie die Cholera unter ihnen aufgeräumt habe: 800 von 3000 seien weggerafft worden: „Unsere kleine Gemeinde ist durch Gottes Gnade treu erhalten und gedenkt mit Liebe und Dankbarkeit Ihrer Unterweisung — Christus der Gekreuzigte, die Summe und das Wesen des ganzen Gottesraths, bleibt unsre Hoffnung und Freude." Ein anderer: „Nie werden wir Kannanur vergessen; Gottlob der dort ausgestreute gute Same geht nicht verloren." Wieder einer: „Was ich der Mission schulde, kann nie bezahlt werden. O daß wir hier einen Boanerges hätten wie Sie, die Leute zu wecken!" Nach England Zurückgekehrte aber laden ein zu einem Besuch in ihrem neuen Anwesen, wo er der liebste Gast wäre, oder bitten um Briefe und Missionsberichte für ihre Sonntagsschüler 2c.

Andere lassen auch Mißklänge hören z. B.: „Ich habe mein Söhnlein nach Ihnen Samuel genannt; aber taufen laß ich ihn nicht, denn die Kindertaufe ist nirgends geboten." Ein anderer: „Ach wie der Teufel die Heerde zertrennt! T. ist von England zurück und steckt voll hochkirchlicher Ideen über apostolische Succession. Andere aber können keine Kirche mehr besuchen, weil der Prediger auf der Kanzel steht, statt auf dem Boden, da doch jeder Gläubige Priester sei 2c." Und wieder von einem heißt es: „Er geht nicht mehr mit uns," wenn nicht gar: „Er ist in sein altes Wesen zurückgefallen."

Ebenso manchfaltig sind auch die Berichte der Schwarzen; z. B. von Bellary nach einem schweren Marsche, da besonders die Kleinen an der Cholera hinstarben, schreibt A.: „Durch

Sie habe ich das Licht Seines Wortes geschaut, und obgleich die letzte derer, welche ihm nachfolgen, darf ich hoffen, mit der ganzen Schaar der Erlösten im Himmel zusammenzutreffen, um nie mehr Abschied zu nehmen; alles das nicht durch meine Gerechtigkeit, sondern durch den Einen, auf welchen meine vielen Sünden gelegt sind.' Die Schreiberin berichtet dann vom ersten Abendmahl auf der neuen Station: „Wir wollten es mitgenießen; aber nach der Predigt sagte mir N., sie fühle sich so unwohl, da mußte ich sie aus der Kirche heimbegleiten. Allein auf der Straße sank sie um; ein vorbeigehender Offizier besorgte ihr dann eine Spitalsänfte, schon am Abend aber starb sie mit den Worten: 'Gott sei mir Sünderin gnädig, ich traue auf Jesum.' Und am nächsten Tage starb H., der Nachts auf der Wache erkrankt war, auch im Frieden Gottes."

Wie viele sind auch der Todesfälle in der Nähe, die ihm das Herz bewegen. „Da holten sie mich, um dem Lieutenant M. das Wort zu sagen; der war aber schon bewußtlos und starb bald darauf. So gehts! Wie nahe sind wir doch immer dem Tode! Doch wenn Christus unser Leben ist und wir in Ihm sind, so mag er kommen, wann er will. Er gebe uns Gnade, daß wir allewege bereit seien, wenn der Hausherr kommt!" — Am 8. Juli 1846 begrub Hebich die erste Dame auf dem Missionskirchhof; eine treue Jüngerin voll Lebens, die Tochter eines Missionars, Gattin von Kapitän B. Mit der schwarzen und weißen Gemeinde gieng er erst ins Trauerhaus, zu singen und zu beten, dann im Zug auf den Gottesacker unter abwechselndem Gesang in Tamil und Englisch. Hinter dem Leichenwagen der General und die Großen ꝛc. Nie predigte Hebich gewaltiger als auf den Gräbern, und oft hat da sein Wort nicht nur die

Trauernden mächtig getröstet und gehoben, sondern auch in irgend einer neuen Seele gezündet.

Natürlich wurde sein Name weithin bekannt; schon im Mai 1844 weiß eine Madras-Zeitung den „unermüdlichen" Mann nicht genug zu loben, der „durch seine Leutseligkeit stetige Fortschritte erziele, während die aristokratische Vornehmheit und Lauheit anderer Missionare die Heiden eher abstoße". Daß er sich aber nicht überhebe, dafür ward auch gesorgt. Er schämte sich nicht, mündlich und durch Briefe bei vielen Wohlgesinnten um Beiträge für die Mission anzuklopfen, und da verstand es sich von selbst, daß ihm auch mancherlei Ausstellungen und Vorwürfe gemacht wurden. „Das Werk Gottes muß immer durch die Hechel gehen; wer es nur von Ferne ansieht, kann leicht auf die Meinung kommen, er könnte es besser machen; er greife es einmal selbst an, so wirds ihm Ach und Weh! — Ein Oberst, den ich um Geld angieng, schalt mich ordentlich aus und gab mir anstatt Geld seine Weisheit, nämlich: man solle kein Geschäft unternehmen, wozu man nicht die Mittel habe! prosit. Ich gieng ihm ordentlich zu Leibe. Seither hat er doch jährlich seine 100 Rupies beigesteuert. Die Sache ist Gottes und ein einzelner Mensch kann sich leicht auch in bester Meinung vergalloppiren. Gewöhnlich haben Militärpersonen kein übriges Geld für die Mission; die civilians sinds, die Nullen machen sollten. Aber beide müssen eben zu rechtem Leben in Gott gebracht werden, ehe sie in die Tasche greifen, daß es zählt."

Solche Beispiele durfte er in Menge erleben. So sandte ihm ein Major 500 Rupies als Dankopfer einer Familie, aus der vier Glieder in der Missionskapelle zum Herrn bekehrt wurden, und war auch sonst unerschöpflich in Liebesdiensten. Dennoch findet Hebich, daß die armen Weißen

verhältnißmäßig am meisten geben; „ihre Liebesgaben sind erstaunlich, eine Gemeinde von 80—100 Gliedern gibt jährlich ihre 2—3000 Rupies. Das schönste aber ist, daß sie so fleißig für uns und die Schwarzen beten, daher ich ihnen alle meine Anliegen offen vortrage. Fast den ganzen Tag umtönen mich ihre Gebete und Gesänge, die meinen Ohren schöner klingen als der Schlag der Nachtigallen. Der Zeit wegen trennte ich sie einmal im Abendmahl von der schwarzen Gemeinde, aber nach einigen Monaten verlangten sie wieder, es mit ihr zu genießen, da es schöner sei; so sind sie nun wieder beisammen."

Zu Zeiten brennts ihn im Herzen, daß er einen Monat jedes Jahrs (November) auf die Generalrechnung zu verwenden hat; dann giengen nur die regelmäßigen Gottesdienste fort, die Heidenpredigt ruhte. Er bat wohl vorher die Gemeinde: da jetzt wieder seine Drangsalszeit gekommen sei, in der er zu Tische dienen müsse, sollen sie doch doppelt wachen und beten, damit er desto leichter über die Zahlennöthen hinüber komme. Und meistens nahmen sie sich dann auch besonders zusammen. War aber die Rechnung abgestoßen, so konnte er einen Monat der Heidenpredigt widmen, und täglich Morgens und Abends zusammen 4—6 Stunden lang auf allen Straßen und Märkten das Wort verkünden, während im Missionshof für ihn tüchtig gebetet wurde. Da gab es einmal einen merkwürdigen Vorfall. Ein reicher Jüngling war plötzlich verschwunden und die Seinen glaubten, er werde beim Padre sein. Augenblicklich brach ein Haufe ins Häuschen von Tai; da sie ihn dort nicht fanden, wollten sie auch das Kannanur-Haus durchsuchen. Man fand ihn nicht; doch sah der Onkel, nachdem er alle Zimmer durchforscht, noch eine geschlossene Kiste. „Da muß er drin sein," rief er aus, und Hebich hatte nach allen Versicherungen auch

diese noch zu öffnen; als er den Jammer dieser Leute sah, „brach ihm fast das Herz vor Mitleid". Was gäbe er nicht darum, wenn er einen Haufen so schöner Leute zum Heiland führen dürfte!

---

18. Besuch der Heidenfeste.

Schon im Dezember 1844 hatte Hebich von Tschirakal aus den Tempelort Taliparambu besucht, das eigentliche Heiligthum von Nordmalabar, „ein Haupttеufelsnest". Hunderte umstanden ihn auf dem Bazar, wo er vor Mapillas und Heiden viermal predigte; vom Brahmanendorf abgewiesen, besuchte er dann noch das Weber- und das Töpferdorf. Ebenso erscholl das Wort in andern Dörfern; die Puleier allein, die armen Reissklaven, rannten davon und warfen sich in den Fluß, als er ihrem Weiler sich näherte. Sonst fand er überall größte Aufmerksamkeit, was er den Gebeten seiner Gemeinde zuschrieb, die besonders dazu aufgefordert, die Ausziehenden treu auf dem Herzen getragen hatte.

Aufgemuntert durch diesen Erfolg, beschloß nun Hebich mit einer auserlesenen Schaar noch weiter ins Innere zu ziehen, um beim Feste des Waldgottes in Payawur den Massen der Pilgrime, Käuser und Verkäufer das Wort zu predigen. Es ist dies kein Dorf, sondern ein Tempel im Walde, wo jährlich um die Mitte des Februars mitten im Busch Straßen von Laubhütten entstehen, und die Produkte des Küstenlandes gegen die Heerden der Gebirgsleute umgetauscht werden. Mit einem geliehenen Zelte zog er hinaus und hatte seine Lust an der Predigt des Worts: wenn er erschöpft war, fieng einer seiner Leute an, und so giengs vier Morgen und vier Abende lang fort, während den Tag

über das Zelt mit Besuchern aus der Nähe und Ferne sich füllte. Diese gelüstete es besonders, ihn auch essen zu sehen; andere baten um Arzneien rc. Natürlich gab es auch Ruhestörer. Als erst mit Sand, dann mit Steinen geworfen wurde, traf ein Wurf den neben ihm stehenden Brahmanen. Zu diesem sagte er mitleidig: „Das hätte ich kriegen sollen!" — „Thut nichts," erwiederte der Priester, indem er sich den Kopf rieb. Gewöhnlich folgte dem Prediger auch ein Amtsdiener, um Friedensstörungen möglichst zu vermeiden. Bei solchen Gelegenheiten giengen dann Traktate und Bibeltheile reißend ab; ein Talatscheri-Bruder aber versah mittlerweile die Gottesdienste in Kannanur.

Länger noch dauerte Hebichs Aufenthalt am Fest in Taliparambu. Vom 6—17. März 1845 hatte er dort sein Wesen hauptsächlich unter den höhern Klassen, die man durch ganz Malabar nur bei solchen Veranlassungen in Massen vereinigt findet. Darum war auch der Widerstand größer: die Brahmanen erhoben einmal ein gewaltiges Zetergeschrei; die Mapillas fragten sich, ob man den Padre nicht durchprügeln solle, worauf aber einer antwortete: das hilft doch nichts, denn er nimmt Alles ruhig an. Groß war es für Hebich, daß hier ein Nayer, der vor zehn Tagen seine Pilgerfahrt angetreten hatte, durch die erste Predigt soweit gewonnen wurde, daß er von Stund an sich zu den Christen hielt. Als Hebich ihm vorstellte, daß, wenn er ein Jünger Jesu werden wolle, er um dessen Namen willen vielleicht den Tod zu erleiden habe, antwortete er entschlossen: das macht nichts, sie mögen mich in Stücke hauen, wenn ich nur selig werde! Zwei andere Nayer versprachen in Bälde zu kommen und weiter zu hören. Aber sie blieben aus, und den zum Leiden so entschlossenen Mann zog es nach einem Monat aus dem fremden Kreis in die alte Heimat zurück.

„Von eisernen Zangen hätte er sich vielleicht zerreißen lassen können, aber seinen Willen zu brechen, ward ihm zu schwer."

Diese beiden Tempelfeste regelmäßig zu besuchen, ließ sich Hebich hinfort überaus angelegen sein; er durfte auch die Festpredigt fortsetzen bis in sein letztes Jahr, und solche Beharrlichkeit überwand den mächtigen Widerstand, der ihm besonders in den ersten Zeiten entgegentrat. Hatte er 1846 in Payawur die Ruhestörer aus seinem Zelt gewiesen, so fielen sie über seinen Wasserträger her und warfen ihm nicht nur den Topf vom Kopf, sondern stachen ihn mit seinem eigenen Messer in den Arm. „Das ist der Geist, der sie beseelt."

Ein anderes Mal (1849) versuchte mans, mit Elephanten den Prediger wegzuscheuchen. „Erst steuerte der Führer mit einem kleinen Thier auf uns los, als wir gerade auf einer Erdmauer standen und predigten. Das Thier weigerte sich majestätisch, dann trieb ers mit Gewalt näher. Ich donnerte aber auf ihn ein, und der Elephant erschrack, rannte gegen die Mauer und bewegte sich dann langsam an mir vorbei. Am nächsten Tage erschienen ausnahmsweise vier große Elephanten, wovon einer ohne Reiter wild unter die anderen stürzte, daß alles davon lief. Jetzt bewegen sich die Thiere auf uns los, zwei werden noch abgelenkt, die beiden andern streiften uns fast; doch gab der HErr uns Gnade, wenn auch zitternd, fest auf unserm Posten zu stehen, was Eindruck aufs Volk machte. — Der Eigenthümer des Tempels und der Elephanten verlangte dann zu wissen, ob mich die Regierung sende, in welchem Fall er freilich nichts machen könne. Die Regierung aber ehre ihn und seinen Gott, den ich einen Steingott heiße. Ich komme nun schon fünf Jahre und verursache ihm jährlich 200 Rupies Verlust — also im Ganzen 1000 Rupies! Daß diese ihm von mir

ersetzt werden, werde er bei der Regierung eine Bittschrift eingeben" 2c. Natürlich erlangte er von Hebich nichts, als eine Erklärung, daß nicht die Regierung, sondern sein König ihn sende.

Dieselbe Klage brachte der Hauptbrahmane in Taliparambu vor: sie müssen, hieß es, sich wehren; Hebich breche ihnen an der Ehre und am Festgewinn ab. Er bekennt auch, daß er stark gegen diese Verführer des Volks predige und ihren Betrug aufdecke. Habe doch z. B. das im verflossenen Jahr gewählte Oberhaupt des Tempels sich am heiligen Schatz vergriffen, so daß es zwei Nächte hindurch Händel und Schlägereien unter den Brahmanen gesetzt habe, und der Umzug ihrer Götter auf ungünstige Stunden verschoben worden sei 2c. „Auch hier kam ein kleiner Elephant gegen uns, der aber wenig Schrecken verursachen konnte. Sein Treiber besuchte mich darnach und sagte, wie ihm nur durch Zauberei möglich werde, mit diesen Thieren siegreich umzugehen. Am nächsten Morgen fand er seinen Elephanten todt, und im Volke hieß es: 'Wenn der Gott seinen Elephanten nicht an seinem eigenen Feste erhalten kann, so muß er ein Steingott sein, wie der Padre behauptet.'" So erzählt Hebich den Elephanten-Vorfall, welchen die geschäftige Sage der indischen Christen nachher um ein Gutes großartiger ausmalte.

In Taliparambu besonders war es immer einer der zehn Festtage, an welchem die Heiden ungemein aufgeregt waren und gewöhnlich Steine warfen. So geschahs am 13. März 1846, da der Hauptbrahmane mit dem Rufe: greifet ihn! die Volkshaufen auf Hebich hetzte; da flog es denn von allen Seiten mit Sand, Kuhdung und Steinen. „Wir kriegten alle unser Theil; doch Joseph trug das schönste Zeichen davon, die Augenbraue wurde ihm von einem Stein

zerschnitten. Darauf predigte ich wie ein ganz neuer Mensch an einem ferneren Platze; es war für uns ein Tag des Lobens und Betens, noch nie habe ich meine Büble fröhlicher gesehen. Sie sangen das Lob Gottes und beteten den ganzen Tag."

Noch auf einem dritten der großen Feste in Nordmalabar versuchte Hebich Gehör zu gewinnen, in Tscherukunnu, wo nahe der Mangalur Heerstraße über einer weiten Ebene ein Hügel schroff ansteigt, mit einem Kalitempel geziert. Am 15. April 1846, bereits in der heißen Zeit und von Geschwüren geplagt, zog Hebich früh Morgens hin, nachdem seine Leute in der Nacht ihm das Zelt aufgeschlagen hatten. Schon die Morgenandacht der paar Christen wurde durch Ueberschreien gestört; dann behauptete ein Mann, Hebich habe kein Recht, das Zelt auf seinem Sandboden aufzurichten. Der Schulze, nach dem man eiligst sandte, war nirgends zu finden. Doch ließ sich bis zum Mittag die Ruhe leidlich erhalten. Darnach als Hebich unter einem Baume stehend zu predigen begann, suchten ihn die Jungen erst durch Brüllen zum Schweigen zu bringen; bald fieng man auch an mit Sand zu werfen und endlich stürmte die ganze Menge über das Zelt her, dessen Stricke abgeschnitten oder gelöst wurden, um es sammt den Christen in den Staub zu treten. Mit Mühe hielten diese die Zeltstangen aufrecht, während die Heiden sie stießen und schlugen. Ueber zwei Stunden wogte der Kampf um das Zelt. Da — um 6 Uhr — erscholl das Tomtom der Opferprocession mit etlichen Schüssen; einer der Elephanten scheute am Zelt und sprang davon, das Volk ihm nach — und nun hatte auch Hebich genug, ließ schnell aufpacken und eilte bis 11 Uhr nach seinem Kannanur zurück. Wohl freute er sich des Kreuzes Christi: „obgleich ein ungeschickter, langsam lernen-

der Sünderschüler, empfindet er es als hohe Gnade, dem Heiligen nachleiden zu dürfen;“ aber wieder besucht hat er diesen „Teufelsort“ nicht mehr.

Auch in Tschirakal predigte er 1847 einmal vor einer kleineren Festversammlung, da denn die Leute, während Hebich gerade betete, mit Gewalt das Vieh des Dorfes auf ihn treiben wollten. Es gelang ihnen nicht; dasselbe lief auf sie selbst los. Das gab eine Gelegenheit, mit dem edeln Kollektor von Malabar sich zu besprechen, welcher der Verkündigung des Evangeliums gar willig den Weg bereitete, aber natürlich auch zur möglichsten Vorsicht ermahnte. Da konnte ihm Hebich am Ende sagen, er für seine Person hätte nichts dagegen, wenn ihn das Volk in seinem Werke todtschlüge; das könnte auch kein Beamter verhindern, wenn einmal Gott den Bösen die Gewalt verliehe, ihren Willen durchzusetzen. Was er von ihm wünsche, sei nur, daß er die Rädelsführer zurechtweise, denn an solchen Aufläufen seien gewöhnlich nur ein paar Schlingel schuld, die Alles aufhetzen. „Das wirkte bei ihm, und er that nun für mich auf meinen Hauptfesten mehr, als er ehrlich thun kann“ (durch Privatempfehlungen an die Unterbeamten).

Daß durch diese Festbesuche das Wort Gottes in weiten Kreisen bekannt wurde, haben spätere Erfahrungen bewiesen. Es kam am Ende so weit, daß den Festgästen etwas abgegangen wäre, wenn sie nicht auch den Bartmann zu hören Gelegenheit gehabt hätten; man erwartete ihn regelmäßig, und viele erneuerten durch Besuche bei ihm und seinen Leuten die vorjährige Bekanntschaft. Was an den Festen selbst vorkam, daß da und dort ein Witzbold aufstand und mit vollkommener Nachäffung des Missionars über die Menge hinschrie: „Jesus Christus ist der Sohn Gottes und euer Bruder! Ihr närrischen Kinder, warum betet ihr Steingötzen an?

Kommet zu Ihm" 2c. das hat sich gewiß in mancher Hütte wiederholt zur augenblicklichen Belustigung von Jung und Alt, und zweifelsohne auch zur Anregung weiteren Nachdenkens. Man stellte sich vor, der Missionar wolle durch dieses angestrengte Zeugniß und die damit verbundenen Leiden sich ein Verdienst bei seinem Gott erwerben, und der Ernst, womit er diese Angelegenheit betrieb, machte tiefen Eindruck. Man sah zugleich, daß er auch Männer höhern Standes, im indischen Wissen bewanderte und beredte Leute, zu Gehilfen hatte, die vom gleichen Geiste beseelt waren, und fieng an, es für möglich zu halten, daß dieser neue Glaube noch bedeutenden Eingang im „Berglande" finden dürfte.

---

19. Europäische Gehilfen.

„Am 23. April 1845 starb der alte Aaron, sonst ein rechter Mann, der mir eine Zeitlang nützlich war, sich dann aber in weltlichen Angelegenheiten verlor und mir zur großen Bürde wurde. Ich hätte ihn weggeschickt, wenn ich ihn nicht um seiner Kinder willen getragen hätte. Vor dem Ende bekannte er, daß er sich meine Ermahnungen nie sehr zu Herzen genommen habe, aber die Zerknirschung, die ich wünschte, durfte ich nicht sehen; zwar der HErr hat ihn genug geschlagen, aber der arme Mann hats kaum verstanden, wenn ers auch mit dem Munde anerkannte.

„Ich muß sagen, auch die besten Katechisten thun noch sehr wenig. Es ist noch kein Muth und kein Trieb da, unter den Heiden öffentlich aufzutreten oder auch nur Hausbesuche bei ihnen zu machen. Bei diesen herrscht noch so

ein rohes Wesen, daß sie die Katechisten lieber auffräßen oder doch gar nicht anhören wollen. Das macht diese dann verzagt. So dreist und unverschämt der Eingeborne in Dingen dieser Welt ist, bekehrt steht er als ein schrecklich schüchternes, hilfloses Schaaf da. Nur des Missionars Gegenwart gibt ihm Muth. Auf dem Feste in Payawur haben die Meinen zum erstenmal öffentlich geredet, und nur gelegentlich, so ungestüm war das Volk; und doch sprechen meine Leute ebenso gut wie ich.

„Was thun sie dann? Nun sie richten Befehle aus an die Gemeindeglieder, beten mit diesen, halten Morgen- und Abendandachten, reden mit den Besuchenden, besorgen auch die Schulen. So sind sie unentbehrlich, denn wie könnte der Missionar Alles thun! und mir noch unentbehrlicher, denn sie machen meinen Mund. Also schätze ich sie als eine große Gabe Gottes und bitte, daß mir der HErr bald mehr geben möge aus Gnaden. Er wird auch noch mehr aus ihnen schaffen; Jakob fängt an eine Ausnahme zu machen und gewinnt mehr Freiheit des Geistes.

„Will man aber mehr aus ihnen machen, als sie tragen können, so werden sie mehr zur Last als zur Hilfe. Ich fürchte, auf die Seminare wird mehr Zeit verschwendet, als ehrlich gegeben werden kann. Wenn einer zehn Knaben hat, mögen zwei etwa am Ende nützlich werden, der Rest ist nur zur Handarbeit zu brauchen. Das Wort wird viel zu wenig unter das Volk getragen, unter dem früh und spät der edle Same gesät werden sollte. Erst wenn wir Tausende von Bekehrten haben, wird es an der Zeit sein, fromme, von Herzen bekehrte Jünglinge beflissentlich zu sammeln, um ihnen eine höhere Bildung zu geben. Und dann sollte ihr Lehrer, wenn er auch nicht so viel weiß, den ächten Missionsgeist haben und pflegen: den Geist des Feuereifers für die Ehre

des Jehovah Jesus, und Eingeweide des herzlichsten Erbarmens in der Liebe des Vaters zu verlorenen Seelen.

„Aus dem Volke werden uns gewiß noch die rechten Leute zukommen, eher als aus den Waisenhäusern, wo die Leute meist aus bösem Samen sind. Solche stutzen wir dann zu, indem wir sie gebrauchen, und im Gebrauchen lernen wir ihre praktischen Kräfte kennen. Ich möchte meine Knaben gegen keine Zöglinge irgend einer Anstalt austauschen. Nur nicht so viel Aufwand von Missionskräften auf Kinder, von denen man durchaus noch nicht wissen kann, wie sie ausschlagen werden! Ich fürchte immer, statt des Einen Nothwendigen schleicht sich das Vielwissen und das Hochtreiben in die Mission ein. Es ist nicht meine Meinung, Sie anzubrummen, sondern ich möchte Sie in mein Herz sehen lassen, indem mich eben der Schuh drückt. Also liebe Herren, um Jesu willen, nichts für ungut!“

Dieser Erguß Hebichs war eigentlich hervorgelockt durch die Beförderung, welche dem in Mangalur bekehrten Brahmanen Hermann Kaundinja zu Theil wurde. Die dortigen englischen Freunde wünschten, daß seine Gaben möglichst ausgebildet werden, und erboten sich, als Mögling durch Krankheit genöthigt, in die Heimatluft zurückkehren mußte, seinem geistlichen Sohne die Mitreise zu bezahlen. Hebich hatte immer den größten Antheil an Kaundinja genommen seit dem wichtigen November 1843.*) Aber nun

*) Es ist wohl der Mühe werth, sich in jene Zeit zurückzuversetzen. Mögling war von einer langen Predigtreise mit seinen Katechistenschülern ruhrkrank heimgekehrt. Am 23. November hatte er dann einen „Hochzeittag. Der erste Knabe in der englischen Schule, 18 Jahre alt, kam daher und leerte mir sein Herz aus. Ich habe mit ihm gebetet; er sagte, er bete schon längere Zeit. Er weinte und lachte — mir giengs auch so. Das Herz brennt mir noch immer

hätte er ihn gerne nach seiner Art ins Wirken eingeführt gesehen, während Mögling den langsameren Weg einer gründlichen Bildung vorzog, um wenigstens an Einem Hinduchristen später einen gleichberechtigten Amtsbruder zu haben. Das hielt der Alte für verfrüht; er wehrte sich dagegen aus Leibeskräften: zeige doch das Beispiel der englischen Regierung, daß man die Schwarzen im Militär- und Civildienste nur zu untergeordneten Aemtern brauchen könne, so lange die sittliche Erniedrigung, die Frucht des tausendjährigen Drucks, noch nicht gehoben sei. Mögling reiste mit Kaundinja 1845 nach Europa, was dem Alten durchaus nicht in den Sinn wollte. Als aber Kaundinja 1851 ordinirt zurückkehrte, gab er sich zufrieden; später durfte er selbst auch seinen Jakob ordiniren und nahm ihn mit herzlichem Kusse als Amtsbruder auf. Der gewonnene Fortschritt war augenfällig. —

Immerhin ist es von Interesse, zu sehen, wie gering eigentlich noch ums J. 1846 die Hilfe war, welche Hebich

---

um ihn. Hilf beten, Bruder, aber sags nicht weiter; es ist mir bange, der Teufel möchte etwas gewinnen, wenn wir zu früh schwatzen." 5. Dez. „Mit dem l. Anandrao geht es herrlich. Zwei andere Brahmanenknaben haben sich gestern für 'die Privatbibelstunde, die A. habe' gemeldet. Wärs möglich, daß diese auch kämen? Lieber Alter, heb Herz und Hände auf und bete mit um einen Sieg über unsere Feinde." Jan. 1844. „Und nun noch einmal Sieg im Namen Jesu! Die drei jungen Leute sind bei uns und los von Schnur und Kaste. Wir wurden Sonntag Nachmittags von einem Haufen Brahmanen und andern, welche die drei Brüder rauben wollten, angefallen, schlugen sie aber, obwohl nur wenige gegen mehr als 100, in die Flucht. Nun freue dich mit uns und wenn du kannst, komm einmal, um die Beute zu besehen." Das hatte Hebich bald möglichst gethan, auch von der Sorge um Mögling getrieben, bei dem auf die große Aufregung eine tödtliche Ermattung gefolgt war.

an den damaligen Katechisten hatte. Da stieg ein neuer Gedanke bei ihm auf, gewissermaßen im Gegensatz gegen den Möglingschen. Gieng dieser darauf aus, ganze Europäer aus den begabtesten Hindus zu machen, warum sollte man nicht versuchen, Europäer vom rechten Geiste zu hinduisiren? Wo der HErr eine Seele zum Dienste an den Heiden willig gemacht hat, daß sie aus Liebe zu ihm in alle Niedrigkeit hinabsteigt, läßt sich da nicht erwarten, daß dieses neue Element die eingeborne Gemeinde zu Nacheiferung und größerer Kraftentfaltung reizen und auch auf die Heiden einen mächtigen Eindruck üben wird? Der Gedanke ward zur That.

Im Sommer 1846 hatte Hebich süße Freuden durch Bekehrungen von Seelen: „Unter allen aber haben den Vorrang zwei theure Seelen, die der HErr mir aus meiner englischen Gemeine zu seinem Werke schenkte. Er fügte es so, daß zwei Soldaten voll Glaubens, die sich schon seit zwei Jahren dem HErrn hingegeben hatten, sich gegen mich aussprachen, Ihm gleich native Gehilfen dienen zu wollen. Jeder Soldat hat ohne Weiteres Erlaubniß sich frei zu kaufen; der Preis hängt von seinen Dienstjahren ab und beläuft sich auf etwa 150 Rupies.

„Um der menschlichen Schwachheit willen und zum richtigen gegenseitigen Verständniß traten wir in folgenden Bund:

'Aus vollem freien Willen entschließe ich mich mit Gottes Gnade in den Dienst der evangelischen Missionsgesellschaft zu treten und darin zu verharren, so daß ich 1) darin bleibe, so lange mir Gott das Leben fristet, bis zum Ende; 2) auch in Krankheitsfällen nie nach Europa oder sonst wohin begehre, sondern sterbe, wo Gott mich hinstellt; 3) nicht blos Ihnen, sondern jedem andern Missionar, der über mich gesetzt wird, im HErrn gehorche; 4) niemals dem Gedanken Raum gebe, mich höher hinaufzuarbeiten, als zur Stellung eines einfachen

Katechisten; 5) eine eingeborne Schwester heirathe; 6) und mit Nahrung und Kleidung, wie sie jetzt Jakob und Timotheus zu Theil werden, mich begnüge.'"

Die beiden Soldaten waren der Engländer Joseph Searle und der Ire Georg Obrien, denen er gleicherweise das Zeugniß ertheilt, sie haben nun schon drei Jahre unsträflich vor seinen Augen gewandelt, zwei Jahre sich als treue Gehilfen unter den Engländern erwiesen und besitzen den rechten Missionsgeist. Seit einem Jahre habe er, Hebich, manchmal große Anfechtung darüber gehabt, daß er den Engländern so viel von seiner Zeit schenke. Getröstet aber habe ihn einmal die kräftige Wirkung, die er von ihrem Geistesleben unter der Eingebornen-Gemeinde erfahren durfte, das stetig wachsende Interesse der weißen Brüder am Missionswerke, und jetzt als die Krone der Arbeit, der Gewinn von ein paar kräftigen Gehilfen.

Am 30. August zahlte er für ihre Freiheit 293 Rupies und drei Tage später sandte er sie — barfuß, außer Sandalen, in Hosen und Wämsern nach eingebornem Schnitt, einen Turban auf dem Kopf — nach Tschirakal, „daß sie dort bei Jakob sich ins Malayalam hineinarbeiten." Dort lernen sie außerdem noch Manches, wie auf dem Boden sitzen und den Reis mit ihren Fingern essen, sind auch schon versprochen mit den jungen Nichten des Timotheus und „bringen Leben und Kraft unter die eingebornen Brüder."

Die Kommittee hielt mit ihren Bedenken nicht zurück, sie hätte lieber abgewartet, bis der HErr solche Leute selbst frei mache; allein Hebich war überzeugt, daß er hierin das Rechte getroffen. Auf eingeborne Gehilfen, ob sie nun aus den Neubekehrten genommen werden oder aus den Seminaren heranwachsen, habe man jedenfalls noch lange zu warten, und dann seien die Schwarzen „immer schwach und doppel-

herzig"; aus seiner englischen Gemeinde aber könne er immer noch Leute zu Arbeitern gewinnen, so viel er brauche, und viel mehr kosten sie ja nicht nach dem neuen Plane. Daß er aber die Freikaufsumme für sie bezahle, verstehe sich von selbst; denn diese „Soldatenkinder" geben ihm seit Jahren an jedem Zahltag ihr übriges Geld ꝛc. Zwei weitere mindestens solle man ihm anzunehmen gestatten; was auch so nach und nach geschah.

Es läßt sich nun das Experiment, das hier gemacht wurde, überschauen, und da muß ausgesprochen werden: es ist theilweise gelungen. Noch arbeitet einer der vier Soldatenbrüder fleißig und treu in der Mission; der andere hat ihr wenigstens treffliche Dienste geleistet, wenn er auch später eine bequemere und gesündere Arbeit unter seinen Landsleuten (als Bibelleser) aufsuchte; aber die beiden andern haben der Mission nichts genützt.

Wenn Hebich irgend einem Manne traute, so war das sein Grenadier, der stattliche Searle; in diesem Vertrauen aber offenbart sich ein Hauptmangel unsers Missionsseniors. Ein Mann im tapfern Handeln und geduldigem Leiden, auch mit scharfer Wahrnehmung begabt, war und blieb er doch ein Kind im eigentlichen Denken; d. h. im nüchternen, maßvollen, erkannte Thatsachen natürlich zusammenstellenden und abwägenden Urtheil, und in der Gewandtheit und Folgerichtigkeit des Schlüssesziehens. So konnte er in gewöhnlichen Fällen große Menschenkenntniß an den Tag legen; hatte er sich aber in seiner Schätzung einmal geirrt, so blieb es auch dabei.

Daß nun Searle eine wirkliche, tiefe Erweckung erlebte, ist gewiß. Hebichs Predigt schlug bei ihm ein, er war betroffen, zerknirscht, und nahm den Trost des Evangeliums gierig an. Mit Eifer und Hingebung begann er nun Gott

zu dienen. Aber so todesmuthig der Grenadier aussah, hatte er doch im Grunde ein weiches Herz, der Furcht überaus zugänglich und zu stolz, sich das einzugestehen. Gerade die Eigenschaften der Schwarzen, über welche Hebich so schwere Klagen führte — Schwäche und Doppelherzigkeit — fanden sich bei ihm im vollsten Hindumaße, nur unter der Hülle soldatischer Derbheit; und zur Verinnerlichung nahm er sich keine Zeit. So war denn von Anfang eine Unlauterkeit mit seinem Christenthum vermischt, die ihn trieb, mehr den Menschen, d. h. Hebich, zu gefallen als Gott. Hebich war das Ideal, nach dem er sich bildete; alle Gedanken des Missionars nahm er in sich auf und brütete darüber bei Tag und bei Nacht; alle seine Trümpfe lernte er ihm ab, ja seine Sprache, seine Geberden ahmte er wunderbar nach. Wenn man Searle beten hörte, konnte man meinen, es sei Hebich, so genau war jeder Accent und Ton nachgebildet. Wie sehr verlangte ihn, nachdem er seinen Abschied hatte, sich auch den Bart wachsen zu lassen; mit großer Mühe brachte ihn Hebich — durch Spott und Ernst — von diesem Anliegen ab, dessen Verwirklichung ihm selbst eine unbequeme Karrikatur zur Seite gestellt hätte. Den ganzen Verlauf der Geschichte des unglücklichen Menschen zu erzählen, würde zu weit führen. Am Ende habe er den lieben Alten aufs Undankbarste heimlich gelästert und auch in Geldsachen sich untreu bewiesen, daher er 1855 entlassen werden mußte.

---

20. Eine Erweckung.

Im Sommer 1847 war Hebich von einer durchgreifenden Aenderung in den Finanzverhältnissen der Mission unangenehm berührt, da in der Heimat eine Stockung eintrat

welche möglichste Beschränkung der nach Indien zu schickenden Mittel gebot. Da gab es manche Glaubensübung für den General- wie für den Stationskassier, der sich jedoch bemühte, die mancherlei Verdrießlichkeiten, die sich an die Geldgeschäfte hängen „mit dem königlichen Sinn auszugleichen: in Allem ist es doch der HErr, der uns gnädig ist und unser Werk segnet, und dem wir leben und sterben. Amen."

Seine besondere Freude konnte er damals an „der weißen Gemeinde haben, die beständig heilige Hände für ihn und für die Schwarzen aufhob", deren Glieder — „es ist oft herzbrechend und himmelsstärkend — ihm Alles geben was sie haben. Diese lieben Kinder haben mich schon seit einigen Jahren zu einer großen Freudigkeit im HErrn herausgebetet." Ihrem Gebet hauptsächlich schrieb er auch zu, was sich nun begab.

Schon im August hatte er sie einmal mit den eingebornen Christen in Tschirakal beisammen, da denn die Weißen sich von der Predigt der schwarzen Katechisten so wundersam angeregt fanden, daß Viele weinten. Am 16. Sept. aber, den Hebich in Tschirakal zubrachte, kam der „hartherzigste" seiner Jünglinge, David Jakobi, um dessen Sinnesänderung er in wahrer Seelenangst schon öffentlich gebetet hatte, freiwillig zu ihm und bekannte ihm seine Sünden. Als das am folgenden Tage den beiden Gemeinden mitgetheilt wurde, wirkte es eine tiefe Erschütterung. — Acht Tage später lief ein anderer Knabe in Tschirakal auf Hebich zu mit dem Rufe: „Wehe, wehe mir! wo soll ein solcher Sünder, wie ich bin, hin? Ich bin verloren, habe den HErrn verworfen, seinen Knecht verachtet und nachgeäfft! Ich habe im Hause Gottes gestohlen, gelogen &c. Wehe mir! Ja, ich habe gesagt: Jesus ist nicht, und was die Padres lehren, ist Betrug!" Hebich nahm ihn zu sich, hieß ihn leise reden, wor-

auf er ruhig seine Sünden der Reihe nach bekannte; auf das Lamm Gottes hingewiesen, konnte er es bald im Glauben ergreifen. Ihm folgte sein jüngerer Bruder, der Aehnliches bekannte. Da nun Hebich diese Knaben auch vor der Tschirakal-Gemeinde ihre Sünden und ihren Glauben bekennen ließ, blieb dort kein Auge trocken.

Aehnlich wirkte nun die Predigt in Kannanur, über den Text: „Ich sehe aber an den Elenden und der zerbrochenen Geistes ist, und der sich fürchtet vor meinem Wort", zusammen mit der Verkündigung Christi aus der Leidensgeschichte. Mächtig rief er allen Sicheren zu, die Wahrheit nicht länger in Lüge aufzuhalten. Da konnten denn bald Schwarze und Weiße dem Drang nicht widerstehen, ihre Sünden zu bekennen, einige mit lautem Geschrei, andre im Stillen; die europäischen Brüder in ihren Gebetsversammlungen unter sich, die Schwarzen mehr vor dem Missionar, zu dem sie sich nun in Haufen drängten. Es schien, als öffne sich plötzlich ein Weg, all der alten Bürden los zu werden und durch Annahme der dargebotenen Gnade im Nu sich zu erneuen.

Hebich war sehr gesteigert. „Am Samstag Morgen, als ich nach Tai ritt, war mein Herz angefüllt mit Feuer; wie ich dem Dorfe nahe kam, rief ich mit starker Stimme den Bewohnern zu: 'Thut Buße! thut Buße! thut Buße! Der Tag des HErrn ist nahe!' Niemand sah mir in die Augen, alles still. Als ich ins Haus kam, rief ich: Wer thut Buße? und siehe da, Alles kam, groß und klein bis auf die Mägdlein von fünf und sechs Jahren, und bekannten ihre Sünden und beteten."

Welche Wirkungen dieser Seelensturm auf die Redlichen hatte, ließe sich an manchem Beispiel zeigen. So beschreibt Jakob Ramawarma, was mit ihm vorgieng, einfältig und

offen. Er hatte in Tschirakal schon bei den ersten Anfängen den Dolmetscher zu machen, zitterte dabei von Haupt zu Füßen, das Herz schlug ihm, die Zunge bebte. So hieß ihn Hebich ins Nebenzimmer gehen, sich zu sammeln; weinend setzte er sich da, erholte sich ein wenig, und fuhr dann mit Dolmetschen fort, bis die Predigt zu Ende lief. Darauf hob auch er zu bekennen an, aber mit Verhaltung der drückendsten seiner Schulden. War dann wie ein Betrunkener, der nicht wußte, wie sich geberden. Bei der Predigt in Kannanur war es wie ein Feuer in seinen Gebeinen, er hielt es schon für das Feuer der Hölle; die Predigt schloß endlich, da waren aber etliche Offiziere bei Hebich und das Mittagessen drängte. Schon hatte er die Hand an den Reis gelegt; da hielt er es nicht länger aus, lief ohne sich zu waschen, zum Missionar hinein und rief: „Ich bin verloren! so und so habe ich in Belgam gesündigt, habe über das Gericht gezürnt und gelogen.“ Und fast mit dem Bekenntniß fand sich schon auch die Gnade der Vergebung in Christo ein, so daß die Seele noch nach Jahren auf diese Geburtsstunde eines neuen vollen Lebens mit Dank zurückblicken konnte, während ihr die seit der Taufe verlebten ersten zwölf Jahre in zweideutigem Lichte erschienen.

Indessen fühlte sich Hebich gedrungen, nachdem er so viele Bekenntnisse gehört, auch sein Herz zu erleichtern. Am 6. Oktober eilte er nach Talatscheri hinüber und sagte den drei Brüdern, die er dort beisammen traf, in großer Bewegung: da der HErr seinen Geist über seine Gemeinde ausgegossen, müsse auch er seine Sünden bekennen. Ganz wohl ward es ihnen nicht dabei, doch nach dem Frühstück knieten sie mit ihm nieder zum Gebet, da er denn wahrhaft zerknirscht sein ganzes Leben, wie es ihm gerade vor Augen stand, rekapitulirte. Die andern folgten ihm mit einer ähn-

lichen Generalbeichte, und als sie aufstanden, war es Mittag geworden. Nach dem Essen kam die Gemeinde zusammen, welcher Hebich aus 1 Tim. 5, 24 (einer Stelle, die er, nach seiner Weise, ganz aus ihrem Zusammenhang gelöst, im Lichte seiner damaligen Gemüthslage und Erfahrung auslegte) vorstellte, daß nothwendig alles Verborgene ans Licht kommen müsse; lieber jetzt als später, was er durch Bericht über die Vorgänge in Kannanur sehr eindringlich machte. Er wurde mit großer Aufmerksamkeit angehört, worauf er sich fröhlich verabschiedete. Noch am Abend brach dieselbe Bewegung unter den Christen in Talatscheri aus, und einige Wochen später in Kalikut. Allerwärts harte Arbeit bis tief in die Nacht.

Ueber die Heiden war in dieser Zeit eine wahre Angst gekommen; man hörte keinen Spott, nur hielt sich Alles von der Gemeinde möglichst fern. Ein paar, die näher herzutraten, besonders in Tai, wurden von der Bewegung erfaßt; am 10. und 17. Oktober durfte Hebich zwanzig Seelen taufen, die aber nicht alle fest blieben.

Bei den Missionsbrüdern in der Ferne war der Eindruck, den die kurzen bruchstückartigen Nachrichten von dieser Erweckung hervorbrachten, im Ganzen ein ungünstiger. Hebich hatte seinem alten Freunde Lehner ein paar freudige Worte geschrieben, dieser aber antwortete: „Ich wollte mich freuen und konnte nicht recht; Zweifel stiegen in meinem Herzen auf, ob dies auch wirklich vom HErrn sei. Bei solchen Erscheinungen müssen wir mehr als je auf unserer Hut sein; denn wenn der Arge unter der Gestalt eines Lichtengels Zutritt erhält, dann ist der Schaden für die Sache unsers hochgelobten HErrn unsäglich" 2c. Der Brief gab Hebich einen wahren Stich ins Herz. Wenn Gottes Kinder so urtheilen, dann, wollte ihm scheinen, müsse man sich auf

alle mögliche Verwechslung von Licht und Finsterniß gefaßt halten.

Mögling, der eben von einer langen Reise zurückkam, freute sich mit Zittern „Wenn du nüchtern bleibst, bist du ein reich gesegneter Mann Gottes; wenn nicht, dann ist mir bang für dich und deine Seelen. Der Gott unseres Heils wolle dich behüten und allen bösen Geistern wehren, damit Jesu Name herrlich werde und durch deinen Dienst zu Ehren komme und vielen Seelen gründlich geholfen werde!" Das ließ sich schon eher hören.

Die Gefahr der Ausschreitungen war groß bei der niedrigen Erkenntnißstufe, auf der sich die meisten Gemeindeglieder befanden. Das Augenmerk richtete sich gar leicht auf einzelne Sündenausbrüche, ohne den Grund des innern Verderbens recht zu erfassen und zu bekämpfen. Bald zeigte sich auch, daß der und jener sich wenig daraus machte, drauf und drein Sünden zu bekennen, ohne mit vollem Ernst sie zu hassen und zu lassen.

Es war damals ein treuer Schotte, der Hauptmann Y. in der Kannanur-Gemeinde, der mit gleicher Liebe an den Baslern und an der Madras-Mission der Freischotten hieng. Durch ihn wurde nun ein inniges Verhältniß zwischen Hebich und John Anderson angebahnt. Letzterer hatte seine Freude an dieser wie an jeder neuen Lebensregung, doch hielt er mit seinen Bedenken nicht zurück.

„Die Frage über das Bekennen der Sünden," schreibt er, „ist eine heikle; nichts kann so leicht mißbraucht werden und dem Feinde einen Anhalt gewähren. Gewiß ist bei jedem solchen Gotteswerk Bekenntniß der Sünden und ein tiefes Gefühl derselben zu finden; aber das ist etwas anderes, als eine Liste derselben andern vorzulegen. Am Pfingsttag hören wir von einem Schrei nach Gnade und von der

schnellen Anwendung des Heilmittels; aber kein Wort von einer solchen Methode, sich die Brust zu erleichtern. Wie ist doch die Beichte im Papstthum so eine gewaltige Macht geworden, aber wie gefährlich für die Beichtenden um der falschen Beruhigung willen, die sie ihnen verschafft! und offenes Bekenntniß aller Sünden des Einzelnen vor der Gemeinde ist um kein Haar weniger gefährlich. Wir beten, daß euch allen und besonders eurem Hirten eine zweifältige Gabe Seines Geistes geschenkt werde, daß ihr in den Fußstapfen der bewährten Heerde sicher geleitet werdet."

Daß man nun weithin von römischen Tendenzen munkelte, einige Freunde ihn auch fragten, ob er wirklich einen Beichtstuhl aufgerichtet habe, berührte Hebich wenig, da er selbst sich durchaus nie vorgedrängt hatte, Beichten anzuhören. Dennoch kam es vor, daß auch der und jener Offizier lieber ihm sein Herz ausschüttete als vor den sonst nächststehenden Brüdern. Und da mußte Hebich die Erfahrung machen, daß durch solch ein beichtväterliches Verhältniß auch neue Kräfte entbunden wurden, die er anfangs nicht geahnt hatte. Ein Engländer, der sich ihm anvertraut hatte, konnte am Ende zu dem Entschluß kommen, lieber Indien zu verlassen, als in der Abhängigkeit von Hebich, in die er sich selbst begeben hatte und die ihm doch drückend wurde, länger zu verharren. Da und dort entwickelte sich auch eine Menschenanhänglichkeit, welche die Betreffenden in die Gefahr brachte, in der Person ihres Pastors aufzugehen und sich selbst zu verlieren.

Hebich überschätzte den Gewinn der Erweckung, wenn er bei dem Abendmahl des 17. Okt. die beiden Gemeinden als wahrhaft erneut, als „eine neue Kreatur" vor dem HErrn ansah, vermehrt durch 40—50 neue Abendmahlsgäste. Er fügt schon auch bei: „nach solch einer Gnade werden wir unzweifelhaft gesichtet werden; aber das soll uns nicht

hindern, demüthig anzuerkennen, was der HErr gewirkt hat. Möge Er uns alle treu machen bis in den Tod!"

Die Sichtung blieb nicht aus. Ein Tamil-Katechist, der bekannt hatte, er sei noch nie bekehrt gewesen, und nun sich frisch aufgemacht zu haben schien, Jesu nachzufolgen, zeigte nach Verlauf eines Jahrs, daß er noch immer derselben Doppelherzigkeit verfallen war.

Bedenklich stand es auch mit den jungen Leuten, die in Tschirakal unter Jakob sich auf den Dienst am Wort vorbereiteten. Wenn gleich letzterer sie treu unterrichtete, so fehlte ihm doch die Energie, sie streng zu erziehen, da der englische Katechist Searle einen mächtigen Einfluß auf sie übte, und seinerseits Vermehrung des Wissens und stillen Fortschritt gering schätzte, dagegen in ungesunder Weise auf Beten und Aussprechen von Herzenserfahrungen drang. Wie ein Herzenskündiger nahm er die Einzelnen auf seine Wage und berichtete über ihren jeweiligen Zustand. Wenn nun der alte Freund Findlay Anderson aus Mangalur an Hebich schrieb: „Das dortige Seminar scheine ihm das vollkommene Muster einer Anstalt, welche religiöse Erziehung mit Ausbildung aller Gaben und dem Erlernen von Handwerken verbinde," und darnach ihn zur Nachahmung aufforderte, so merkte dieser wohl, daß ihm darin etwas abgehe, suchte aber sich damit zu trösten, daß seine Leute denn doch mehr im Geiste leben; während im Grunde den Läßigen und Mittelmäßigen viel zu wenig zugemuthet wurde, und jetzt nach der starken Erregung es doppelt schwer ward, eine gesunde, feste Ordnung einzuführen. Einige liefen ihm gerade jetzt davon, um ein freieres Leben zu führen. —

Für Hebich persönlich schloß diese merkwürdige Zeit in demüthigender Weise. Er sah, daß er mit Korrespondiren über die Erweckung auf keinen grünen Fleck komme; und da

nun eben Lehners, seines ersten Mitarbeiters Kraft zusammenbrach und derselbe Indien für immer verlassen sollte, schien es ihm das Beste, ihn noch einmal zu besuchen und bei dieser Gelegenheit „seine Mangalursünden" vor seinen Brüdern zu bekennen.

Wenn Hebich gehofft hatte, damit einen Eindruck hervorzubringen, wie etwa zwei Monate vorher in Talatscheri, so wurde er gründlich enttäuscht. Lehner zeigte unverholen, wie unangenehm ihn das Ganze berühre; und an das Einzelne der Bekenntnisse hängten sich so viele Fragen, Bedenken und Mißdeutungen, daß Hebich ahnen konnte, die Sache werde nicht sobald zu Ende sein. Von Lehner dermaßen verkannt zu sein, daß es zu keinem herzlichen Abschiede kommen wollte, that ihm wehe; doch tröstete er sich in seiner kindlichen Weise damit, daß er wenigstens das Seine gethan habe. Und als ihm dann vorgeworfen wurde, warum er denn Irrungen und Willkührlichkeiten, die er in seiner Kassenverwaltung sich habe zu Schulden kommen lassen, hier vorbringe, statt sie der Kommittee zu bekennen, die er so oft seiner Treue versichert habe, so gab er sich ganz einfältig auch dazu her, indem er der Kommittee einen Bußbrief schrieb und sie „in alle seine Geldwinkel hinein sehen ließ".

Ueber die schwache Seite von Hebichs Lehrthätigkeit wurde damals viel verhandelt. Mögling schrieb ihm einmal: „Es kam mir schon vor, als ob du über Verhältniß viel von Teufeln, bösen Geistern u. s. w. redest, da wir doch aus Schrift und Erfahrung so wenig Individuelles über diese Verborgenheiten wissen; und Unverhältnißmäßigkeit im Reden, Denken und Lehren straft sich, fürchte ich, durch einen andern Fehler, daß wir dann dafür auf wichtigere Punkte weniger Gewicht legen, als sie nach richtiger Erkenntniß der Wahrheit haben sollen. Spielt der Teufel in unserer Predigt

eine zu große Rolle, so fallen wir aus dem Lehrmaß des HErrn und der Apostel. Du scheinst dich mehr auf augenblickliche Lichtblicke zu verlassen, welche dich wohl hie und da die Wahrheit recht klar und scharf erkennen lassen, allein einmal geräths, das andremal nicht. Für einen Lehrer ists unzweifelhafte Pflicht, im Schweiß seines Angesichts zu denken, sonst macht er seinen Schülern viele Mühe." — Davon aber ließ sich Hebich nicht überzeugen, wiewohl seine Vertheidigung schwach ausfiel: im Grunde „dachte er mit dem Willen", d. h. er war bestochen durch die Wirkung, welche starke Worte bei der Mehrzahl der Hörer hervorzubringen pflegten. Dann sah er in Luthers Anschauung und Redeweise vom Teufel den ächten Bibelglauben, in jeder Abschwächung derselben den unreinen Einfluß des Zeitgeistes. Mit Mühe gelang es einmal, ihm die Behauptung als manichäisch auszureden, die er im Gespräch hatte fallen lassen, daß es Geschöpfe des Teufels gebe, z. B. Ungeziefer und die unverschämten, bei den Todtenopfern geschäftigen Raben der Küste.

Nach Monaten erst kam die Antwort der Kommittee auf alle diese Verhandlungen. Sie betonte in sehr ernster Weise die geistlichen Gefahren, welche mit der Ausnahmsstellung, die Hebich und sein Werk einnehmen, verknüpft seien, sah voraus, daß alles dort Gebaute im Fall einer plötzlichen Personalveränderung auf eine gar bedenkliche Probe gesetzt werden dürfte, und wünschte daher eine gemeinsame Berathung der Malabar-Missionare über die beste Weise, derselben abzuhelfen, seis nun durch Verpflanzung eines Mitarbeiters nach Kannanur oder durch Abtretung einiger Arbeitszweige von dem dortigen Werke.

Am 29. Nov. 1848 wurde demnach in Talatscheri getagt. Hebich war bei dieser Besprechung sehr kurzsilbig; so

gern man alle seine Wünsche berücksichtige, blieb er doch dabei, einen Bruder, der ihn beaufsichtige, könne er nicht brauchen; der Eintritt eines Mitarbeiters, außer wenn er selbst das Bedürfniß eines solchen fühle, bringe Störung in seine Arbeit. Wolle man aber ihm Arbeitszweige abnehmen, z. B. seine Jünglinge, so wehre er sich entschieden, außer es würde etwa gewünscht, daß er die Generalrechnung abtrete; die könne er recht wohl missen. Ja auch das deutete er an: wolle man ihn aus dem Missionsverband entlassen, so hoffe er mit den Beiträgen der anglo-indischen Freunde sich durchzuschlagen; ob das fürs Ganze ersprießlicher wäre, mögen andere bedenken. Er fühlte, nach vierzehnjähriger ununterbrochener und gesegneter Arbeit sei denn doch ein solches Aufsuchen ihrer schwachen Seiten ein eigener Lohn. Am Ende thue er besser daran, ohne amtlichen Verband mit Menschen in seiner Weise dem HErrn weiter zu dienen &c.

Die versammelten Brüder ihrerseits hielten wohl die Ausnahmsstellung der Station Kannanur für bedenklich, und Hebichs Betreibung seiner Arbeit, sofern sie die Mitarbeit eines andern ablehnte, für einseitig, sahen aber keinen dringenden Grund, darin eine Aenderung rasch einzuführen. Ja sie erwarteten, Hebich werde seiner Zeit, vielleicht in Folge einer leicht möglichen Schwächung seiner Gesundheit — die eben jetzt zu wanken begann, ja schon den ärztlichen Rath zu einer Erholungsreise nach Europa hervorrief — von selbst an einen Mitarbeiter denken.

Da ihm nun angedeutet wurde, die Kommittee scheine ihm nahe zu legen, er möge Gundert sich beigesellen, sprach er mit diesem die Sache durch. Bestehe die Kommittee auf ihrem Wunsche, lautete das Ergebniß, so lasse er sichs gefallen, daß dieser Bruder mit in seine Arbeit eintrete; nur sei es, bei dem engen Raum auf seiner Station, dann

durchaus angezeigt, daß er im nahen Tschirakal sich niederlasse, wo allein Platz zur Verfügung stehe. — Aber lange in der Schwebe zu bleiben, war nicht Hebichs Art; „die Sachen gehen bei mir gern sprungsweise," schrieb er einmal. Mögling verjagte ihm die übrigen Bedenklichkeiten; und auf einmal überzeugte sich Hebich, die Sache sei von Gott, der ihm nicht eine Störung, sondern Erleichterung seiner Arbeit zugedacht habe; und so drang er nicht nur in Gundert, sich flugs zur Uebersiedlung zu rüsten, sondern betrieb auch in den zwei Monaten, die ihm vor dem Monsun dazu noch übrig blieben, den Bau des nöthigen Obdachs in Tschirakal für den Mitarbeiter und die Mädchenschule mit aller Energie. Vom Morgen bis zum Abend in der heißen Märzsonne herumeilend und die Bauleute spornend, gewann er wieder im steten Schweißbade alle seine ursprüngliche Kraft und Elasticität. Und so endete für ihn die Erweckung mit der Aufnahme eines Mitarbeiters. —

Vom Jahr 1848 ist nun noch nachzuholen, daß im Februar mit dem englischen Regiment, nachdem er fast fünf Jahre darin gewirkt, „seine liebste Gemeinde" nach Madras abgieng. „Zwölf fielen auf dem Wege in Sünden, sind aber durch Gnade wieder aufgestanden." Hebich empfahl die Leute dem energischen J. Anderson, der mit Freuden die Arbeit an ihnen übernahm. Bald schreibt der: „Die Soldaten des 25. Regiments, etwa 50 an der Zahl, außer 20 ihrer Weiber und Angehörigen, besuchen nun unsere Kirche Sonntag und Mittwoch Abends. Fast alle zeigen sich als wirklich zu Gott bekehrt und voll Liebe zum HErrn Jesu. Jeden Morgen und Abend beten sie zusammen im Fort oder bei uns, und manchen hat Gott das Herz zum Gebet weit aufgethan. Für die Frauen haben wir eine Betstunde in unserem Hause an jedem Freitag Abend. Es ist erfrischend

und belebend zuzuhören, wie sie ihre Seelen im Gebet ergießen, und welch einen Geruch Christi sie um sich verbreiten. Trotz der körperlichen Anstrengung finde ich diese neue Aufgabe überaus stärkend für meinen Geist. Mitten unter dem maßlosen Sündenleben, dem Tod und der Gleichgiltigkeit, die einen umgeben, bringt einen das zur Frische und dringenden Macht der ersten Liebe zurück. Ja der HErr Jesus wirkt ein herrliches Werk an diesen Seelen, trotz aller Kraft der Sünde und Satans Anstrengungen, es zu verpfuschen." — Die briefliche Verbindung zwischen Madras und Kannanur wurde eine sehr lebendige und gesegnete. Bald hatte Miss. Braidwood zu berichten, wie einer der Soldatenbrüder in voller Hoffnung der Seligkeit hinübergieng in die ewigen Hütten; bald sandte er die gesammelten Gaben der Brüder, die sie erst Anderson hatten geben wollen, worauf dieser aber sie bedeutete, doch lieber ihrem Vater in Christo regelmäßige Zeichen ihres treuen Andenkens zukommen zu lassen. —

Einer, der Schotte James Duncan, diente sich frei und kehrte von Madras nach Kannanur, um wie seine Freunde Searle und Obrien in den Dienst der Mission einzutreten (Sept. 1848). Hebich nahm ihn mit Freuden auf. Er sollte bei Jakob die Sprache lernen und sich für seinen Beruf vorbereiten, zog die eingeborne Kleidung an, heirathete auch schon im Oktober eine Schwester des Timotheus. Allein bald zeigte sich, daß er große Mühe hatte, so weit wie es seine Stellung erforderte herabzusteigen; auch lernte sein Weib leichter Englisch als er Malayalam. Jede Rüge nahm der stolze Schotte entsetzlich übel, und „hatte Mühe sich in Gottes Wege zu finden". Im April 1851, nachdem er nur Noth gemacht und nichts geleistet hatte, zog er fort, um wieder in die Armee einzutreten.

Obrien dagegen brachte es bald zum Prediger in der Sprache der Küste und zeichnete sich durch muthige Verkündigung des Wortes aus, wie er denn zugleich mit Daniel die umliegenden Dörfer besuchte und aus einem Dorf mit Steinwürfen verjagt, ja noch eine Stunde Wegs von solchen verfolgt wurde, ohne dadurch irgend eingeschüchtert zu werden.

„Sodann schloß mir der HErr plötzlich eine Thür auf unter den Trommlern und Musikanten des 43. N. J. Diese fielen mir alle zu, während ich zwei Monate lang früh Morgens auf den Straßen das Evangelium verkündigte; ein paar sind jetzt lebendig bekehrt. Langsamer gehts im 12. N. J., welches mein alter Freund, Oberst Coffin, kommandirt. Nun, es kommt eins nach dem andern. Hallelujah.“

21. Das Werk in Andscharakandi.

Am 21. Mai 1849 war Hebichs Bauarbeit in Tschirakal so weit gediehen, daß die neuen Bewohner ihren Einzug halten konnten. Es waren die Geschwister Gundert mit der Lehrerin Marie Kegel und einer Schaar von Mädchen, welche vereint mit den bisher in Tai untergebrachten Mägdlein etliche 50 Seelen betrug. Jeden Sonntag nun wanderte dieser Haufe nach Kannanur zur Kirche und blieb daselbst über Mittag; den Donnerstag aber brachte Hebich nach wie vor in Tschirakal zu, um die Filialgemeinde zu bedienen.

Für Hebich öffnete sich damit eine Menge neuer Beziehungen; mit möglichst vielen Personen in möglichst innigen Verkehr zu treten, war ihm überhaupt eine Lust, und neue Elemente in seinen Kannanur-Teig zu kneten, hatte er durch lange Uebung gelernt. Zwar wurden gleich zum Anfang

alte Plane der Geschäftsvertheilung vernichtet durch ein langwieriges Halsleiden seines Mitarbeiters; fast drei Jahre lang konnte derselbe nicht predigen, und hatte wiederholt an andern Orten Genesung zu suchen. Doch das machte Hebich wenig aus, so weit es seine eigene Person betraf; er schien sich zu vervielfältigen, um all den wachsenden Bedürfnissen der erweiterten Station gerecht zu werden, zufrieden, wenn sein Gehilfe ihm wenigstens die Arbeit des Schreibens abnahm, während die deutschen Schwestern doch auch manchen lang vermißten Dienst erzeigen konnten.

Die armen Pulaier der Außenstation Andscharakandi, welche von Talatscheri abgelöst worden war, lagen ihm zunächst am Herzen. Er konnte sie freilich nur kurz besuchen und zwar an Werktagen, für welche er jedoch von den Pflanzern die Gewährung der nöthigen Freistunden herausschlug. Dann aber sandte er, um den dortigen Katechisten, einen tüchtigen Mann, Timotheus II zu unterstützen, je und je seine besten Leute hinaus, und lud andererseits, besonders an den Abendmahlssonntagen, die Gemeinde, die etliche 50 Getaufte zählte, nach Kannanur ein. Für diese gedrückte Sklavenkaste war es etwas Neues, in Gemeinschaft zu treten mit Tamil- und Malayali-Christen, geschweige denn mit europäischen Soldaten, Offizieren und Damen. Manche fühlten, daß sie sich auch anstrengen müßten, zu ihrer Hebung das ihrige beizutragen; mehrere entsagten völlig dem Palmweintrinken, was bisher für die einzige ihnen erreichbare Vergnügung gegolten hatte; andere beschränkten ihr tägliches Maaß auf einen Schluck vor Schlafengehen. Man konnte merken, daß sie sichs angelegen sein ließen, wahrer und gemäßigter zu reden und ihrem Katechisten Freude zu machen; von den Gleichgültigen traten manche näher und baten um die Taufe.

Es waren ihrer gegen dreißig, die sich nun vom Katechisten weiter unterrichten ließen und ihre Heidensünden, namentlich Stehlen, Zauberei und Unzucht, ernstlich bereuten. Zum Jahreswechsel wurde die ganze Gemeinde nach Kannanur eingeladen und bekam dazu zwei Tage Urlaub. In der Neujahrsnacht folgte die Taufe von 25 Seelen, und zum Abendmahl fanden sich 178 Gäste ein; es war ein rechtes Freudenfest. Hebich betete mit Inbrunst „um eine so innige Gemeinschaft aller Jünger im Geiste Jesu Christi, da Alles was nicht Er und sein Kreuz ist, bei Seite gelegt wird und wir Alle zusammengeschmolzen von Seinem Geiste, tüchtig gemacht werden, für die Ehre des Sohnes Gottes bis zum Tode vereint zu streiten, und den Tausenden von Seelen, die Er mit seinem Blut erkauft hat, das ewige Evangelium zu bringen". Er war so gehoben, daß er auch viele zur Erde gedrückte Seelen zu einem ersten Flug über den Boden mit sich führte.

Darauf sollte aber eine schwere Heimsuchung folgen. In Tai, wo die Andscharakandigäste einquartirt waren, lagen zwei Pockenkranke in einer abgelegenen Hütte. Hebich hatte geglaubt, sie gehörig abgesperrt zu haben; das schon lang angekündigte und vorbereitete Fest wollte er einmal nicht aufschieben. Allein nachdem die hoch erfreuten Leutlein auf ihre Pflanzung zurückgekehrt waren, brach die schauerliche Seuche unter ihnen aus. Ihrer 50 legten sich fast auf einmal. Der kindlich zarte Timotheus, selbst ein Arzt seines Zeichens, behandelte sie mit hingebender Treue. Dann erkrankte auch er und starb 31. Jan. 1850. Die Erstergriffenen genasen fast alle, aber die Epidemie breitete sich noch immer aus. Hatte man dort sonst die Kranken über den Fluß geschafft und so getrennt von den Gesunden besorgt, so war

nun das ganze Dorf zum Lazareth geworden, und die wenigen Gesunden schlugen jenseits des Flusses ihre Hütten auf.

Natürlich wurde den Pflanzern der Abgang so vieler Hände gerade in der Pfefferernte schmerzlich fühlbar. Als Hebich in Andscharakandi eintrat, wurde er mit dem Worte empfangen: „Die Ansteckung rührt von dem Neujahrstag in Kannanur her," was er sehr demüthig bejahte. Doch kam er nicht allein; er hatte mehr als bloße Entschuldigungen mitgebracht. Obrien und Juda, letzterer mit seiner entschlossenen Gattin Hagar, hatten sich erboten, den Dienst an den Kranken zu übernehmen; und sie führten ihn mit solcher Geduld und Freudigkeit aus, daß dem Namen Christi Ehre erwuchs. Daß ein Europäer sich der Pflege von kranken Sklaven widmete, war ein neues bedeutsames Zeichen; auch dem treuen Manne, der in ihrem Dienst gestorben war, bewahrten die neuen Christen ein treues Andenken.

Erst am Charfreitag 1850 fügte es sich, daß sie wieder nach Kannanur kommen konnten, um an der Feier des heil. Abendmahls Theil zu nehmen. Die Seuche war nun gewichen, nachdem sie über 100 Personen ergriffen hatte, von denen etwa 10 starben. Als Katechist zog dann Timotheus nach Andscharakandi, wo er gleich Gelegenheit fand, seine treue Gesinnung zu erproben; denn nach den Pocken kehrte die Cholera ein, welche reichere Ernte hielt. Da sind einige dieser Sklaven so selig im HErrn entschlafen, daß man mitten in der Trübsal neuen Muth fassen durfte. Alte fast stumpfsinnige Männer und Weiber fiengen an mit Thränen Buße zu thun. Es kam zu einem ernsten Kampfe gegen das Palmweintrinken, worin die Knaben, welche Timotheus an sich zu ketten wußte, ihm hilfreich an die Hand giengen, indem sie ihn von dem und jenem geheimen Vorgang in Kenntniß setzten. Hebich freute sich kindlich,

wenn ihm bei seinen Besuchen Timotheus die eroberten Becher, d. h. Cocusnußschalen und Bamburohre, vorzeigte.

Die alternden Pflanzer unterstützten diese Bemühungen für die Hebung ihrer Arbeiter in ehrenwerther Weise. „Der HErr segne sie dafür an ihren eigenen Seelen!“ Es wurde denn doch manches neu, die Jungen lernten ordentlich singen, und auch bei der Feldarbeit konnte man jetzt ihre christlichen Lieder lustig erklingen hören, freilich nicht zur Erbauung der heidnischen Aufseher. Manche, die früher fast nackt einhergegangen waren, thaten sich nach reinlicher Kleidung um; Hosen und Jacken kamen auf, bei den Frauen eine anständigere Bedeckung. Von den höheren Kasten zwar wurden sie fortwährend verachtet, und von den sonst allgemein zugestandenen Menschenrechten blieb ihnen auch innerhalb der Pflanzung noch manches versagt: sie durften nicht auf allen Straßen gehen, die Tijerdörfer nicht betreten, nicht in öffentlichen Läden kaufen, was sie bedurften. Wären sie Muhamedaner geworden, so hätte ihnen solche Freiheit eingeräumt werden müssen; die Taufe erwies sich in diesen Beziehungen — dem Landrechte zum Trotz — als minder wirksam, denn die Beschneidung. Wenn einer dieser Christen dem Laden eines Mapilla sich näherte, wurde er geprügelt; einer, den man aus solchem Anlaß halb todtgeschlagen hatte, reichte endlich eine Klage ein; aber die leichte Strafe, welche die heidnische Obrigkeit dictirte, hat nicht viel gefruchtet. Die Verkäufer beharrten darauf: „wenn ihr herkommt, so bleiben uns die höheren Kasten weg,“ und die Pflanzer selbst wagten es nicht, am herkömmlichen Brauche zu rütteln. Doch konnte man spüren, daß sie dem neuen Weg immer günstiger gestimmt wurden; die Predigt, welche er den abgelegenen Halbeuropäern monatlich hielt, machte Eindruck, und einer der Herren, ein halbes Jahrhundert jeder Kirche

fremd, schied aus diesem armen Leben in alleinigem Vertrauen auf die Kraft des Blutes Christi.

Es war eine Zeit großer Freudigkeit für Hebich. Er schreibt (3. April 1850): „Es ist jetzt ein Jahr, seitdem es dem HErrn und Ihnen gefallen hat, mir die lieben Geschwister beizuzählen, damit ist dann auch Andscharakandi nachgefolgt; und seitdem ist meine Arbeit und meine Freude und Gesundheit bedeutend vermehrt und verbessert worden. Meine Furcht in und für die Arbeit ist minder, und meine Arbeit fester, sicherer und freudiger geworden. Die Predigt auf den Heidenfesten verlief höchst gesegnet, auch meist friedlich; nur in Taliparambu wurden wir einmal gesteinigt, wo der liebe Timotheus und Joseph fast auf dem Felde bleiben mußten, aber durch Gottes Wundergnade gieng alles ordentlich ab; ich, dems galt, gieng ganz frei aus. Das Wort wirkt als ein Sauerteig unter dem Volke, und ich habe gewisse Hoffnung, daß die Zeit kommen wird, wann es dem Haupte der Gemeinde gefallen wird, auch über die Tausende um uns her seinen heiligen Geist auszugießen. Seit die Andscharakandi-Gemeinde mit der Kannanurer verbunden ist, wurde ihr ein sichtbarer Segen zu Theil. Viele haben die Sünde verlassen und sind neu belebt worden. Es geht draußen entschieden der Besserung zu. Hier (in Kannanur) macht mir die Gemeinde viel mehr Freude als Sorge. Die weiße hebt die schwarze gewaltig; von den Soldaten wird einer nach dem andern durch das Wort der Wahrheit gewonnen. In Folge der Acte über Gewissensfreiheit ist nun etwas Neues mit ihnen eingetreten: die sich zu uns halten wollen, werden jeden Sonntag (in Begleitung eines Offiziers) zu unserer Kirche „marschirt". Das begann am 3. Februar, da wir eine große Taufe hatten. Der Soldatenbrüder (vom 94. Reg.) sind jetzt etwa 40; da haben wir

denn jeden Sonntagmorgen eine Kirche voll Leute, der ich Englisch predige, und Jakob machts Malayalam. Ich darf sagen, daß unsere Gemeinde immer mehr eine Missionsgemeine wird."

Am 6. Okt. kam die bis jetzt größte Taufe zu Stande, indem 53 Seelen zur Gemeinde hinzugethan wurden; die meisten von ihnen (43) Andscharakandileute, namentlich Weiber, die bisher um der bei Sklaven so schwierigen Eheverhältnisse willen die Taufe nicht erhalten hatten. Aber auch ein Tijer von Andscharakandi war unter den Täuflingen, der erste aus der dort herrschenden Kaste, der sich dem Christenthum zuwandte. Er brachte eine vierzehnjährige Tochter, Manni, mit, welche in Tschirakal noch weiter unterrichtet werden sollte. Dann wurden auch etliche Weber aus Tschirakal der Kirche einverleibt. Dem Tauffest wohnte einer der begabtesten jüngeren Beamten der Präsidentschaft bei, W. Robinson, welcher bei dieser Gelegenheit einen Blick in Hebichs Arbeit werfen konnte, der ihn von ihrer Bedeutung für das Wohl Indiens überzeugte und eine Reihe weiterer Gedanken bei ihm anregte.

Diese Taufe war aber für die Heiden eine höchst ärgerliche Sache; so beredeten sie auf den 14. Okt., da das große Kalifest allen Beamten einen Feiertag zusicherte, einen Auflauf, um Rache zu nehmen. Die Verwandten des getauften Tijers suchten erst das Mädchen wegzulocken; als das nicht gelang, umringten sie massenhaft das Gehöfte in Tschirakal und verlangten die Auslieferung der Manni, tobten, schlugen die Christen und drohten, ins Haus einzudringen. Die Polizei war nirgends zu finden, Hebich gerade in Andscharakandi auf Besuch; fünf Stunden lang währte der tolle Lärm, bis erst der zufällige Besuch eines Soldaten in seiner Uniform einige Ruhe schaffte und endlich Nachts ein von ihm

gerufener Major mit bewaffnetem Gefolge der Belagerung eine machte. Robinson untersuchte die Sache mit aller Energie und jagte den eingebornen Behörden einen heilsamen Schrecken ein. Das arme Mädchen aber, das anderthalb Tage lang weder gegessen noch das innerste Zimmer verlassen hatte, wünschte nun sehnlichst, getauft zu werden, was bald geschah. Ein Grenadier, welcher diesem Gottesdienst anwohnte, wurde dadurch für den HErrn gewonnen.

Eine noch größere Taufe von Andscharakandi Leuten folgte am 21. Sept. 1851, da ihrer 53 in die Gemeinde aufgenommen wurden, manche wohl nur ungenügend vorbereitet. Hebich ruft dabei aus: „Nach 17jähriger Arbeit in diesem Lande meine größte Taufe: 68 Seelen auf einmal. Welche Gnade, daß noch Raum in den Himmeln ist und Zeit zur Buße für arme Sünder!" Zur Neujahrsfeier kamen von der Pflanzung 180 nach Kannanur; für Hebich ein überwältigender Anblick. „Wenn sie Abends dahergezogen kommen, durchgeht einen ein heiliger Schauer, und da wird dann gesungen, gebetet, begrüßt. Beide Gemeinden sind als Eine beisammen, Nachts von 7—12 Uhr zum Abendmahl und Morgens von 10—12½ Uhr. Wir schieden voll Freuden, angethan mit neuen Kräften." Er hatte eine besondere Freude an einer vollen Kirche, wenn er es auch nahm, wie es kam, und mit zwei Zuhörern so gut den Gottesdienst anfieng als mit Hunderten. Doch schien mit dieser Taufe der Andscharakandi Leuten bei Vielen ein Stillstand im innern Wachsthum einzutreten; und viel weiter breitete sich dort die Gemeinde nicht mehr aus.

---

22. Anfang der Predigt in Palghat.

„Ich sehne mich schrecklich, mehr als geschieht, unter die Heiden zu gehen, und siehe da! es kommt immer mehr dazwischen, Schreibereien und anderes Geschäft, was einen abhält von der Missionsarbeit. Ich möchte gern hinaus und bin doch angebunden wie ein Kettenhund. Meine Kinder, die Katechisten, werden aus Gnaden stärker für den Kampf; sie müssen weiter hinaus unters Volk." (Nov. 1850). Wohin aber? Schon seit Jahren hatte er sich bemüht, in Taliparambu eine Außenstation anzulegen; aber es wollte sich dazu mit aller Anstrengung kein Platz finden lassen. Es waren besonders die zwei Katechisten Obrien und Paul, die er für solch ein Unternehmen ins Auge faßte, als Männer, welchen man die dazu nöthige Reife in den nöthigsten Erfordernissen eines Evangelistenpaars zutrauen konnte.

Im August hatten beide nach Pauls Heimat, Mudutala, eine Predigtreise ausgeführt und einen schönen Eingang unter den Nayern gefunden. Das erste Mal erscholl dort die Kunde von der Vergebung der Sünden durch Christum, und zwar aus dem Munde eines schon todt geglaubten Sohnes und Neffen. Auch der Vater, erst zornig auffahrend, ließ endlich das Bekenntniß heraus, er sei ein Sünder, und bewirthete die Gäste; zum Schlusse sagte er feierlich: Ich werde auch noch am Heile deines Gottes Theil haben. Ein 85jähriger aussätziger Lehrer war voll von der neuen Botschaft, daß ein Sündeloser für uns arme Sünder gestorben sei, beklagte seine Unwissenheit im Beten mit Thränen und und lernte schnell das Vaterunser. Ein N. T. u. a. Bücher wurde auf Hoffnung dort gelassen. Die Mutter hätte sich fast zum Mitgehen entschlossen, „wenn nur die Kaste nicht wäre!" — Andere Predigttouren wurden von den beiden

Katechisten in den Norden von Malabar unternommen und bewiesen, daß ihnen Muth und Geschick zum Alleinstehen und Leuchten unter manchfaltiger Finsterniß in gehörigem Maaße verliehen waren.

Nun kam ein Anerbieten vom oben erwähnten Collektor Robinson, sich für eine jährliche Beisteuer verantwortlich zu machen, wenn in Palghat (Palakadu), der südöstlichen Ecke Malabars, die er zu verwalten hatte, eine Mission gegründet würde.

Nach Palghat zog es sofort Hebich mit aller Macht. Wie lange schon hatte er jede längere Reise abgewiesen, wenn auch seine Kinder ihn nach allen Seiten hin einluden, drängten, an ihm zerrten! Palghat lag doch noch in Malabar; so mußte Rath geschafft werden für den Fortgang des Werks auf der Station, und es machte sich. Mit Jakob, Joseph, Obrien, Paul und etlichen Knaben setzte er sich (2. Dez. 1850) auf einen Pattemar und fuhr an der Küste hinab, landete in Ponnani und zog mit einer singenden Schaar fröhlich nach Mudutala, um den dort gemachten Eindruck aufzufrischen. Pauls Mutter war hocherfreut, daß der Sohn wieder lebendig vor ihr stand. Ihr Bruder aber, der Hausherr, kam erst dazu, als er das Singen hörte, und unterbrach es mit allem Ernst. „Ist nicht der Gott der Ringschule hier? Ihr dürft dableiben, auch euch setzen, aber zum Singen und Beten paßt der Ort hier nicht, der Gott ist allzunahe." Hebich predigte dem Nayer, bis der es nicht länger aushalten konnte und verschwand. Die Mutter entschuldigte ihn, es sei mehr nur die Sorge wegen der Nachbarn, was ihn unwirsch mache; sie ließ sich ihrerseits Gottes Wort gern gefallen. Mittlerweile lagerten die übrigen unter einem Baume, kochten sich ihr Essen und sangen aus voller Brust. — Den Sonntag (8. Dez.) brachte die Schaar in

Wanienculam zu, wo ein Ingenieur mit seiner Frau und zwei Offizieren weilte, der dem Missionar gemeinschaftlichen Gottesdienst vorschlug. Der Major fieng an die englischen Gebete vorzulesen. Als er sich darin nicht schnell zurechtfand, löste ihn seine Gattin ab. Und wie sie zu Ende war, begann Hebich aus dem Herzen zu beten, sang mit seinen Knaben und schloß mit einer Predigt. Natürlich wurde er zum Essen eingeladen, worauf er den Herrschaften das Herzbüchlein auslegte, während seine Begleiter sich mit den Untergebenen des Ingenieurs zu schaffen machten. Am Abend wurde auf dem Bazar das Wort verkündigt, worauf Hebich noch tief in die Nacht hinein mit den Offizieren zusammensaß.

In Palghat (14. Dez.) räumte ihm Robinson sein halbes Haus ein und führte ihn in der ganzen Stadt herum, die 25,000 Einwohner zählen mochte, darunter 400 Katholiken mit einem französischen Priester. Manche hörten dem Evangelistenhäuflein ruhig zu. Im Brahmanendorf dagegen entspann sich ein Streit: ein Priester zerriß eines der ausgetheilten Bücher, da dann Hebich es ihm aus den Händen nahm mit den Worten: Siehe zu, daß dich mein Gott nicht zerreiße, wie du sein Wort zerreißest! Der Mann wurde ruhiger und es konnte viel guter Same auf Hoffnung gesäet werden. „Hier wurde mein Herz ganz hingenommen für dies Volk; über Daniels einfacher Antrittsrede kamen mir Thränen in die Augen. Er fieng an: 'Ich bin aus euch, ihr Schwarzen, noch ein Knabe, aber doch auch ein Zeuge von der großen Liebe Gottes in Christo, die er mir, einem arg großen Sünder, geoffenbart hat' rc. Ich war schon erschöpft, aber nun quoll ein Strom lebendigen Wassers in meinem Herzen auf, und die Leute waren wie bezaubert. Ein schöner Mann sah mir so hungernd ins Gesicht, sagte

nachher: ich muß auch ein Christ werden, und besuchte uns oft. Auf dem großen Bazar standen Hunderte von Zuhörern um uns her, während viele sich aufs Dach hinaufmachten und Stunden lang unsere Botschaft anhörten. Ich bin wohl der Erste gewesen, der auf den Straßen von Palghat überall herum so en gros das Evangelium verkündigt hat, und der Zulauf war so groß, daß schon am zweiten Abend mein Herz für diese Leute von Liebe und Erbarmen entbrannte, daher ich hinfort als ihr Advokat um einen tüchtigen Missionar einkommen muß." Robinson war bereits auf einen Hauskauf bedacht.

Es verstand sich von selbst, daß auch die Offiziere des dort liegenden Regiments besucht wurden. Da die Schwester des Obersten behauptete, schwarze Christen haben keinen eigenen Glauben, sondern schwatzen eben ihrem Brotherrn nach, versprach ihr Hebich einige seiner Leute zur Prüfung zu senden. Sie unterhielt sich dann lange mit diesen und bekam eine bessere Ansicht. Mittlerweile hatte Obrien sich besonders den Trommlern und Musikanten des Regiments gewidmet. Hebich aber konnte zwei der Offiziere für den HErrn gewonnen achten.

Der Rückweg wurde mehr landeinwärts eingeschlagen, über Angadipuram, da auch der Platz des verzweifelten Gefechts vom 4. Sept. 1849 eingesehen wurden. 64 Mapillas, die nach ihrer Art den heiligen Krieg durch Ausrottung der Heiden begonnen und beim ersten Zusammentreffen einen Lieutenant und vier seiner Sipahi's niedergemacht, die übrigen in die Flucht gejagt hatten, waren dort von zwei englischen Companien aufgerieben worden, nicht ohne daß auch einer der Soldatenbrüder dabei auf den Tod verwundet worden wäre. Den gefallenen Engländern hatte der Radscha hier ein schönes Grabmal erbaut. Bei diesen Märschen

wunderten sich die Schwarzen allemal, wie Hebich es so leicht mit ihnen aufnahm, und weder den Weg unter den Füßen, noch die Sonne im Kopfe zu spüren schien, sondern immer gleich munter und jovial einherschritt. — Der Anstoß zu Predigtreisen war einmal gegeben; sie wurden bald regelmäßiger und ausgedehnter.

---

22. Ein rechtschaffener Sohn.

Von Hebichs geistlichen Kindern würden mehrere eine ausführliche Schilderung verdienen. Wir müssen uns aber beschränken. Im Juli 1850 entschlief ein Soldat in Bangalur, der von seinem kleinen Nachlaß die Hälfte (50 Rupies) der deutschen Mission vermachte, weil er dieser den Anfang seines geistlichen Lebens verdanke; 30 Rupies überließ er den Freischotten, und 20 den Londonern, als den spätern Pflegern dieses Lebens. Ein anderer gab 1851 alles was er hinterließ, 72 Rupies, an Hebich. — War irgendwo ein erweckter Offizier allein unter seinen heidnischen Untergebenen, so versammelte er dieselben Sonntags um sich, so viele ihrer Lust hatten zu kommen, und las mit ihnen das Evangelium, das er ihnen im Hindustani erklärte. Hatte er aber einen christlichen Knecht bei sich, so mußte dieser die Leute über den Inhalt des Gelesenen (in Tamil) noch weiter befragen und ihnen Traktate in ihren Landessprachen austheilen 2c. —

Im Sept. 1850 schied wieder einmal eine binnen dreijährigen Aufenthalts gesammelte Gemeinde von Kannanur. Es waren 28 Seelen im 12. Regiment, das nun auf die French Rocks (S. 77) abzog. Sie hatten einen nassen Marsch, da oft das Wasser durchs Zelt lief und die zum Gebet vereinigten Brüder auf den Betten zu knieen hatten.

Auf der neuen Station fanden sie keine geistliche Hilfe in der Nähe, daher denn Hauptmann H. sich ihrer Pflege unterzog.

An die Stelle dieses Regiments trat nun in Kannanur das 16. N. I., welches von der Mission einen besondern Segen empfangen sollte, und zwar durch einen der jüngsten seiner Offiziere, der wie kaum ein anderer Brite, ein ächter Sohn Hebichs zu werden bestimmt war; zwar keine Kopie des bärtigen Missionars, vielmehr durch und durch Original, der aber die besten geistlichen Kräfte durch ihn empfieng.

Er entstammte einer israelitischen Familie, deren Name, Gompertz, auf Deutschland als ihre frühere Heimat weist; er selbst war auf Jersey, einer der normannischen Kanalinseln, erzogen worden. So ist er zugleich Deutscher, Franzose, Jude und Engländer, zum Wanderleben und zum Verkehr mit allerhand Zungen, Stämmen und Religionen wie vorherersehen. Frühe verlor er den Vater, der mit einigen Geschwistern zum Christenthum übergetreten war, während andere erst später in verschiedenen Welttheilen zum Glauben kamen. William, obgleich ein zarter Knabe, wurde zum Militärdienst in Indien bestimmt. Gerne willigte er ein; so allein konnte er hoffen, in Bälde der treuen Mutter eine Stütze zu werden. Als 16jähriger Kadet riß er sich von der Mutter los, die er nie wieder sehen sollte. Unter heißen Gebeten und Segenswünschen seiner Lieben schiffte er sich ein. Besonders ehrwürdig blieb ihm das Bild eines alten Rabbiners, der ihn beim Abschied dem Schutze des Gottes Jakobs empfahl. Er sollte ihn in reichem Maaße erfahren.

Von Madras, wo er in die Armee eingereiht wurde, begab er sich zuerst nach Quilon (Kollam), wo sein Regiment damals stationirt war. Die Berufspflichten waren bald erlernt; mit leichter Mühe auch bewältigte er das Hindu-

stani, die Zunge, in welcher die englischen Offiziere mit den vielsprachigen Sipahis verkehren. An Geschäften war kein Mangel; durch stillen Fleiß wußte er sie zu bemeistern, obschon er unter der indischen Sonne viel vom Kopfweh litt. Zu rauschenden Vergnügen fühlte er keinen Zug; am liebsten las er in seinen wenigen Mußestunden irgend etwas Wissenschaftliches; aber noch immer fehlte ihm die Hauptsache. Er war in der englischen Kirche fromm erzogen, und besuchte regelmäßig den Gottesdienst des anglikanischen Kaplans. Allein dieser war ihm zu hochkirchlich und steif, ein geschickter Flötenbläser, aber mit der Posaune der Gnade wenig vertraut. — Eben war Bischof Dealtry nach Madras gekommen, dem von seinem langen Predigerdienst in Bengalen ein gutes Gerücht vorausgieng. William, der sich recht leer fühlte, faßte sich einmal ein Herz und schrieb dem erfahrenen Manne, was ihn drücke; er wünschte zu hören, wie ein Jüngling seinen Weg einzurichten habe, wenn er das Ziel nicht verfehlen solle. Darauf erhielt er eine väterliche Ermahnung und machte sich um so eifriger an die Bibel und an die Erfüllung aller seiner amtlichen und persönlichen Pflichten. Aber das Herz wurde ihm nicht leichter, sondern immer schwerer.

Im Herbst 1850 wurde sein Regiment nach Kannanur geschickt. Offiziere wie Gemeine freuten sich über den Wechsel. In Kannanur hofften die Offiziere auf ein fröhliches Leben: liegt doch dort immer ein englisches mit zwei Sipahi-Regimentern, dazu etwas Artillerie; dann fehlt es nicht an Bällen, Wettrennen und Liebhabertheatern. Der Marsch wurde 20. Dez. ohne Unfall vollendet; die Sipahis bezogen die langen Hüttenreihen, die ihre Vorgänger geräumt hatten; die Offiziere richteten sich jeder in seinem Bangala ein, einem einstöckigen, blättergedeckten Haus vom Garten umgeben. Man machte Besuche und empfieng Gegenbesuche, wurde zu

den Offizierstafeln der andern Regimenter eingeladen, wobei die Musikbanden aufspielten, und hörte unter Scherzen und gegenseitigem Zutrinken die Neuigkeiten des Platzes.

Da war nun viel vom alten Hebich die Rede, und jeder Lieutenant hatte ein Stückchen von ihm zu erzählen oder einen Witz über ihn los zu lassen. Wenn alles wahr war, was man da hörte, mußte er ein wunderlicher Kauz sein. Morgens predige er den Eingebornen, ziehe herum mit einer Schaar schwarzer Knaben und Jünglinge, die mit ihm auf der Straße oder in irgend einem Winkel ein Lied anstimmen und beten; dann sammeln sich die Tamiler oder Malayalis, wem es gerade gelte, und hören seiner eifrigen Rede zu, natürlich nur um ihn zu verspotten, denn mit der Mission sei es bekanntlich nichts. Den Tag über besuche der Langbart Engländer und Ostindier, mache einem Grobheiten, packe Reiter wie Fußgänger auf der Straße an, und werde nie müde, von Sünden und Jesus zu reden. Treibe dabei auch gute Geldgeschäfte, schwatze den Einfältigen manche 100 Rupies ab und mache Furore bei den Frauen. Ja, und einem Soldaten habe er verboten, seiner armen kranken Mutter Geld heimzuschicken: Alles gehöre dem Werk des HErrn. Wie viele Wechsel durch seine Hand laufen, sei nicht zu sagen, und wo all das Geld hinkomme, bleibe ein Räthsel. Freilich habe er die ganze Mission der Deutschen mit Geld zu versorgen, und wie gut er den Kurs zu berechnen wisse! Schon seiner Handschrift sehe man es an, daß er eigentlich ein Kaufmann sei, ein wahrer Jude. Wie denn ein solcher dazu komme, sich als Geistlicher aufzuthun? Er sei gewiß nicht ordinirt; die andern Missionare wagen nur nicht seine Blößen aufzudecken. Es sei eine Schmach, daß man solch einen Menschen im Kantonment dulde. Nicht umsonst habe General X. auf seine Entfernung angetragen; denn ein Sol=

dat, der ihn nur zwei Mal gesprochen habe, sei davon in Wahnsinn gerathen, und habe sich erschossen. Neulich habe der Graubart sich auch zum Beichtvater aufgeworfen; wer zu ihm komme, müsse ihm alle seine Sünden haarklein beichten, und dann habe der Pfaff ihn völlig in der Hand. Religion sei gewiß recht schön und gut, aber alles an seinem Ort und alles mit Maaße! Für Engländer sei Gottlob der Kaplan da. Warum auch der deutsche Narr sich aufdringen müsse. Mehr Schurke als Narr, schallte es von der Seite her, während doch auch Billigere den Werth des Mannes anerkannten und nur die Uebertreibung des Guten misbilligten, eine trockene Stimme sich aber vernehmen ließ: Möglich bleibt immerhin, daß man ihn noch den Apostel von Kannanur nennt, wann wir Alle vergessen sind.

William ging natürlich in die anglikanische Kirche. Aber die Predigt, obwohl beredter, klang noch hochkirchlicher als die in Kollam. Hebich war natürlich auch bald bei den Neuangekommenen zu sehen; er grüßte herzlich Bekannte wie Unbekannte, und lud alles ein, auch „zu seinem Laden" zu kommen. Sein Aeußeres war auffallend und grotesk; der Bart erinnerte an den alten segnenden Rabbiner. William besuchte eines Abends die Missionskapelle; der älteste Hauptmann des Regiments, wir wollen ihn Georg heißen, und noch ein Dritter, giengen mit. Die beiden Ersten fanden sich gefesselt, und blieben treu, so lange sie in Kannanur weilten. Hebich, der für die erstmals Eintretenden immer ein scharfes Auge hatte, sah die Drei nur von der Kanzel herab in der Kapelle sitzen, aus der sie nach dem Gebet sich alsbald heimbegaben. Aber ein eigener Zug verband ihn schon damals mit dem ernsten, sinnigen Jüngling; „der ist unser," sagte er zu den Offizieren, die nachher bei ihm den Thee tranken.

Eben nun hatte William sein letztes Examen zu bestehen, was ihn auf drei Monate nach Madras zu gehen nöthigte. Aber schon regte sich was Neues bei ihm; er konnte das Gehörte nicht vergessen. Zwar die Form, in der ihm hier das Evangelium geboten wurde, war nicht die angenehmste. Dem feingebildeten Jüngling wollte weder die grobe, oft inkorrekte Sprache gefallen, noch die derben Ausfälle auf diese oder jene Sünde; aber eines war gewiß, der Alte hatte erlebt, wovon er predigte, und er lebte in seiner Predigt. Noch nie hatte William Gesetz und Evangelium so scharf trennen hören; er betete, las und forschte: die Sache war wirklich biblisch, war auch praktisch; sie beschäftigte ihn immer mehr auf der Reise, in Madras und nach der Rückkehr.

An drei Abenden in der Woche hörte er die englische Predigt des Deutschen; nachher giengen die Freunde, Offiziere und Militärärzte, manchmal auch eine und die andere Dame ins anstoßende Zimmer, um mit Hebich Thee zu trinken. Jedermann war dabei willkommen; „denn," sagte der Alte, „bei mir bekommt man Alles umsonst, Predigt und Thee, auch ordentliche Püffe, nur herein, alles umsonst!" Da wurde erst der Text noch einmal recht durchgesprochen, Fragen aufgeworfen und beantwortet, und diesem und jenem ans Herz gegriffen. Bei allen Brüdern war das Wesen eines und dasselbe, die Form aber wie verschieden! und der gegenseitige Austausch so frei und herzlich. William fühlte sich zu Hause. Nicht daheim in Kannanur, denn wie sollte man im indischen Wanderleben je dran denken, irgendwo feste Wurzel zu schlagen? aber daheim im Vaterhaus.

William zeigte immer dasselbe stille, heitere Gesicht, manchmal nachdenklicher als gewöhnlich, aber von einem Bußkampf war nichts zu sehen. Hie und da weckte ihn der

alte Lehrer, dem seine innere Entwicklung fast zu ruhig vor sich gieng: „ob er wohl auch ein armer Sünder sei? Freilich so ein frommer, edler Jüngling, der sich vor allem Gemeinen instinktartig gehütet habe, der brauche keine Buße" u. s. w. William lächelte und blieb still. Er kam zu den Betstunden der verbrüderten Offiziere; man spürte ihm an, daß er immer wärmer und mittheilsamer wurde, doch von sich selbst zu reden, empfand er keinen Trieb, er sehnte sich nur immer mehr nach Jesu und dem Geist Seiner Gnade, und gieng unbeirrt seinen Weg. — Hie und da gab es einen Zusammenstoß, besonders wegen des Grades, bis zu welchem die Trennung von der Welt gehen solle. William wurde einmal tüchtig gehechelt, weil er einem Wettrennen zusah. Ein ander Mal, als er zum Thee hereinkam, sagte ihm Hebich: „Habe dich schon von der Kanzel herab besehen, was hast denn da für eine Schmarre auf dem Backen? Das kommt nicht vom Dienst her, bist auf der Jagd gewesen?" William wurde roth, er hatte sich von Bekannten mitnehmen lassen, im nahen Reisfeld Schnepfen zu schießen, und da war ihm der Unfall passirt. „Ja hast du denn Erlaubniß gehabt?" — „Dazu brauche ich keine Erlaubniß!" — „So, keine Erlaubniß? ei hört doch den jungen Mann, der kann thun, was er will." Nun merkte William, um was es sich handle, daß der Jünger auch bei der geringsten Sache sich versichern müsse, daß er mit Gottes Erlaubniß handle. Es war sein letztes Jagdvergnügen gewesen.

Wenn ein Christ die Vergebung seiner Sünden und das Zeugniß des Geistes der Kindschaft hat, so ist die Folge, daß er die Brüder liebt, die, welche eben so glücklich sind, und die, welche es noch werden können. Er kann nicht anders als zeugen von dem, was er erfahren hat. Es ist aber ein Unterschied mit dem Zeugen; die meisten vermögen

es nur vor einer und der andern Art von Menschen; William glaubte, und darum redete er zu Leuten jeder Art. Natürlich übte Hebichs Vorbild einen gewaltigen Einfluß auf ihn aus; war er doch sein geistlicher Vater, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Wenn er Sonntags vom h. Abendmahl kam, das Herz voll von der seligen Geistesgemeinschaft mit den Brüdern allen, deutschen Missionaren, britischen Offizieren und Soldaten, Tamil, Malayalam und Kanaresischen Katechisten und Christen, bis herab auf die früher fast thierischen Sklaven, die nun desselben Herrn und Heilands sich freuten und mehr und mehr zu Einem Leibe zusammenwuchsen, dann wallte er auf in Liebe zu allen Brüdern. Die Mission wurde sein Hauptanliegen. Nicht nur diente er ihr mit allem Einkommen, über das er frei verfügen konnte, und gedachte ihrer in jedem Gebet mit sehr eingehender Fürbitte; er betete auch um ein Wort zur Zeit für den nächsten besten Menschen. Das wurde ihm geschenkt, so reichlich geschenkt, daß er in Zeiten, wo seine Amtsgeschäfte sich drückend mehrten, sich wohl auch fragen durfte, wie es andern Offizieren passirte, ob er sich nicht ausschließlich dem Missionsdienste zu widmen habe.

Aber der Herr zeigte ihm, daß Er ihn bereits ans rechte Plätzchen gestellt habe. William brauchte keine Thüren aufzustoßen. Ueberall öffnete Er sie vor ihm, so daß ihm kein Zweifel an seinem Beruf aufkommen konnte. Eines lag ihm dabei klar vor Augen: widmete er sich ganz dem Zeugniß von Jesu und vernachläßigte seinen irdischen Beruf, so blieb das Wort ohne Kraft und Frucht. Wie oft hörte er Stichelreden, daß der und jener lieber Psalmen singe, als seine Kompagnie exercire; mehr in der Bibel zu Haus sei als im Kriegsrecht. Also richtete er sein Augenmerk darauf, nicht blos zur Noth Offizier zu sein, sondern mit ganzem

Herzen als dem Herrn, und darum sich mit Arbeiten überhäufen zu lassen, keinem Dienst auszuweichen, keine Zumuthung abzuweisen, damit von dieser Seite auch nicht der geringste Vorwurf auf ihn falle. Zu keinem kamen die Sipahis lieber mit allen ihren Anliegen; kein Anderer war auch den Offizieren so gelegen, wenn es galt in Abhaltungsfällen einen zuverlässigen Stellvertreter zu gewinnen oder eines unbequemen Geschäftchens los zu werden. Und das that er nicht aus jener schlechten Gutmüthigkeit, die nicht Nein sagen kann; nein, es war der Preis, um den er sich seine Freiheit zum evangelischen Zeugniß erkaufte. So wurde er mit der Zeit vielleicht der überladenste Offizier der ganzen Armee, einmal zugleich Dolmetscher, Adjutant und Quartiermeister des Regiments mit allerhand Nebenämtchen. Dabei eine zarte schwächliche Leibeshütte, die oft schnell zu brechen drohte, so daß er frühe lernen mußte, alle Kräfte sorgfältig zu Rathe zu halten; und dennoch wurde er beides, ein ganzer Offizier und ein ganzer Missionar, in einem kurzen Leben, das nicht einmal das dreißigste Jahr erreichen sollte.

Seine Art zu missioniren war aber sehr verschieden von der seines geistlichen Vaters. Sie schienen fast die Rollen ausgetauscht zu haben. Soldatisch packte der Missionar die draußen Stehenden an; mit der zartesten, fast kindlichen Freundlichkeit lud der Offizier sie ein, hereinzukommen. Wem des Alten Wort zu herb klang, der hatte doch noch oft ein Ohr für die liebliche Stimme des Jünglings. Leichtsinnige Offiziere und verhärtete Soldaten, listige Eingeborene und stumpfe Ostindier aus den Mischklassen, jedermann war ihm willkommen, jedem konnte er Liebe beweisen, und keiner konnte ihm grollen. In der ungezwungensten Weise kam er schnell auf die Hauptsache, und setzte bald kurz und bestimmt, bald umständlicher aus einander, wie man es bei Jesu so

gut habe; und da dies wahr war, wie es ihm aus den Augen leuchtete, so gaben ihm oft auch Feinde und Spötter Recht. Hatte er einmal einem alten Ungläubigen seinen Heiland angepriesen, so konnte ihm der die Hand drücken und sagen: Sie sind der glücklichste Mensch auf Erden, wollte Gott, ich könnte auch so glauben!

Dazu kam nun sein immer gleich lauterer, kindlich einfältiger und männlich fester Wandel, der auf jeden Beobachter einen unwillkührlichen Zauber ausübte, so daß seine Kameraden halbmürrisch sagen konnten: „Würde schon auch gerne mitthun; aber unser einem wirds nicht so leicht wie dir. Du darfst nur wollen und dann geräth dir Alles von selbst." Wie wenig kannten ihn doch auch die, die ihn täglich sahen, d. h. wie wenig wußten sie von den Kämpfen, die er im Stillen mit seinem Herzen durchfocht, um stets treu und rein vor seinem Gott zu stehen und sich ihm als ein Ganzopfer zu weihen. Nur den Vertrautesten konnte er mittheilen: „was mir am meisten zu schaffen macht, ist mein inconsequenter Wandel; die Welt kann ihn freilich nicht sehen, ich aber sehe ihn jede Minute."

Dabei mied er aufs sorgfältigste alles, was an das geistliche Amt erinnern konnte. Erst in seinen letzten Jahren wurde er durch Nothstände darauf geführt, selbst Erbauungsstunden zu halten. Bis dahin hat er sich auf gemeinschaftliches Bibellesen und Beten und auf die Form vertraulichen Gesprächs beschränkt. Und da quoll alles so natürlich, frisch und holdselig heraus, daß niemand auch nur von ferne an Kanzelton erinnert wurde. Wenn Andre von Pferden und Hunden, von Manövern und Politik so viel und frei zu reden hatten, warum er nicht von dem Einen, das ihm und ihnen gleich Noth that? Wie durch einen eigenen Instinkt fand er die suchenden Gemüther heraus und lockte sie zu

weiterem Fortschritt; mancher wird noch in der Ewigkeit ihm danken, daß er so geduldig und unabläßig sich seiner Seele annahm. Ein Offizier, der in Kannanur seine militärische Laufbahn begann, schreibt: „Ich kann wohl sagen, daß ich keinen Offizier kenne, der einen heiligeren und vollkommeneren Wandel geführt, keinen, der so in allen Stücken die Lehre Gottes, seines Heilandes geziert hätte, wie der theure Gompertz. Er war unter Gott das Mittel, mich zu einer seligmachenden Erkenntniß des Namens Jesu zu bringen, und ich habe allen Grund, zeitlebens Gott zu danken, daß ich mit ihm zusammentraf."

Nur zwei Jahre sollte das Regiment in Kannanur bleiben. Auch diese Zeit verbrachte William nicht ganz auf der Station, da er erst auf eine Außenstation detachirt wurde und dann sein Gesundheitszustand ihn auf die blauen Berge zu gehen nöthigte. Hier war es ihm nun eine große Freude, eine alternde Tante zu finden. Sie war noch Jüdin, und er hätte sie so gern zu Jesus gewiesen. Aber eben das fürchtete sie und hatte sich nach Kräften verschanzt. Was konnte er thun, als für sie beten und in jeder Weise ihr dienen. Er las ihr aus dem A. T. vor und suchte ihr das Wort, das zu Israel geredet war, wichtig zu machen. Eine große Freude war es ihm, daß Hebich auf einer Predigtreise die kühle Bergstation besuchte, da er dann seinen Papa in der Arbeit an manchen Seelen aufs wirksamste unterstützen konnte. Aber was die Tante betraf, meinte Hebich zu fühlen, als trachte „der pfiffige Mensch", ihn von ihr geflissentlich fern zu halten! Er führte ihn immer bei andern Leuten ein und wußte stets neue Häuser anzudeuten, wo Hebichs Eintritt am Platze wäre, wahrscheinlich weil er fühlte, Hebich dürfte durch sein derbes Auftreten die kaum sich erschließende Blüthe mehr zurücktreiben als fördern. Leidlich hergestellt,

kehrte William nach Kannanur zurück; die Tante aber ist im Glauben an Christum entschlafen.

Gerade in dieser Zeit erlebte Hebich mehrere schlagende Fälle von plötzlichen Wirkungen seiner Predigt, doch wohl keinen nachhaltigeren als den, der unsern William betraf. Er schrieb (21. Okt.): „Der Herr schenkt mir so viel Körperkraft, daß auch die größeren Anstrengungen mir leicht vorkommen, während Er sein gnädiges Wort mit solchen Kräften aus meinem Munde sendet, daß Leute, die Er mir zuschickt, ja gottlose Leute, durchs Hören der ersten Predigt todt und lebendig gemacht werden. Ich sage dies zu Seiner Ehre, Sein Arm ist wahrlich noch nicht verkürzt. — Doch fähret unser Leben schnell dahin als flögen wir davon. Da bleibt denn nur die Arbeit des Einen, der so gearbeitet hat, daß alle Heiligen durch Seine Arbeit allein ewig selig sind. Hallelujah." Dazu konnte William von Herzen Amen sagen.

---

24. Der Präses der Generalkonferenz.

Im Verlauf der Zeit stellte es sich heraus, daß die Leitung der Mission durch eine Art Behörde unter den Missionaren große Schwierigkeiten habe. Man ließ die ganze Verfassung so ziemlich liegen. Jede Station brachte ihre besonderen Anliegen vor die Kommittee, welche dieselben unmittelbar erledigte. Mit den Jahren fühlte man aber doch das Bedürfniß eines wohlgegliederten örtlichen Regiments; und so wurden im Januar 1850 wieder Distriktskonferenzen eingeführt, auch versuchsweise eine Generalkonferenz gehalten, von der aber ein Distrikt sich fern hielt. Die Kommittee suchte aber nun Männer, welche sie für die Durchführung

ihrer Beschüsse verantwortlich machen könne. So kam denn 4. Juni 1850 ein Kommitteeschreiben an Hebich, das ihn zum ständigen Vorsitzer der Generalkonferenz ernannte, mit Mögling als Sekretär. Beider Amtspflichten wurden genau bestimmt. Schweren Herzens machte sich Hebich an die neue Aufgabe. Die allgemeine Stimmung war republikanisch. Jeder Bruder war so viel als der andere. Jede Station bestund für sich und bedurfte keiner Aufsicht. Der und jener konnte sich aus Gewissensgründen eben so wenig zum Regieren als zum Regiertwerden verstehen.

Dann kam aber auch Hebich's Eigenart in Betracht. Diese ließ sich nicht leicht in einen Organismus einfügen. Nun sollte er mit gutem Beispiel vorangehen; er mußte mit Gundert wöchentlich eine Stationskonferenz halten. Dieß ließ sich zur Noth machen, brachte er doch jeden Donnerstag in Tschirakal zu, wo er gerne alle Stationsangelegenheiten eingehend besprach. Aber schon die Distriktskonferenzen giengen ihm schwer ein, denn daß er mit seiner Station in manchen Stücken eine Ausnahmsstellung einnahm, ließ sich nicht verbergen. Wenn man ihn hörte, war hier „alles anders als sonst wo". Das Vorsitzeramt in der Generalkonferenz legte ihm noch schwerere Verantwortlichkeit auf. Er sollte allgemeine Normen einführen helfen, und war selbst am wenigsten der Mann, sich mit Leichtigkeit in dieselben zu schicken. Es gieng ihm fast wie einem Radikalen, der, zum Minister ernannt, das Interesse der Einheit und Ordnung zu vertreten hat.

Schon auf einer Distriktskonferenz wurde ihm das Wort hingeworfen: von der Kommittee wolle man sich wohl regieren lassen, aber nicht von Hebich und Mögling; worauf er ruhig erwiderte: Kehren wir zu unserem Gegenstand zurück! Aber wie er sich nun besann, in welcher Weise er mit seinem Sekretär verkehren solle, der etliche 30 Stunden ent-

fernt wohnte, kam ihm die Nachricht zu, Mögling, der schon geraume Zeit her sich zu viel aufgeladen, sei schwer erkrankt und habe vielleicht nach Europa zu reisen. Da machte sich Hebich im strömenden Regen auf, Mangalur zu besuchen.

„Am 2. Juli Abends traf ich auf Balmatha ein und begrüßte unsern lieben Br. Mögling. Er sah ganz blaß aus; die Augen waren getrübt, die Hand legte er oft aufs Herz. Nach dem ersten Gruße sagte er mir, daß er heute Nacht sterben könne; 'es ist jetzt gerade die Stunde mit den Engländern, du wirst sie halten.' — Wer hält sie sonst? — 'Ich,' sagte Mögling. — Nun ja, ich will sie halten, suche mir nur das Lied zum Singen auf. — Er gab mir ein Sterbelied; so fieng ich denn gleich an, indem ich die Tageslosung zum Text nahm. Alles gab mir einen wehmüthigen Eindruck. — Der Dr. Foulis will, daß Mögling wegen seiner Herzkrankheit nach Europa gehe und er fühlt selbst, daß Ruhe ihm wohl thue. Ich blieb bis zum 9. in Mangalur, wo ich meine meiste Zeit dem l. Mögling widmete. Wir beteten zusammen und sprachen nach dem Bedürfniß unserer Herzen über das Werk in unsern Händen, nach der Vergangenheit und Zukunft. Und wir beide fühlten, daß es gut war, daß uns der Herr zusammengebracht." Natürlich widmete sich Hebich auch ab und zu den beiden Gemeinden, die ihm ordentlich zu blühen schienen.

„Mögling hat durchaus keinen Wunsch nach Europa zu gehen; auch gieng es ihm während meines Aufenthalts bedeutend besser. So hofft er nun, langsam nach Bangalur zu reisen und im Lande Besserung zu suchen, während Br. Würth den Unterricht der Katechistenschule übernimmt. Gundert muß aber nun auch etliche Monate zu Dr. Foulis; dies ist für mich eine wichtige Reise, denn wenn er in dieser Kur nicht besser wird, so muß er wohl nach Europa. Der

HErr wolle Alles wohl machen, ja Er macht Alles wohl. Ich bin in voller Kraft der Gesundheit und voll Glaubens und freue mich der Erlösung meines Gottes, die ich allen Leuten anpreise."

Im Ganzen war Hebich kein furchteinjagender Vorstand; fürchtete er sich doch selbst vor allen strengen Normen, während er freilich in seiner Weise das Interesse des gesammten Missionskörpers auf treuem Herzen trug. Er warnte die Kommittee, auf Generalkonferenz u. dergl. Einrichtungen nicht zu viel Gewicht zu legen, und empfahl sein „Stichwort in Indien: slow and sure!" (langsam und sicher) zu geneigter Berücksichtigung. „Ich bin gewiß, daß für uns die Zeit noch nicht gekommen ist, durch Formeln und Gesetze eingeschroben zu werden; was wir bedürfen, ist eine Wiederbelebung von oben durch seinen werthen heiligen Geist. Der Teufel stiehlt uns hier das Leben aus Gott weg und dann bleibt nur noch das stinkende Theil des Menschen, natürlich voll schöner Reden und aller Weisheit, wobei aber der HErr Jesus nicht mehr Anfang und Ende ist. Aus dem entspringt unser Jammer hier draußen. Steuern Sie um Gottes willen unter uns hier draußen dem Leben aus Gott zu." — „Ich will ja gerne alles alte Bessere vergessen und Gehorsam lernen; aber Ihm, dem Gekreuzigten laßt mich dienen und bindet mir die Hände nicht, ich bitte Euch." — „In diesem Babylon ist und bleibt und wird mir groß das Eine: daß Er noch immer Sünder errettet. O wie sind Ihm die Seelen so groß, aber wie schön sind auch die Seelen, in die Er einkehrt! Und wie herrlich ist mein Amt, Ihm Seelen zuführen zu dürfen. Diesen Sonntag (18. Aug.) haben wir wieder das h. Abendmahl; diesmal sinds drei neue Seelen, europäische Grenadiere; das letztemal (28. Juli) warens sechs, ein Herr und seine Lady, ein indobritischer Schreiber und

seine Frau, ein Soldat, eine Tamilfrau; alle neu belebt durch seinen Geist. Und in Tschirakal treten auch drei Jünglinge heraus, wovon einer schon vor vier Jahren kommen wollte. — Tragen Sie mich auch ferner mit Geduld, und verzeihen Sie mir alles, was nicht recht ist (Ueberschreitung der Verwilligungen u. dgl.), um Jesu Christi willen. Amen."

Im Januar 1851 wurde — nach zwölf Jahren — die erste allgemeine Konferenz gehalten, gewissermaßen eine Einleitung zu der eingreifenden Veränderung, welche die Visitationsreise des neuen Inspektors J. Josenhans in der Organisation der Mission bewirken sollte. Da ließ sich Hebich ausnahmsweise auf die allgemeinen Angelegenheiten der Mission mit großem Ernst ein. Sonst aber war er wenig geneigt, seinen Amtsgeschäften als Präses der Generalkonferenz eifrig nachzukommen, hatte jedoch ein warmes Herz für die ganze Mission und jede einzelne Station. Wenn es mit dem einen oder dem andern Bekehrten oder Taufkandidaten auf einer Station nicht recht vorwärts wollte oder sonst happerte, so machte man noch einen Versuch mit einer Verpflanzung nach Kannanur. Einmal wars ein Opium- oder Hanfraucher, von sonst gutem Willen; oder ein begabter, aber eitler Jüngling, der beim Abschied von einer Station noch alle Christenmädchen um eine Haarlocke zur Erinnerung gebeten und ihnen von seiner Wolle ausgetheilt hatte; oder eine gefallene Frau, die dann in Tschirakal untergebracht wurde 2c. Mit allen solchen Seelen mühte sich Hebich redlich ab, und betrachtete der Brüder Noth als die seinige, ohne mit ihnen abzurechnen.

Allgemein wurde er anerkannt als hingebender Diener aller Stationen durch treue Besorgung des Geldwesens. Wie manche Noth gab es, bis jede Station das Nöthige hatte! Hebich hat der Sicherheit halber die Missionskasse in die Verwahrung des Regierungs-Zahlmeisters gegeben; da

schreibt ihm dieser eines Morgens (Juni 1851), die Termiten seien Nachts in die große Kassen-Kiste Hebichs eingebrochen und haben alle Geldsäcke mit zwei schon acceptirten Regierungswechseln aufgefressen. Zum Glück hatten sie noch erkennbare Fetzen der Werthpapiere zurückgelassen! — Wie froh wäre er gewesen, wenn ihm jede Station im Oktober eine richtig abgeschlossene Jahresrechnung geschickt hätte; aber dazu brachten es nur wenige. Man traute ihm die Bereitwilligkeit und Fähigkeit zu, alles ins Reine zu bringen; ja sogar aus einem Haufen von Angaben einer Station, die eben von Krankheit heimgesucht war, ihre Rechnung selbst zusammenzustellen. Die Korrespondenz, die er über solche Punkte mit allen Stationen zu führen genöthigt war, benützte er dann gern zu Mittheilung irgend einer geistlichen Gabe oder zu einer Schlußfrage wie die folgende: „Könntest du mir nicht einen Rath geben, wie wir es anzugreifen hätten, um alle mit einander im Geiste Christi uns zu freuen und lustig zusammen zu arbeiten?“ Einmal aber, da er seine überaus pünktlich und schöngeschriebene Gesammtrechnung in Cirkulation setzte, schrieb er dazu: „Wenns uns allen ein rechter Ernst wäre, so könnten wir unsere Rechnungen noch viel besser machen. Ihr werdet beim Durchlesen finden, daß einige Brüder alle Angaben ganz richtig haben; da könnte sich nun jeder eine Kopie nehmen in gutem Format, um es im nächsten Jahr auch so zu machen. Mit dem Hin- und Her- und Ab- und Zurechnen muß ich mich schrecklich hindurch krüppeln: wollt ihr, lieben Brüder, nicht auch ein bischen Erbarmen haben mit eurem alten Bruder?“ Es wurde damit auch wirklich besser.

Die Visitation stund bevor. Hebich mußte sich auch auf sie rüsten. Wenn ihm einzelne Punkte heiß machten, so steckte ihm Mögling noch ein Licht über sein Gesammtverhalten zu

derselben auf. „Von deinem Vorgehen in allgemeinen Missionsfragen wird mehr abhängen, als du dir vorstellst. Hinter dich wird sich jeder verschieben, der sein eigenes Dafürhalten und seinen eigenen Brauch nicht einer allgemeinen Ordnung unterwerfen will. Wäre ich die Kommittee, so würde ich sagen: mit dem alten Hebich mache ich eine Ausnahme, will ihn nicht tribuliren, wenn er sich nicht schicken mag. Er soll seine Arbeit treiben, wie er mag und wie es der HErr seinen Vorurtheilen und Gewohnheiten zulassen mag. Aber er soll mir die Ausnahme sein: von den andern fordre ich Festhalten an der allgemeinen Ordnung. Schöner aber wäre es gewiß, du, lieber Alter, bedächtest das Ganze und die Zukunft, da du ja doch ein Herz fürs Ganze der Mission hast, und giengest den andern mit gutem Beispiel voran. Sieh, das wäre eines rechten Kapitäns würdig." Namentlich wurde ihm zugeredet, seine Knaben nach Mangalur und Talatscheri abzugeben, wo besser für ihre Erziehung gesorgt würde, während er damit flügger würde für Unternehmungen in die Ferne. Darüber äußerte er nur: das treibt mich sehr ins Gebet.

---

25. Die Visitation.

Die leitende Kommittee zu Basel mußte endlich ihre in 17 Jahren groß gewachsene Indische Mission selbst in Augenschein nehmen. Sie ordnete H. Inspektor Josenhans hierzu ab. Dieser kam im Herbst 1851 mit einer Schaar von Missionaren nach Indien und weilte daselbst bis zum Mai 1852. — Am 15. Okt. landete die Reisegesellschaft in Mangalur. Hebich hatte, nach seiner schon erwähnten größten Taufe am 21. Sept. noch die Generalrechnung von elf Monaten zu bereinigen,

ehe er zu dem Visitator nach Mangalur kommen konnte. Vorerst begrüßte er ihn mit geflügelten Worten: „Also auf indischem Boden, theuerster Herr Inspektor, im Namen des HErrn Jesu willkommen mit Allen den Lieben mit Ihnen, besonders auch meinem l. Diez. Dies ist das für uns erkorene Land, in welchem wir gewürdiget sind, Ihm, dem Gekreuzigten, Seinen Schmerzenslohn einsammeln zu helfen. Hallelujah! Keine Sorge, keine Mühe für Ihn zu groß! Er ists würdig. Also lustig, treu bis in den Tod. Amen!"

Zur Erklärung des neuen Namens mag dienen, daß besonders auf der Generalkonferenz von einem Mitarbeiter für Hebich die Rede wurde. Damals erklärte er sich gegen die Kommittee: „Auf Ihre geneigte Privatanfrage, ob ich einen Bruder, der Kaufmann war, bei mir haben möchte, möchte ich plump antworten: Einen Solchen brauche ich nicht; wenn ich jemand brauchte, müßte es ein Prediger sein. Lieber Niemand, als einen, der nicht ganz mit mir thun kann!" Im Verlauf stellte es sich aber doch heraus, daß jener frühere „Kaufmann," Ernst Diez, der Gehilfe Hebichs werden sollte. Am 24. Okt. sah letzterer zum erstenmal den „Rekruten", dem es sogleich wohl wurde bei dem „geistesfrischen Senior". — An jenem Abend nämlich, da man auf Balmatha beim Thee saß, sah der Inspektor einen ansehnlichen Mann mit langem Stock, im weißen Schlapphut, und mit einem mächtigen Hemdkragen über dem Wamms, im Sturmschritt auf sich zukommen. „Im Nu stand er vor mir, eine wirklich ehrwürdige Gestalt, groß und stark, mit fast kahlem Haupt, aber langem grauem Bart bis auf die Brust herab. Mit freundlichem Ernst, in sehr gehaltenem Ton, aber in der einfachsten, kindlichsten Weise grüßte er mich mit einigen kräftigen Bibelworten. Kaum aber hatte er geendet und sich zu den Brüdern gewandt, so schlug das Feuer aus ihm

heraus und es wurde laut und lebendig im ganzen Haus: Herr Hebich ist da, giengs von Mund zu Mund; Alles lief herbei, ihn zu grüßen. Nun aber formirte sein Kommandowort die Katechistenjünglinge alsbald in einen Halbkreis, und mit kräftiger Stimme sang er das Lied vor, das er wollte gesungen haben. Dann setzte er sich nieder, trank seine Tasse Thee und ergieng sich mit uns in heiterem Gespräch."

Die sechs Tage, die Josenhans nun unausgesetzt mit Hebich und Mögling verhandelte, ließen jenem einen wohlthuenden Eindruck zurück. Das eigentlich Geschäftliche, wie die Ordnung des Verwaltungs- und Rechnungswesens, war bald bereinigt. Hebich wurde nun auch noch Generalagent über alles Eigenthum der Mission. Schwerer ward ihm die Erwägung aller Punkte, welche sich auf die Lokalleitung der Missionsbezirke und gar auf eine allgemeine Kirchenordnung bezogen. „Es wäre gut," meinte er, „wenn ein wirkliches Haupt da wäre; aber ich habe zu viel auf mir liegen, die Missionsarbeit ist mir das Wichtigste, und die Rechnung nimmt schon einen Monat vom Jahr weg. Mein Lebenszweck ist: in der Mission Leben zu erhalten; das Regieren liegt mir ferner, ich lasse mir aber befehlen." — Die Einführung einer Liturgie wollte ihm in keiner Weise munden; er hatte durch Gewohnheit sich seine eigene Liturgie gebildet. „Ich bin gegen alles Menschliche im Gottesdienst, da wir das Wort haben. Wie leicht wird solch ein Ding nach hundert Jahren für göttlich gehalten! Ich wehre mich nicht gegen die Einrichtung im Allgemeinen; einigen mag sie gut thun. Aber wenn ich dergleichen gebrauchen müßte, würde ich davon gehen. Was würden nur auch meine Engländer machen, wenn ich eine Absolution sprechen würde! sie würden mir stracks weglaufen." — Besonders aber lag dem Inspektor daran, die besten von Hebichs Jünglingen für das

nun verſtärkte Katechetenſeminar zu bekommen; er ſtellte ihm in Ausſicht, daß er dafür einige der jetzt aus dieſem austretenden Zöglinge bekommen ſollte. Hebich hatte ſeinen Kampf in der Stille durchgekämpft, daher er nun erklärte: „Ich bin zu allem bereit; aber das Eine Nothwendige bei Katechiſten muß die Hauptſache bleiben, und wenn ſie ihren Kurs beſtanden haben, muß ich ſie wieder bekommen. Der Herr hat doch die Leute dem Bruder gegeben, durch deſſen Dienſt ſie inneres Leben erhalten haben. Immerhin nehme ich gern zwei von dieſen neuen; ich bin ein guter Menſch, im Nehmen mehr als im Geben.“ Zwei tüchtige Jünglinge, Diego Fernandez und Sebaſtian Furtado, wurden ihm darauf zugetheilt. Darnach ſchlug er heraus, daß die Katechiſtenſchüler insgeſammt im Februar und März ihre Vakanz haben und ihn auf die Heidenfeſte begleiten ſollten.

Hier und ſpäter in Kannanur machte es dem Inſpektor eine wahre Freude, den Originalmenſchen zu beobachten und ſich das Auffallende und Wunderliche an ihm zu deuten. Er konnte ihm die neuſte Kunde von ſeiner Mutter bringen, die 82jährig im vierten Stock wohne, aber die vielen Treppen noch auf= und abſteige wie eine Jungfrau; von einem ſeiner Brüder, der die Welt durchſtürmt und nun als penſionirter franzöſiſcher Hauptmann ſich in Ulm niedergelaſſen hatte. Hebich dagegen mußte von den andern Brüdern erzählen, den lebenden in Lübeck und dem todten, der einen auf den Kronprinzen von Würtemberg geführten Franzoſenhieb mit ſeinem Arm parirte und dafür auf dem Schlachtfeld einen Orden empfieng; ſpäter hatte er dem Inſpektor die originellen Briefe ſeines Vaters vorzuleſen oder von ſeinen Reiſen, beſonders aber von ſeinen Erfahrungen im Miſſionshauſe etwas preiszugeben. Joſenhans Urtheil über ihn lautete: „Hebich iſt ein feuriger, eifriger, heldenmüthiger Miſſionar, der aber

dabei eine wirklich kindliche und edle Seele verräth. Es wird ihm schwerer als den meisten, sich in andere Leute hinein zu versetzen, etwas Fremdes zu fassen; bringt man ihn aber in liebevoller Weise zum Verständniß, so gibt er gern nach, soweit es ihm immer möglich ist. Der zerschlagene Geist blickt doch überall bei ihm durch." Josenhans hörte ihn auch Deutsch und Kanaresisch predigen, während ein Katechist das Gesagte gleich ins Tulu übersetzte. „Predigen ist seine Passion: er fürchtet nie, es nicht gut zu machen, und ist nicht verlegen, was er sagen soll."

Am 30. Okt. wurde Miss. Hoch mit seiner Braut getraut. „Eine Hauptfreude der Mahlzeit bildete der Nachtisch. Dieser bestand in einer eben so lieblichen und witzigen, als ernsten Applikation der Bibelsprüche, welche Hoch den Gästen auf ihre Teller gelegt hatte, durch den Senior Hebich, auf die Personen, denen sie zugetheilt worden waren. Er nahm gleich den seines Nachbars und predigte ihm daraus ans Herz; und so machte er weiter. Nachdem er fertig war, erbat ich mir auch seinen Bibelspruch und applicirte ihn mit derselben Ungenirtheit auf ihn. Da war es „schön, wie kindlich und lammartig der Löwe da saß und sich predigen ließ". — Wie dann aber Hebich sich in die Veranda begab, freudestrahlend zurückkehrte und den Inspektor am Arm nahm, um ihn durch die Reihen der am Boden sitzenden Tuluchristen zu führen, die auch am Hochzeitmahle Theil nahmen und sich eben die Ballen des mit Kari gekneteten Reises in den Mund schnellten, konnte dieser so wenig Liebliches an diesem Schauspiel entdecken, daß er es dem Alten überließ, es allein zu genießen und den guten Leutchen ihr Mahl noch mit einiger geistlichen Zuthat zu würzen.

Nun aber eilte Hebich auf seine Station zurück, wo ihn der Inspektor, nach Vollendung seiner Visitation im Norden,

bis zum Neujahr heimzusuchen versprach. Ein Anliegen mußte erst noch bereinigt werden: seinem neuen Mitarbeiter sollte doch auch ein erträgliches Quartier geschafft werden, daher er um Erlaubniß zum Bau von zwei weiteren Zimmern einkam. Der Inspektor gestattete den Bau, worauf der Alte mit seinem jungen Mitarbeiter sich verabschiedete. Er fühlte, daß die Mission in einen neuen Zeitabschnitt eintrete, und gieng nun (auch in der Gemeinde) den HErrn mit Flehen an, „daß Er sich unser erbarmen möge aus lauter Gnade, uns wahre Buße und seinen werthen heiligen Geist gebe und uns Alle Eins mache. Ich für meine Person will mirs angelegen sein lassen, dem zu gefallen, der mich angenommen hat. Und ich traue Ihm zu, daß Er alles wohl machen wird. Hallelujah, Amen!“

Der Rekrut hatte zunächst das „Kanonenfieber“ zu überwinden, das ihn beim Eintritt in die Station befiel, alsbald tüchtig Englisch und Malayalam zu treiben und zugleich auch beim Bau und in Haushaltangelegenheiten die Aufsicht zu übernehmen. Diez hatte die Gewißheit, daß es gut gehen werde; doch gab es manche Nöthen. „Wo Hebich Unglauben oder erklügeltes Wesen merkte, griff er mich, wie sichs gehört, mit dem Worte Gottes an. Da pflegte er heiligen Ernstes, doch freundlich zu sagen: 'Kerle, nimm dich in Acht, ich mach dich todt!' lief nach seiner englischen Bibel und suchte eine Stelle um die andere auf. 'Da sieht man wieder den 'Schlingel,' 'a Schlingel bist, da lies!' 'Ah, Hottentotten seid ihr, regular infidels,' 'das ist Alles Humbug' ꝛc. Dann erkundigte er sich aber, ob ich auch bete, im Wort lese, oder er konnte mich fragen, ob ich mit ihm nichts zu reden habe, nichts auf dem Herzen trage. Dieses väterlich freundliche, auch fürs Leibliche besorgte Wesen mußte mir ihn lieb, und mein Verhältniß leicht machen. Dazu kam noch,

um mir meine Aufgabe zu erleichtern, die Fürbitte der Gemeinde auf Hebichs Antrieb, schon als ich noch ruhig in Europa saß, und die fortgehende Fürbitte der einzelnen Beterkreise. Doch ärgerte ich mich allmählich an diesem und jenem, und wenn ich das Wachen und Beten vergaß, gab es auch hie und da Funken. Hatte ich ihn dann betrübt, so zog er sich etwas zurück. Wenn ich aber etwa auf einem Spaziergang ihn mit einer brühwarmen Rede überschüttete, ließ er sich in wahrhaft beschämender Weise zu mir herab, und wenn wir dann reinen Boden geschafft hatten, konnte er sagen: Mach mir so was nicht mehr, sei mir ein guter Bue!"

Zur Neujahrsfeier 1852 hatten sich die Andscharakandi-Christen in Masse nach Kannanur begeben, aber der Inspektor, auf den sich alles freute, konnte nicht zur versprochenen Zeit eintreffen. Als er am 10. Jan. in Tschirakal anlangte, kam gleich in der Frühe Hebich daher geritten, da es denn viel zu besprechen gab. Josenhans sollte gleich zum Einstand einen Blick in die eigenthümlichen socialen Verhältnisse Malabars werfen. Am 6. hatte ein Ausbruch der Mapilla's in der Nähe von Andscharakandi stattgefunden. Dreizehn arme Schlucker, vom Priester zum Märtyrertod eingesegnet, hatten den Schwur geleistet, den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu erneuern, und ein reiches Brahmanenhaus überfallen. Etliche 20 Bewohner waren schändlich mißhandelt und ermordet, das Haus geplündert und in Brand gesteckt worden. Schnell hatte die Regierung europäische Truppen gegen die Wüthenden geschickt, welche dieselben bald aufrieben. Aber im nahen Andscharakandi war die Angst groß; es hieß, die Herren Brown sollen die nächsten Opfer sein. Da kam denn einige Tage lang kein Schlaf in die meisten Augen; die Christen wurden in der Eile mit Piken bewaffnet und mußten patrouilliren und das Herrenhaus be-

wachen. Hebich sandte dem Katechisten einige Leute zur Hilfe, indem er sich vorbehielt, selbst mit Josenhans hinauszugehen.

Der 11. Januar war ein Sonntag, man gieng in die Kirche, zu der eine schwache Glocke einlud. (Inspektor verwendete sich später, um eine bessere zu bekommen, welche auch Lübecker Freunde in Bälde überschickten.) „Hebich versammelt erst die Katechisten in sein Zimmer, wo sie singen und beten. Dann eilt er hinaus, die Mädchen und Frauen von Tschirakal zu empfangen und weist ihnen ihre Plätze an; ein Katechist liest den Schwarzen einige Tamil- oder Malayalam-Kapitel vor. Offiziere und Damen kommen gefahren oder geritten; ein Zug Soldaten mit den rothen Jacken und weißen Beinkleidern marschirt herein und besetzt den erhöhten hintern Raum. Die Schwarzen sitzen im Vordergrund auf Bänken, die Kinder ganz vorn auf Matten, die kleinsten zunächst vor dem Prediger. Dieser tritt im Kirchenrock vor den weiß gedeckten Tisch, der auch als Altar dient, kniet nieder und spricht den Kanzelgruß. Die schwarze Gemeinde singt einen Vers, darauf die englische, bis es genug ist. Nun kniet der Alte nieder und betet, fast eine Stunde lang, in kindlichster Weise; wohl fünfzig Namen von Orten und Personen erwähnt er im Gebet, mit besonderem Nachdruck bringt er die Nöthen und die Erlösung der Andscharakandi-Gemeinde vor Gott, natürlich aber auch den Inspektor, seine Frau und Kinder, die Freunde in der Heimat; dann einzelne Gemeindeglieder, auch den eben gegenwärtigen Oberst und seine Frau, daß der Herr ihnen die Augen öffnen und sie bekehren wolle &c. Was er englisch sagt, verdolmetscht der neben ihm knieende Jakob. Ebenso die Predigt; bis Hebich Athem geholt hat, ist sein Satz schon in Malayalam gesprochen. Er kann auch einen schnellen Puff austheilen, wenn eine verwickeltere Periode den Dolmetscher etwas in

die Enge treibt, so daß diesem gelegentlich eine Thräne die Wange herabrollt. Nach kurzem Schlußgebet sang man noch knieend einen Vers.

„Diese Gemeinde ist eine ganz singuläre Erscheinung in unserer Mission. Kraft und Leben sind da, die Form aber ist ein Abbild von Hebich, manches schön, einzelnes wunderlich.“ Was sollte nur neben den Malayalam, Tamil und englischen Bibeln auf dem Tisch — eine kleine Ruthe und ein längeres Rohr? Nun das ist ganz einfach; wenn die gerade vor Hebich knieenden Kinder sich während des Gebets beigehen lassen, spielende Bewegungen zu machen, so steht er wohl einen Augenblick auf, bringt sie mit einem richtig bemessenen Schlag in die Ordnung zurück und fährt fort in seinem Gebet. ‘Nein, das dürfen Sie nicht mehr thun; es ist gegen allen kirchlichen Anstand.’ So verschwanden denn nun diese eigenthümlichen Kirchengeräthe. Der Inspektor empfahl dagegen nach heimischer Sitte Sonntags auch eine Kinderlehre zu halten, eine Einrichtung, die schon am nächsten Sonntag ins Leben trat.

„Hebichs Verhältniß zu seinen Gemeindegliedern ist lieblich; sie rühmen seine Liebe und seine Geduld, und es herrscht besonders in religiöser Hinsicht eine schöne Ordnung. Er predigt mit der ganzen Kraft seines Leibes, und mich wundert nur, wie er das aushält. Was die Herzen zu ihm hinzieht, ist doch wohl der Umstand, daß er beständig in der Anschauung des Leidens und Sterbens Jesu Christi lebt, und so für den abscheulichsten Sünder Rath und Trost hat. Man lebt neu auf, wenn man ihn reden hört von der Barmherzigkeit seines Heilands. Auch wenn die Brüder zusammenkommen, redet er nichts Alltägliches, er beginnt und geht wieder mit dem Bibelwort im Munde.

„Aber die eigentliche Haushaltung hat etwas Kasernen-

mäßiges, Junggesellen gleichsehendes. Ich habe daher den Wunsch ausgesprochen, der gemeinschaftliche Haushalt der Katechisten möchte aufhören, wozu nicht blos alle Brüder, sondern auch andere Freunde riethen. Es kann bei solchem Kasernenleben keine rechte Gemeinde zu Stande kommen; alles dreht sich um die eine Person Hebichs; stirbt er, so fällts aus einander. Wohl ist der Mann da immer bereit zum Ausrücken, er kann sich aber nicht mit seiner Frau frei bewegen, lernt nicht recht Geld benützen und haushalten. Hebich fürchtet sich davor, daß die Katechisten Eigenthum besitzen; aber dazu muß es doch naturgemäß kommen. So lange die meisten Gemeindeglieder Angestellte, Diener der Offiziere &c. sind, und sich keine ansäßige Gemeinde mit Gewerbe und Hantirung gebildet hat, ist der Bestand der Station nicht gesichert." —

„Am 14. Januar wollten wir nach Andscharakandi gehen, da die Ruhestörer getödtet oder eingefangen waren; allein die Offiziere warnten uns, indem wir unsers Lebens nicht sicher seien. Am folgenden Abend, da ich in der Kapelle die Gemeinde anredete, wurden die Trommeln gerührt, das Zeichen zum abermaligen Ausrücken des Militärs. Die englischen Brüder mußten den Gottesdienst verlassen, Hebich gieng auch, sich zu erkundigen; ich gab bereits die Hoffnung auf, Andscharakandi zu sehen. Er brachte jedoch die Nachricht, es gehe nur eine Abtheilung Soldaten nach Talatscheri, die eingezogenen Mapilla's zu bewachen, weil man einen Befreiungsversuch fürchte. So blieb es dabei, daß wir der Pflanzung einen Besuch abstatten wollen; wir waren noch mit den Katechisten beschäftigt bis Mitternacht; um 4 Uhr stunden wir auf und eine Stunde später ritten wir aus, Hebich, Müller und ich.

„Um 9 Uhr kamen wir an einen Verhau, hinter dem

Männer mit Speeren und Musketen bereit standen, die Mapilla's abzuwehren. Es waren Christen, die uns mit Freuden in Empfang nahmen und zur Kapelle geleiteten, die auf der Höhe des von ihnen bewohnten Hügels liegt; hier empfieng uns die Gemeinde, welcher die Herren einen Tag freigegeben hatten, mit Gesang. Dann giengs an ein Händeschütteln und hinein in die Kapelle, wo ich eine Ansprache hielt, welche Br. Müller dolmetschte, und sie auf 12 Uhr zur Predigt her beschied. Dann giengen wir durch dieses (erste!) Christendorf hinab an den Fluß in das Herrenhaus, wo wir mit dem alternden Herrn John und drei jüngeren Pflanzern das Frühstück einnahmen. Jener erkannte dankbar, doch vorsichtig an, daß die Christen sich in dieser Angstzeit wackerer gehalten haben, als die Bevölkerung seines Tijerdorfs. Hebich suchte die Erlaubniß nach, auch im letzteren missioniren zu dürfen, und bekam die Antwort, allmählich dürfte sich das vielleicht versuchen lassen. Er legte ihnen dringlich die große Verantwortung ans Herz, wenn sie diese Hindu's, ihre nächsten Verwandten, nicht mit dem Evangelium bekannt machen. Dann zeigte man uns die Zimmt- und Pfefferbereitung, die Seidenrauperei und die andern Betriebszweige.

„Wieder giengs nun hinauf zu den christlichen Pulayern, denen ich eine Stunde lang predigte, worauf mir Hebich die Einzelnen vorführte. Plötzlich wand er sich durch die Menschenmasse und zog einen Mann am Arm herbei, den er mir als einen der drei übrigen Heiden vorstellte. Er brachte auch die andern her, die etwas weniger finster und unzugänglich schienen. Wir redeten mit den Einzelnen, dann auch mit Timotheus, der sich musterhaft bemüht, unter dem rohen Völklein Ordnung zu halten, und schieden endlich unter einem englischen Gesang, den die Knaben anstimmten.

„Das Mittagessen war wieder im Herrenhaus. Dann giengs im Kahn über den Fluß; wir rufen noch Selam hinüber, sitzen auf und reiten Talatscheri zu. Ich werde den Eindruck nie vergessen, den ich mitnahm, als mir die Leutlein zum Abschied herüberriefen. Am Ufer standen die Männer, heiter und fröhlich; in einiger Entfernung die Weiber, nicht so schüchtern, wie die heidnischen; weiter hinten die Heiden verschiedener Kasten, die doch auch ziemlich Antheil nahmen. Mir schiens: wenn die Herren die Predigt unter ihnen erlauben, werden auch diese noch Christen werden.“ Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen; die Pflanzer waren selbst zu fest an den Landesbrauch gekettet, als daß sie seine Durchbrechung bei den verschwägerten Familien gewünscht hätten.

Noch einigemal traf Hebich im Laufe dieser Visitation mit dem Inspektor zusammen. Zunächst in Kalikut, wo (3—5. Febr.) die Distriktskonferenz gehalten wurde. Hier sprach es Josenhans aus, wie lebendig ihn auf der Station Kannanur die rege Frömmigkeit und der erbauliche Zug, der durchs Leben der Gemeinde gehe, ergriffen habe. Als eine besondere Gnade erschien ihm, daß dort die Vereinigung von Europäern und Eingebornen auf eine Weise gelungen sei, die dem Missionar erlaube, er selbst zu bleiben, ohne die Nötigung, mit zweierlei Kirchenformen ein Amphibienleben zu führen. Durch dieses Gnadenwerk lernen auch die Schwarzen sich als ebenbürtig fühlen, während die Europäer allen Kastengeist abzulegen veranlaßt werden. Förderlich erschien ihm auch, daß die verschiedenen Klassen von Leuten je einen Kreis oder Chor bilden, der gemeinschaftlich betet. Und gewiß sei Hebich, obwohl der älteste, annoch der rüstigste Mann, wo es gelte, ins Feld zu ziehen.

„Aber auch Mängel finden sich dort vor. Die Form

des Gottesdienstes ist der Art, daß doch mit der Zeit eingelenkt und allmählich eine Aehnlichkeit mit dem in den übrigen Gemeinden eingeführten hergestellt werden sollte. Die Zusammenstellung einer Liturgie erscheint der Kommittee als erster der Einigungspunkte, deren Vollendung ich herbeizuführen suchen werde." Hebich ließ sich zu dem Versprechen herbei: „ich bin nicht ein Mann von vielem Lesen, will mich aber der Form soweit zu bemächtigen suchen, daß ich das Wesentlichste auswendig kann."

Ueber Hebichs Waisenknaben kam es zu einer lebhaften Verhandlung. Er hatte in Tai mit so viel Seuchen zu kämpfen gehabt, daß ihm diese Außenstation — bei der Verstocktheit der Fischerbevölkerung — zu schwerer Last geworden war, und er auch die Knaben von dort zu sich heraufgenommen hatte. Nun wollte er sie sonstwo ansiedeln; doch die Stimmen der übrigen Brüder fielen alle dahin aus: er solle sie nach Talatscheri in das Distriktwaisenhaus schicken, wo er ja immer noch mit seiner erwecklichen Gabe sie je und je bedienen könne. Er verstand sich dazu: „Wenn genöthigt, will ich die Waisen abgeben."

Weiter aber wurde ihm erlaubt, in Taliparambu und Palghat durch seine Katechisten Außenstationen zu gründen. Man hätte für letzteres gern einen Missionar bestimmt, allein die finanzielle Lage der Gesellschaft gestattete es noch nicht. Schon aber faßte Josenhans diesen und jenen von Hebichs Katechisten ins Auge, ob er sich nicht zu einem Hilfsmissionar heranziehen lasse; man könne doch nicht überall im Lande Pfarreien gründen und mit deutschen Missionaren besetzen.

Während nun der Inspektor sich auf die Nilagiris begab um seine Rundreise zu vollenden, rüstete sich Hebich für seine Heidenfeste. „Dahin gehen, ist nichts anderes, als in

den Tod gehen; daß ich nicht todt geschlagen werde, habe ich allein Seiner Bewahrung zuzuschreiben. Dazu kommen vor dem Hinausgehen allemal in meinem Volk so viele Unordnungen vor (die ich Teufeleien nenne), daß mirs fast unmöglich wird, mit ihnen gegen den Feind ins Feld zu ziehen; denn wenn wir nicht alle im Herrn Jesu sind, wie können wir gegen den Teufel ziehen. Aber der Herr erbarmte sich unser und des Volks und gab uns große Freudigkeit." Das wars allein, was Hebich den Festbesuch erschwerte; von den politischen Zuständen ließ er sich nie beeinflussen.

Es war aber eine bewegte Zeit für Malabar, da dem erweislichen Anstifer des heiligen Kriegs, dem arabischen Tangel (Häuptling) von Condawetti, zu Leibe gegangen werden mußte, wenn die Regierung ihren Verpflichtungen nachkommen wollte. Alle Bewegungen der Obern aber wurden so scharf bewacht und so schnell errathen oder verrathen, daß ein Religionskrieg vor der Thüre zu sein schien, ehe noch die Engländer die nöthigen Streitkräfte bei der Hand hatten. Der Tangel suchte erst den Kollektor zu schrecken, indem er mit Tausenden bewaffneter Muselmanen sich Kalikut näherte, „um zu fragen, was man von ihm wolle". Es gelang aber dem Oberbeamten Conolly, so fein zu manövriren, daß der Tangel von plötzlicher Angst befallen, sich im März freiwillig aus dem Land entfernte und nach Mekka einschiffte, wo er dann durch die osmanischen Behörden festgehalten wurde, so daß er nur noch durch Beeinflußung der Festpilger und durch Briefe in Malabar schaden konnte. Daß er das vermochte, zeigte sich drei Jahre später; vorerst trat Ruhe ein und die ungeheure Aufregung, welche die Provinz durchzittert hatte, verlor sich allmählich. — Im Februar gieng Hebich zum Payawur-Fest, das schwach besucht war, weil eben der Tangel Kalikut bedrohte; nahm die beiden ihm von

Mangalur zugeschickten Katechisten in Empfang und zog mit ihnen und der neuen Klasse von Katechistenzöglingen aufs Fest nach Taliparambu.

Hier nun glückte es ihm endlich, nach fünf Jahren vergeblichen Suchens, ein Stück Land zu bekommen; klein genug und theuer, doch gut gelegen. „Wir waren diesmal stärker an Zahl als je, und unser Gesang war sehr anziehend. Da aber die neuen Helden noch nichts von unserer Ordnung wußten, so machte mir die größere Stärke mehr Arbeit. Meine Katechisten redeten vortrefflich. Dort trennte ich mich von unsern lieben Jünglingen, die mit Mögling nach Mangalur reisten. Der Abschied gieng bei mir hart her; die Erinnerungen an die großen Segnungen des Jahres 1847 gehen bei mir tiefer, als ichs sagen kann."

Hebich kam noch zur Generalkonferenz in Mangalur, welche die Visitation der Mission abschloß. Hier brachte er ein Anliegen vor, das ihn schon lange beschäftigte; er wünschte einen weiteren Soldaten der Zahl seiner Katechisten einzureihen. Es war Charles Stocking, dessen Dienstzeit bald ablief, und von welchem Hebich die richtige Ahnung hatte, daß er sich gewiß bewähren werde. Die Erlaubniß wurde ihm gegeben, aber verordnet, daß auch solche Engländer künftig einer Prüfung unterworfen werden sollen. Sodann wurde beschlossen, daß Hebich's Dolmetscher, Jakob Ramawarma etliche Jahre bei Gundert deutschen und theologischen Unterricht genießen solle, ohne darum seine bisherige Arbeit aufzugeben, worauf er zu ordiniren sei.

Nun aber eilte Hebich zum Abschied; Konferenzen waren ohnehin seine Lust nicht, es drängte ihn, sich in neue Arbeit zu werfen. Am 6. Mai schiffte sich Josenhans nach Europa ein; vorher aber bekam er noch ein herzliches Schreiben Hebichs aus Palghat, worin dieser dem HErrn für den

erfolgreichen Besuch des Inspektors seinen kindlichen Dank aussprach. „Sie sind nun unsern Leiden und Freuden etwas näher gekommen. In diesen 18 Jahren habe ich gemerkt, daß es mit meinem Laufen und Rennen nicht gethan ist und daß meine eigene Seligkeit nur wie an einem Faden hängt. Er, der Herr Jesus, der todt war und jetzt lebet in Ewigkeit, ist allein der Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Daher, geliebter Bruder, als Seine Knechte Gesicht und Herz zu Ihm gewendet! Nur in Ihm ist lebendige Hoffnung, Freude und Sieg; auf uns und unsere Sachen gesehen, ist Täuschung und eitel Herzeleid. Amen. Ich weiß nichts Besseres zu sagen. Dies wissen alle Kinder Gottes: selig, die es thun! Behalten Sie lieb, der Sie liebt in der Liebe."

Josenhans urtheilte damals von ihm: „Hebich ist kein Gelehrter, aber ein Praktiker, der, was Andere am Schreibtisch ausdenken, ins Leben einzuführen versteht; ein Prediger des Kreuzes, der seine Fahne hoch und freudig schwingt und durch Sturm und Graus hineinträgt mitten ins Hauptquartier der Feinde, dort sich setzt und die wieder sich sammelnden mit stets neuer Streiterlust in die Flucht jagt. Hebich ist, was die Hauptsache ist, ein Christ, dem man es im Augenblick des ersten Zusammentreffens und alle Zeit abfühlt, daß der HErr in seiner Seele lebt und daß er unter die gedemüthigten und zerschlagenen Geister gehört, denen der HErr Gnade um Gnade schenkt. Daher ist denn auch sein Wirken so reich gesegnet, und läßt ihm der HErr so vieles gelingen."

26. Die Außenstation Palghat.

Am 21. März 1852 stellte Hebich seiner Gemeinde die beiden Katechisten Georg Obrien und Daniel vor, als

auserlesen für die Arbeit in Palghat, und empfahl sie feierlich dem Gebet der Geschwister. Alsbald reisten sie ab, fanden eine Miethwohnung am neuen Ort und begannen ihre Arbeit. — Hebich reiste ihnen im April nach und gelangte am 19ten nach Palghat, wo er sich nun rührig umsah, Morgens und Abends auf den Straßen predigte und seine Leute ins Feuer führte. Zunächst aber suchte er hauptsächlich die Namenchristen auf, denen er sich zum Hirten anbot, wenn sie ihm gehorchen wollten. Es gieng dabei hart her. Etliche Trommler vom 20. N. I. wollten das Trinken aufgeben und versuchen, wirkliche Christen zu werden. Am 22. erschienen alle diese Christen mit etlichen andern Besuchern vor Hebich, die Männer natürlich mit der langen Haarlocke, die Weiber mit ihrem Schmuck. Er suchte ihnen das Wesen der Geburt von oben recht deutlich zu machen; und nachdem sie sich bereit erklärt hatten, ihn als Knecht Gottes aufzunehmen, schnitt er den Männern die Zöpfe ab und machte den Weibern Ohren und Nasen leichter, traute auch einen Mann mit seiner Concubine. Beim Abendmahl erschienen dann 12 dieser Tamiler und Mischlinge, die als der Anfang der Palghat-Gemeinde betrachtet werden konnten; doch waren die wenigsten ansäßige Leute. Sodann widmete er eine Woche der Reisepredigt in der Umgegend, deren aus Tamilern und Malayalen gemischte Bevölkerung ihm meist freundlich zuhörte, wie das gewöhnlich der Fall ist, ehe die Heiden merken, um was es sich eigentlich handelt. Tschittur, Tattamangalam, Alattur und viele andere Orte wurden besucht und Bücher in Menge ausgetheilt.

Von Palghat begab sich Hebich nach der nächsten Station der Londoner-Mission, dem hochgelegenen gesunden Koimbatur. Er fand dort bei Miss. Addis eine freundliche Aufnahme, suchte eine innige Verbindung mit ihm an-

zuknüpfen, predigte auch seiner Gemeinde. Gestützt au Joh. 14, 21 und Ps. 45, 11 beschwor er sie unter anderem, ihrem Hirten, der sie bisher möglichst geschont habe, sonst aber mit ihm einverstanden sei, doch eine neue Freude zu machen, und ihre Zöpfe, Schmuck u. dgl. abzulegen. Hebich schreibt: „Diese Ermahnung schien bei einigen tief zu gehen.“ Aber sein Dolmetscher (Joseph) meinte, der Teufel scheine sie des Segens der Ansprache beraubt zu haben, sofern sie nachher alle nur von Haarlocke und Juwelen redeten; auch habe es die Christen geärgert, daß der Deutsche und sein Begleiter, statt streng den Sabbat zu feiern, noch am Sonntag Abend weiter reisten.

Sie fuhren nämlich die Nacht hindurch an den Fuß der Nilagiri-Berge. Da gab es manchfache Arbeit, in welcher sowohl die dortigen Missionsbrüder als W. Gompertz Hebich nach Kräften unterstützten. Er hatte etwas gezaudert, dem Rufe seiner Freunde auf dieses neue Feld zu folgen. „Ja es gieng durch manche Zweifel, ehe ich mich entschloß heraufzukommen; am Ende aber dachte ich, nach bald 18 Jahren indischer Hitze dürfe ich mir den Genuß einer kühleren Luft wohl gönnen, und wolle eben Gott danken, daß ich nur zum Durchstreifen und nicht als Patient komme.“ — Die Woche, welche er hier verlebte, war ihm eine überaus erquickliche; die Kälte, die seinen Joseph kleinlaut machte, fühlte er kaum. Erst gieng er mit Miss. Metz zu den Badaga's von Keti, denen er nach Kräften predigte; dann hinauf nach Ottacamund, wo er bei seinem lieben Oberst Coffin abstieg und allerlei Engländer besuchte. Besonders ergreifend war ihm, wie er beim Eintritt in einen Laden einen Mann erblickte, dem er es gleich ansah, daß er ein Jünger Jesu sei. Es war der alte Groves, der einst für das Haupt der Plymouthbrüder in Indien gegolten hatte, jetzt aber schwer

geprüft einem leidensvollen doch friedreichen Ende entgegeneilte. Dann suchte er die in Kannanur bereits angefaßten Hauptleute Dobbie und Selby mit anderen lebendigen Christen in innigen Verkehr zu bringen, und überall, wo es sich schickte, bei Fernen und Nahen seinen Heiland anzupreisen. Daß auch größere Versammlungen zu Stande kamen und viel gepredigt wurde, versteht sich von selbst. Miss. Mörike begleitete Hebich nach Kunnur, wo er dem greisen General Kennett, einer interessanten Ruine, die aus einer früheren Zeit in die gegenwärtige hereinragte, das Herzbüchlein erklärte. „Wie ich an die Schlange kam, wollte er weglaufen, ließ sich jedoch zum Bleiben bewegen; ich schloß mit Gebet und er bedankte sich.“ Auch Kotergiri, die östlichste der Hügelstationen, wurde noch besucht; dann aber giengs dem Unterlande zu. „In Sispara saß ich die ganze Nacht (11. Mai) am Feuer, um mich zu wärmen; da konnte ich meinen Besuch da oben überdenken und war froh, daß ich ihn gewagt hatte. Die leichte Luft, die herrlichen Aussichten, die Arbeit an vielen Seelen, auch die Einsamkeit der letzten Stationen, alles zusammen hatte mich tief erquickt und geht mir noch jetzt an der Küste zu Zeiten nach.“ — Mörike aber schrieb: „Der Besuch des l. Hebich hat uns allen äußerst wohlgethan. Er zündete in wenig Tagen manches Feuerlein hier oben an; sein Andenken ist bei Vielen im Segen, und seine ganze Zeugenart gab uns Manches zu denken. Auch in pecuniärer Beziehung hat sein Besuch Früchte getragen.“

Zu Fuß gieng er hinab, kam an einem wilden Elephanten glücklich vorbei und lief durch den heißen Bambudschangel, wie er noch nie gelaufen war. Nach einem Besuch in Malapuram (s. § 28) eilte er über Kalikut seiner Station zu. „Am Abend des 18ten Mai ritt ich nach

Kannanur, wo ich eintraf, als eben Bruder Diez die erste freigesprochene englische Abendpredigt geschlossen hatte. Das war eine lustige Begrüßung nach Abwesenheit von mehr als einem Monat. Der Hausbau war so ziemlich vollendet, und ich konnte gleich in meine alten, jetzt erneuten und um zwei Fuß erhöhten Zimmer einziehen. Dem HErrn sei Dank für alle seine Gnade." —

Auf der Station war alles im Segen weitergegangen. In Andscharakandi fand er es etwas matt; die Zornwuth der aufgeregten Taglöhner brach manchmal in argen Händeln aus, doch gaben etliche friedvolle Todesfälle neuen Muth, und die noch vorkommenden Felddiebstähle wurden von den heidnischen Aufsehern nicht mehr den Christen zugeschoben. Zur Befestigung der Gemeinde ließ Hebich sie jetzt fünf Aeltesten wählen, die er „Kirchendiener" nannte; die Wahl fiel zu seiner Befriedigung auf lauter gläubige Männer, die fortan ihren Lehrer und Schultheiß, den Timotheus, nach Kräften unterstützten. In Taliparambu war der Bau der neuen Station wenigstens weit genug vorgerückt, um die Regenzeit mit Ruhe erwarten zu können.

Als Hebich eben von dieser Außenstation 31. Mai zurückgekehrt, sich schlafen gelegt hatte, weckte ihn ein Soldatenbruder von der nahen Wache mit der Nachricht, das Fischerdorf Tai stehe in Flammen. „Das Feuer war gewaltig anzusehen; als ich mit Diez halbwegs hinabgegangen war, blieb es zweifelhaft, ob noch etwas dort stehen geblieben sei. Wunderbar aber wars, daß kein Mensch zu Hilfe eilte. Es war nämlich kurz zuvor ein Feuer unter Mapillahäusern ausgebrochen, und als eine Compagnie Soldaten hinabgeschickt wurde zu löschen, hatten die Muhammedaner sie mit Steinen beworfen, daher beschlossen worden war, keine Hilfe mehr zu senden." Das Katechistenhaus war unversehrt ge-

blieben. „Die Nachbarsfrau, bei der das Feuer ausgebrochen war, das 65 Wohnungen niederbrannte, fiel in ihrem Schmerz auf mich hin und weinte. Ich tröstete und ermahnte: 'Zehn Jahre haben wir Euch das herrliche Evangelium verkündigt und Ihr wollt nichts davon, sondern trinkt und treibt alles Böse; thut jetzt Buße.' Die Weiblein waren alle aufgelöst in Thränen. Aber ein Haufe Mapilla's, der uns von Haus zu Haus verfolgte, that bei jedem Satz, den ich sprach, einen Schrei und machte alles lächerlich, bis endlich ein muhammedanischer Beamter ein Holzscheit nahm und auf sie losschlug, sie Teufelskinder nannte und etwas Ruhe schaffte. Der Brand soll von Mapilla's angesteckt worden sein, und brachte in dieser Jahreszeit doppeltes Elend, weil sieben Tage später die Regenzeit einbrach, da man nicht mehr Häuser decken konnte." Dennoch wollte es sich zu keiner Erweichung des Fischervölkleins anlassen, und Hebich dachte nun ernstlich daran, diese von Seuchen und Feuer so oft heimgesuchte Außenstation, die älteste und nächst gelegene, völlig zu verlassen. Die ferner gelegenen beschäftigten ihn jetzt vorwiegend.

In Palghat arbeiteten Obrien und Daniel rüstig. Zu ihnen zog es Hebich ganz besonders, daher er schon im August wieder dahin reiste. Robinson war hier durch einen jungen schottischen Beamten D. Sandeman ersetzt, der sich aufs herzlichste an Hebich anschloß. Obrien hatte sich eingewöhnt und war bei Vornehmen und Geringen wohl gelitten; mit Vergnügen bemerkte Hebich, wie der freimüthige, auch etwas heißblütige Ire, so ungezwungen er sich in allen Kreisen bewegte, doch auch malayalische Etikette sich angeeignet hatte und die Großen mit den von ihnen beanspruchten, scharf abgemessenen Titeln Maharadscha u. s. w. beehrte. Obrien hatte besonders in Coduwayur bei einem Nayer Ein

gang gefunden, dessen Vater ein kürzlich von Mapilla's getödteter Schulze war; dies:r „Menon" hatte schon den Götzendienst aufgegeben und betete nur zu Jesus. Er wagte es auch einmal, in herzlicher Liebe Obrien heimlich zu küssen; sein Bruder aber drohte entschieden, ihn zu tödten, falls er zu den Christen übertrete. Auch Hebich besuchte den reichen Jüngling und betete mit ihm. Alles sah damals vielversprechend aus, dennoch erlosch so nach und nach die Flamme der ersten Liebe, ohne daß es zur Taufe kam. — Nachdem Hebich wieder in der Umgegend gepredigt, mit 16 neuen Seelen das Abendmahl genossen, auch in Coimbatur unter den Engländern gearbeitet hatte, kehrte er sehr befriedigt in den Norden zurück. Eine ähnliche Reise führte ihn vor Jahresschluß (13—26. Dec.) wieder nach Palghat, da er sich dann nach einem wohlgelegenen Haus umsah, welches der Mission zur bleibenden Niederlassung dienen könnte. Im März 1853 zahlte er dafür 1200 Rupies und konnte nun die Station für fest gegründet ansehen.

Mit Obrien war die Station so gut versorgt, als man wünschen konnte. Unermüdlich zog er in der Umgegend von Markt zu Markt, der Landbevölkerung zu predigen; er hat dabei seine Gesundheit so wenig geschont, daß er schon im ersten Jahr wegen Leberkrankheit vom Arzt ins Spital nach Coimbatur geschickt werden mußte. Nur langsam lernte er sich vor der indischen Sonne in Acht zu nehmen, immer zog es ihn hinaus zu den Tausenden, die noch nichts von Christo gehört hatten. Die meist aus Tamil-Knechten bestehende Gemeinde bediente er treulich mit dem Wort, indem er von seinem Schwager auch Tamil lernte. Im Regiment hatte er besonders die Trommler und Musikanten an sich gefesselt; ein Offizier, dem sie gar zu viel ins Katechistenhaus giengen, suchte sie ihm etwas zu entfremden, indem er einen

Club zum Cricket-Spiel für sie stiftete; allein ein Wink von Hebich genügte, sie dem Spiel abtrünnig zu machen. Auch unter den Katholiken Palghats fand der Ire je und je Eingang; er war von Haus aus an allerhand römisches Wesen gewöhnt, doch die Procession mit Sebastians Bild, zur Bekämpfung der Cholera, regte ihn mächtig zum Zeugniß gegen die unverhüllte Idolatrie der indischen Papisten auf. Natürlich warnte sofort der Priester vor jedem Umgang mit dem kecken Ketzer, doch suchten viele seiner Schafe nach besserer Waide in dem verbotenen Testament.

Eine gar angenehme Abwechslung in der Geduldsarbeit einer anfangenden Mission fanden die beiden Katechisten in einem Besuch auf den Anamalei- oder Elephanten-Bergen. Diese erheben sich südlich von Palghat bis zur Höhe von 8000 Fuß, und sind von den Kadern, d. h. Waldmännern bewohnt, einem im Berg- und Baumsteigen überaus gewandten Völklein. Obrien wurde (Febr. 1853) vor sieben ihrer Häuptlinge geführt, denen er den Rath Gottes zu ihrem Heile vorlegte. Sie hörten ihn aufmerksam an und sagten dann, wie sie es bisher gehalten: „wir lügen nicht und tödten jeden Ehebrecher; Götzen beten wir nicht an, wohl aber gewisse Hühner und Schafe; wir leben vom Ertrag des Waldes und essen besonders Bambukorn; lesen können wir nicht, werden aber gern alles hören, was man uns lehren will." Unser Irländer war entzückt von ihrem geraden, natürlich edeln Wesen und gedachte bald wieder zu kommen. Da aber sein Schwager von diesem Dschangelmarsch ein fast tödtliches Fieber mitheimbrachte, wurden sie angewiesen, ihre Reisen zunächst auf das dichterbewohnte Unterland zu beschränken.

Sehr befriedigend für Hebich fiel seine fünfte Palghatreise aus (Aug. u. Sept. 1853), da er die Predigt unter der

Landbevölkerung, besonders auch bei seines Pauls Verwandten gar eifrig betrieb. „Dießmal sind wir den Wochenmärkten nachgezogen, eine Einrichtung, die zur Verkündigung des Worts eine Gelegenheit darbietet, welche wohl die jährlichen Heidenfeste an Nützlichkeit übersteigt, indem da die Leute unaufgeregt, durch die Götzenfrage sich ganz ruhig verhalten. Diese Märkte, so geordnet, daß man jeden Tag auf einen andern ziehen kann, bestehen nur im Palghatgebiet. Diesmal waren wir auf ihrer neun, und predigten an jedem Ort 3—5 Mal und zwar alle Vier nach einander, was immer Hunderte mit gespannter Aufmerksamkeit anhörten."

27. Die Außenstation Taliparambu.

Ganz verschieden von dem Grenz- und Handelsort Palghat mit seiner uralten, Ost und West verbindenden Straße, seiner Festung und dem Getriebe von Engländern, Mischlingen und vielsprachigen Hindu's, war die Tempelstadt Taliparambu, von der Küstenstraße abseits gelegen. Es war da ein verkümmerter Rest des alten Malabar zu schauen; auf hohem Hügel eine gebrochene, verfallende Burg der alten Kola-Könige; unten zwischen dürren steinigten Anhöhen die nach Tipus Zerstörung nothdürftig hergestellten Tempel und Brahmanenwohnungen um den mächtigem Teich; seitwärts die Budenreihen betriebsamer Mapillakrämer; dann die gesonderten Dörfer der Weber und Töpfer, und weiterhin die abgeschlossen Höfe stolzer Nayer. Fremde ließen sich hier nur an den hohen Festen sehen; doch war es der Mittelpunkt eines Amtsbezirks geblieben.

Am 14. Febr. 1852 war in der Nähe der Amts- und Richthäuser das Stückchen steinigtes Land erworben worden,

auf dem Hebich gleich einen Brunnen graben ließ. Die Committee hatte ihm 300 Rupies für eine Ansiedlung daselbst ausgesetzt; das wollte aber auch zu einem kleinen Anfang kaum reichen. Er stellte daher seiner Gemeinde vor, wie wichtig es sei, an einem so bedeutenden Platze nicht gar so armselig aufzutreten, und siehe da, ein neubekehrter Engländer verspricht ihm 600 Rupies. Mit dem Bau verzog sichs jedoch bis in die Regenzeit hinein.

Es tritt nun ein neuer Arbeiter auf, Charles Stocking, ein Engländer von gutem Mutterwitz, der im 94. Regiment diente und im Juli 1848 zuerst in „Gottes Haus" getreten war als ein armer Verlorener, der nach Gnade lechzte. Zwei Tage darauf zeigte ihm Hebich das Herzbuch, und die Bilder des von allerhand Gethier erfüllten Herzens sowie die des gereinigten und geheiligten, schwebten ihm nun beständig vor, bis er die Vergebung der Sünden durch Jesum ergreifen konnte. In einer Predigt über Gal. 3, 1, da Hebich Christum durch uns und für uns gekreuzigt vorstellte, und mit dem Finger deutend sagte: du bist der Mann! konnte nun der Soldat von Herzen sagen: Ja, ich bin der Mann. Schon begann er auch mit seinen Kameraden zu reden und wurde dafür mit Schlägen bedroht; da wachte in ihm der Gedanke auf, vielleicht dürfe er noch ein Zeuge von Jesu Liebe werden. Lesen konnte er, das Schreiben war ihm noch fremd; so bat er einen frommen Kameraden, es ihn zu lehren. Wenn Hebich auf die Feste gieng, betete Stocking mit besonderer Inbrunst für die Menschenfischer und fühlte einen wachsenden Drang, auch zu ihrer Arbeit berufen zu werden. Im Dec. 1851 machte Hebich ihm den Vorschlag, Katechist zu werden; mit Freuden gieng er auf den Gedanken ein und trat in denselben Bund wie seine Vorgänger. — Sobald er vom Armeedienste frei wurde, zog er in den

Missionshof und machte sich an die Erlernung des Malayalam. Zur Gattin wählte er sich die tüchtigste der Tschirakal Schulmädchen, die um ihres Alters willen, und weil der Vater am Aussatz gestorben, schon oft von Heirathslustigen übergangen, sich bereits ins Loos einer alten Jungfer gefunden hatte, aber nun mit Dankesthränen den ehrenvollen Antrag annahm. (Sie starb schon im ersten Jahre — voll Frieden). Am 19. Sept. 1852, einem Abendmahlssonntag, stellte Hebich die Katechisten Paul und Stocking mit ihren Familien und noch zwei Malayali-Christen der Gemeinde vor und empfahl sie der Gnade des HErrn für den Dienst des Evangeliums in Taliparambu. Sofort bezogen sie das halb vollendete Gebäude und machten sich an die schwere, nur langsam lohnende Arbeit.

Es war für Hebich etwas Großes, daß ihm die Besetzung dieses Platzes gelungen war, auf dem er schon so viele Todesnöthen*) ausgestanden, für den er schon so lange

*) Taliparambu war einmal der Ort, wo Hebich die meisten inneren Kämpfe durchmachen sollte. Nachher ließen sich diese in fast drolliger Weise erzählen, doch behielten sie ihre ernste Seite bis zum Ende von Hebich's Wirksamkeit. Im Jahr 1851 beschreibt er, wie es ihm am 15. März, dem Datum der üblichen Steinwürfe, zu Muthe war. „Der Teufel wollte mich diesmal sehr weise machen. Er sagte: Hast doch schon viel gepredigt; nur diesen Morgen bleib ordentlich zu Hause mit deinen Leuten, dann kannst ja immer wieder gehen. Ich hätte schrecklich gerne Ja dazu gesagt und betete, daß mir der HErr Gewißheit darüber geben möchte. 'Was bedarf es? du mußt gehen,' lautete die Antwort, aber es gieng eben in den Tod, und das mochte ich nicht. Nach ruhigem Schlaf stand ich um vier Uhr auf: inwendig alles finster, meine Leute voll Furcht. Doch machten wir uns fertig, giengen hinaus, predigten am Bergabhang, und siehe da, Alles blieb ruhig. Aber was jetzt, soll ich auch hinunter? Es gieng hinunter festen Schritts, doch zitterte das Herz. Schreckliches Jauchzen empfieng uns. 'Sagte ichs nicht, du solltest nicht hinuntergehen?' flüsterte der

gebetet hatte. Er zweifelte keinen Augenblick, „daß wir hier noch die größte Frucht unter dem Malayali-Volke kriegen werden.“ Auch Heiden fühlten, daß er denn doch vorwärts mache. Ein Brahmane, der einmal sich den Neubau betrachtete, sagte zu dem Katechisten: „Wohlan! wir haben Alles aufgeboten, Eurem Padre zu widerstehen, und doch hat er uns besiegt. Da ihr aber nun hier unter uns wohnt, so wollen wir Euch auch freundlich begegnen und Alles Gute thun; nur sagt uns davon nichts, daß wir Christen werden sollen.“

Die Neuheit der Sache zog erst viele Besucher aus allerhand Kasten an; als diese sich verloren, konnte Paul sich in der Umgegend umsehen und das Wort nach allen Seiten hin verkündigen. Stocking war mittlerweile manchmal zum Unmuth versucht, weil es ihm mit dem Sprachenlernen etwas zu langsam gieng. Dann gereichte ihm zum Troste, wenn er Jemand begegnete, dem sich auch in Englisch etwas ans Herz reden ließ. Daß die Feindschaft gegen das Christenthum tief sitze, konnten sie bald genugsam mer-

---

Feind. Ich gehe auf die Erdmauer. Da will ein starker Mann, der Schwager des Radschas, losbrechen und ruft: Laßt uns den Padre vertreiben! Der Pium hörts und versetzt ihm eins. Der Nayer schlägt wieder; sie packen sich an Zopf und Kragen, sie ringen, Nayer helfen jenem, andere Piums (Amtsdiener) diesem. Alles Volk wandte sich dem Kampfe zu. Ich ließ dem Pium, der den Kopf verloren hatte, sagen: ziehe den Mann in den nahen Tempel hinein, wo die Amtleute sind. Es geschah: wie ein Käfer von Ameisen geschleppt, langte endlich der Edelmann im Tempel an und wurde vom Tahsildar auf etliche Tage eingesperrt. Ich aber predigte nun in voller Ruhe weiter nach Herzenslust. Zurückgekehrt ward ich so erfüllt von der Herrlichkeit des HErrn, daß ich an mich halten mußte, um nicht auszurufen: o welche Liebe! welche Schande für mich, zu fürchten!“ An einem andern Tage kam dann doch der Steinregen noch nach.

ken; selbst die gewöhnlichsten Lebensmittel mußten längere Zeit von Kannanur her bezogen werden. Viele schimpften: Seit der Padre kommt, wollen die Pocken nicht mehr weichen, die Aecker nicht reichlich tragen; und ein Mapilla sagte zu Paul: wenn ich dich heute in drei Stücke haue, habe ich den Himmel. — Die meiste Hoffnung gab ein junger Beamter, der in Hebich's Schule gebildet, schon im 17. Jahre zu dem Entschluß gekommen war, Christum offen zu bekennen, als seine Eltern es entdeckten, ihn über Hals und Kopf verheiratheten und ihm eine kleine Anstellung in der Ferne verschafften. An verschiedenen Orten herumgeworfen, hatte er doch immer seine Bibel liebbehalten und sich von dem vielen Lug und Trug indischer Amtstätten mit aller Anstrengung rein zu halten bemüht. Vorerst war er eine bedeutende Stütze für den Außenposten, dem er mit Rath und That zu dienen sich bestrebte, wie er auch manches Unrecht durch seine bloße Gegenwart abwehrte.

Zu Zeiten wurde in weitere Entfernungen gereist. Auch hier traf man im Nordosten mit Waldbewohnern zusammen, Māwilern, die nur vorn und hinten einen belaubten Zweig vorbinden und glauben, sie müßten sterben, wenn sie je Kleider anzögen; diese waren zu roh, um irgend einen Unterricht wünschenswerth zu finden. Namentlich wünschte der alte Freund Anderson, daß die h. Schrift durch Colporteure auf seine Kosten nach Südkanara verbreitet werde, was denn wiederholt namentlich von Stocking geschah, anfangs, wie sich von selbst versteht, mit sehr mäßigem Erfolg.

Wenn nun Hebich auf seine Festbesuche oder sonst nach Taliparambu kam, so fühlte er, daß er auch hier eine Heimat habe. Von einem der Steinigungstage (15. März 1853) erzählt er: „Während unserer Predigt prallte ein Stein an Josephs Schirm ab und schlitzte einem hinter uns stehenden

Mapilla die Oberlippe; ein anderer pfiff an mir vorbei, traf den hinter ihm stehenden Baum und sprang von da einem Nayer an die Stirne, so daß erst Blut floß und dann die Wunde hoch aufschwoll. Ein Dritter warf dem Joseph eine Cocosschale auf die Brust, so daß er fast über die Mauer hinabgefallen wäre. Zwei der Werfer wurden ergriffen und sollten bestraft werden; ich bat den Amtmann, dies lieber nach seiner Vollmacht mit leichteren Strafen zu thun, als sie einem höheren Gericht zu übergeben; sie wurden also mit kleinen Geldstrafen und einer Warnung entlassen."

---

28. Malapuram und Hebichs Own.

Um den vielen Aufständen der Mapillas wirksamer zu begegnen, hatte die Regierung bei Malapuram, 14 Stunden hinter Kalikut gelegen, eine Station für ein Detachement von Sipahis errichtet, neben welchem sich bald auch eine Kaserne für zwei Compagnien von Europäern erhob. Unter den letzteren waren nun auch solche, die sich in Kannanur bekehrt hatten, und diese baten Hebich vielfach um einen Besuch in dem anfangs unheimlichen Platze. Zwar auf den ersten Anblick schien es den Soldaten ein angenehmer Ort zu sein, zwischen hohen Hügeln gelegen, über die noch keine Wagen fahren; aber unversehens ruft sie ein neuer Aufstand hinaus in das von Mapillas dichtbewohnte Land, oder munkelt man wieder von neuen Verschwörungen, welchen die Polizei auf der Spur sei. Im Uebrigen ist der Palmwein für die Trinklustigen ohne Mühe zu haben; wer Lust zum Gebet hat, findet auch ein Plätzchen in den Felsen der Umgegend, und so lange keine Gefangenen da sind, bleibt der Schildwachendienst leicht. So berichtet ein Sergeant (Oct. 1851), dem

Hebich das Herz gerührt hatte durch seine dringliche Einladung zum Abendmahl.

Der liebe Gompertz war's zuerst, der hier mit vieler Treue unter seinen Mit-Offizieren und den Soldaten arbeitete, bis ihn Krankheit nöthigte, auf ein halbes Jahr die Nilagiri zu besuchen. Hebich aber konnte nun den wiederholten Andringen der Brüder nicht länger widerstehen und zog Mai 1852 auch diesen Platz in die Reihe seiner Außenstationen. Zwei bis dreimal des Jahrs besucht er hier die Glaubigen und Angeregten und predigt ihnen in einer Kapelle, die sie aufgeführt haben. Er hat da oft in kürzester Zeit viele Arbeit ausgerichtet, welche in die Ewigkeit hinüberreicht (s. Miss. Mag. 1870. Aug.)

Einige Regimenter der britischen Armee haben besondere Ehrentitel, wie Queens own „der Königin eigenes" oder Leibregiment. Ein Sipahiregiment, das 39. M. N. I., erhielt ums Jahr 1853 den Beinamen Hebich's own; so darf es wohl besonders erwähnt werden. — Im Dec. 1851 war einer seiner Hauptleute, Robert Dobbie, mit Hebich zusammengetroffen, und hatte, selbst ein derber Mann, Geschmack an dessen Originalität gefunden. So lud er ihn zu einem Besuch bei sich ein. Bald genug tritt Hebich eines Vormittags ein, und wendet sich nach kurzem Gruße an Isabella, die gefeierte Gattin des Hauptmanns, mit der Frage: „Haben Sie Ihr Herz Jesu hingegeben?" — Sie antwortete: „ich hoffe es." — Hebich: „Ich will nicht wissen, was Sie hoffen; ich hab einfach gefragt: Haben Sie Ihr Herz Jesu hingegeben?" — Sie: „Ich meine ja." — „Hoffen und Meinen! darnach habe ich Sie nicht gefragt." Dann fiel er in die gewöhnliche Redeweise und fragte: „Haben Sie schon gefrühstückt?" — Oh ja. — Sogleich fuhr er in halb ernstem Tone fort: „Sie anmaßende Frau! Sie sollten nicht sagen: ja! sondern ich

hoffe oder meine, gefrühstückt zu haben. Wenn wir in einer so kleinen Sache zu voller Gewißheit kommen können, wie viel nöthiger wäre das in der wichtigsten Angelegenheit. Und das ist einmal unmöglich, daß wir unsere Herzen dem Herrn Jesus übergeben haben, damit Er sie für uns bewahre, weil wir's nicht im Stande sind, und durch seinen Geist in ihnen wohne und regiere, Alles, ohne es gewiß zu wissen. Nein, der Geist gibt Zeugniß unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind."

Es folgte bald die Erklärung des Herzbüchleins, welche beide Gatten sehr in Anspruch nahm und einen tiefen Eindruck hinterließ. Alle Einwände wurden aus Gottes Wort widerlegt. Das gieng so drei Monate fort, bis ein gar unceremoniöses Wort Isabella zu dem Entschluß brachte, hinfort nie mehr mit ihm zu sprechen. Beim nächsten Besuch wollte sie nicht herbeikommen; doch Robert redete ihr zu und nun konnte sie sich der Botschaft von Jesus nicht entziehen; ihre Opposition war völlig gebrochen. Sie erkannte sich als eine arme Sünderin und nahm den Heiland an. Alsbald konnte sie sich auch seiner freuen und vor allen Freunden und Bekannten seinen Namen bekennen.

Ein anderer Hauptmann des Regiments S. war nach Malapuram detaschirt worden. In einer Decembernacht 1852 treibt Hebich ihn so in die Enge, daß er — bisher der Stolz des Regiments durch allerhand Tugenden — nun Jesum als seine einzige Gerechtigkeit ergreift. Zwei jüngere Hauptleute waren S's besondere Freunde; ihnen rückt er sofort durch Briefe gewaltig zu Leibe.

Der eine war ein lebensvoller, von Witz und Geist übersprudelnder Ire, Archibald Kerr. Niemand konnte wie er jeglichen Dialect aufs täuschendste nachahmen, das Charakteristische an jeder Erscheinung so treffend bezeichnen, Portraite

und Carricaturen so leicht hinwerfen, — mit etlichen Schnitten hat er den Knopf eines Stocks in den überaus kenntlichen Kopf irgend eines Kameraden verwandelt: dabei die Gutmüthigkeit selbst, aber schwer belastet mit einer geisteskranken Frau. Wie dieser Ire das erstemal auf dem Paradeplatz des Regiments Cricket spielte und Hebichs groteske Gestalt vorüber reiten sah, warf er sich geradezu ins Gras und schwang die Füße in die Luft, um sich recht auszulachen. Dennoch hatte er tiefe geistige Bedürfnisse, und während er sich streng zu seiner Kirche hielt und seinen Dienstboten verbot, Hebich je in's Haus zu lassen, versuchte er doch bald, ob sich von Gompertz u. a. Gliedern der Gemeinde nicht irgend etwas lernen lasse. — Der andere war der hochherzige, etwas wortkarge Hart, eine überaus treue Seele.

Am Neujahr 1853 war Hebich auf seinem Morgenspaziergang am Meer dem General begegnet, der ihm erst ausweichen wollte, dann aber doch sich stellen ließ. „Guten Morgen, General! Ein glückliches neues Jahr! von Herzen wünsche ich Ihnen neues Leben, neuen Glauben, neue Kräfte, alles neu!" Der ältliche Mann bemühte sich auf den angeschlagenen Ton einzugehen und erwiederte: Mögen wir diese Segnungen verdienen! Hebich kam heim, indem er wieder und wieder murmelte „Segnungen verdienen"; ihm wallte das Herz von Verlangen nach unverdienten Segnungen. Das Jahr sollte ergiebiger als irgend eines der früheren werden an Bekehrungen aus der Herren- und Damenwelt.

Er hatte sich eben loszureißen von etwa 100 Brüdern im 94. Regiment, die nach Madras und Bangalur vertheilt wurden. Am 4. März schied auch das 16. N. I. mit acht Seelen aus der Gemeinde, das etliche Jahre in Aden zubringen sollte. Eine Dampffregatte führte sie davon. William konnte nicht einmal den beabsichtigten letzten Abschied von

Hebich nehmen; zwar schickte er noch den Pferdeknecht zur lieben Kapelle hinauf, dort auf ihn zu warten. „Aber," schreibt er, „ich konnte nicht an Kerr's Haus vorbeireiten, ohne noch einmal einzukehren und ihm ans Herz zu legen, daß er nach Gold grabe in der rechten Grube, und das Licht suche, das er so lange verschmäht habe. Bei Kerr überraschte mich der Kanonenschuß, das Signal für mich, aufs Schiff zu gehen; so mußte ich ohne Sie zu sehen ans Ufer und ins Boot, nachdem ich noch dem lieben Y. die Hand gedrückt hatte. Von zwei Uhr an war ich dort so beschäftigt, daß ich nicht mitspeisen konnte. Um fünf und ein halb Uhr war die ganze Mannschaft an Bord. Dahin kamen auch noch Sr. vom 39., in dem der HErr zu wirken scheint, und Hart, um uns Adieu zu sagen. Es gab viel zu thun, bis alles aufgeräumt war. So war ich am Abend sehr müde, aber die Seebrise erfrischte mich, als ich so auf dem Steuerbord saß, auf Kannanur blickend und an Euch denkend, die Ihr alle um jene Stunde für mich und C. betetet. Der Kapitän hatte uns ein Nachtessen bestellt, da gefiel mir besonders Cousin, der gleich auf Gottes Wort zu sprechen kam. (Dieser ist bald darauf aus dem Flottendienst ausgetreten und Missionar geworden). Wie dauern mich die 40 Matrosen, die im Leichtsinn und Fluchen miteinander wetteifern. Manchem Offizier gefällt es noch, wenn diese armen Leute so unbekümmert um Gott drein schauen. Sie sahen auch mich ein paar mal an, als müsse ich mitlachen oder doch durch Wort und Geberde an ihren Späßen theilnehmen. Die armen Sipahis (die eben von Weib und Kind sich verabschiedet hatten), waren sehr froh, als endlich um 9 Uhr der Dampf sich fühlbar machte, und wir uns rasch von Kannanur entfernten."

In welch engem Verkehr diese Aden Freunde mit dem

„Hauptquartier" blieben, wie Gompertz gern Kannanur betitelt, läßt sich nicht ausführlich schildern. Sie durften reiche Segnungen erleben, besonders in der Bekehrung von europäischen Soldaten und Offizieren, aber auch in der Erweckung und Beeinflussung von Sipahis und andern Hindus; von diesen wurden zwar nur zwei in Aden getauft, aber der Sauerteig des Worts wirkte so allgemein, daß selbst der muhammedanische Munschi des Regiments seine Tochter im N. T. unterrichtete, während die Anhänglichkeit der Sipahis an ihre christlichen Offiziere beständig stieg. Wie wichtig solche Einflüsse für die Geschicke der Madras Präsidentschaft waren, sollte bald in der Feuerprobe der Sipahi-Empörung offenbar werden. — Gompertz findet es sehr merkwürdig, wie nun Hebichs „Kindeskinder", die Soldatenbrüder in Aden, die ihn doch selbst nie gesehen hatten, ihn fast noch mehr auf dem Herzen tragen als er selbst. „Es ist herzergreifend, wie sie für Ihr Werk beten; natürlich schicken sie auch monatlich ihre Gaben durch uns, ohne daß wir sie je dazu aufgefordert hätten."

Schon am Tage nach Gompertz Abfahrt entschieden sich Kerr und ein Lieutenant H. mit seiner Gattin offen für den Herrn Jesum; ersterer nicht ohne noch in der letzten Nacht in Folge einer Einflüsterung einen schweren Kampf zu bestehen. In der Frühe des Abendmahlsonntags (6. Merz) fragte er noch geschwind bei Dobbie an, ob Hebich wirklich nicht die Transsubstantation lehre; so sehr es ihn dorthin ziehe, könne er doch nichts gegen das Gewissen thun. Auf Dobbies beruhigende Versicherung hin schloß er sich der Gemeinde an. Diesem Kleeblatt aber folgte in Kurzem der obengenannte Hart, dem Hebich zweimal bis Mitternacht zusetzte. „Die Krone der Gemeinde sind jetzt die 'reichen Brüder', deren Bekehrung viel Aufsehens und Redens macht.

Die sind jetzt alle sehr eifrig und bringen ein neues Leben unter uns." Sie hatten bald allerlei Feindschaft zu erfahren; denn der General sah gar nicht gut zu der Sache. Im Mai trat dann auch der längst geliebte Dr. Foulis in diese Gemeinschaft ein, in der er sein dem Dienst Gottes und der Brüder geweihtes Leben schon nach zwei Jahren beschließen sollte.

Wie Isabella Dobbie über all diese Gnadenerfahrungen jubelte, in denen sie wunderbare Gebetserhörungen sehen durfte, zeigen ihre Briefe.*) Sie kann an nichts anderes mehr denken, kann zu Zeiten kaum glauben, daß alles das an ihrem Regiment geschehen soll. — Eine besondere Freude bereitete aber der Arzt des Regiments, ein corpulenter Lebemann, den Hebich einmal wegen eines hartnäckigen Ausschlags zu sich beschied, indem er ihm seinen eignen Ochsenwagen schickte. Ohne eine solche Veranlassung hätte der gutmüthige Mann das Missionshaus doch nie betreten. Als der Doctor angefahren kam, trat ihm Hebich entgegen und mußte erst tüchtig lachen, als sein Besuch wegen der eigenthümlich engen Bauart des einfachen Wagens sorglich fragte: aber wie jetzt heraussteigen? Nachdem er ihm herausgeholfen, gieng die Besprechung an, die zunächst wenig Erfolg verhieß. Allein Hebich kam nun auch ins Haus und fand Eingang bei den Frauen und dem reichen Kinderhäuflein. Am 1. Juli 1852 lief ein Billet von dem Arzte ein: „er sei jetzt 21 Jahre in Indien, und habe noch nie was für die Mission gegeben; hiemit schicke er eine Erstlingsgabe." Noch im Laufe des Monats kam er zur Kapelle; und die weiteren Erlebnisse von Gottes Wirken an andern führten auch ihn zur völligen Uebergabe seines Herzens an Christum.

*) Wachsthum eines Kindes Gottes in der Gnade. Basel. Missionshaus 1868.

Im April trieb Hebich sich wieder im Südosten um. In Palghat langte gerade von Aden her ein neues Regiment, das 3. N. I. an, in welchem es viele Arbeit gab. Zwar mit den Sipahis ließ sich wenig machen: die sagten lustig, wenn Trinken und Unzucht zur Hölle führen, so schließen sie sich gerne der großen Gesellschaft an, die dort zusammen kommen müsse. Nach fleißigem Suchen fand sich aber doch auch eine Christenfamilie unter ihnen, von Layer in Dharwar getauft, da denn besonders die Frau große Freude hatte, den Schall des Evangeliums wieder zu hören. Und unter den Offizieren war einer, D., der eben seine junge Frau an der Cholera verloren hatte, der öffnete sein Herz dem Trost des Evangeliums und nahm das Abendmahl mit der eingebornen Gemeinde, ehe er nach Europa zurückkehrte. Noch unterwegs fiel ihm ein, was er von einem edelherzigen Kameraden wußte: wie der einmal bei Muntschur tödtlich verwundet auf dem Felde lag, bat er den frommen Arzt, der ihn untersuchte, lieber gleich für ihn zu beten, da er selbst sich nicht darauf verstehe; sobald der Doctor gebetet hatte, wurde es mit ihm auffallend besser. Gewiß suche dieser seither den HErrn, wenn auch in der Stille, jedenfalls der HErr ihn. Es versteht sich von selbst, daß in solchen Fällen Hebich das Nachsuchen nicht unterließ. — Zunächst aber hatte er sich mit „schrecklichen Kerls“ herumzuschlagen; da war z. B. ein Lieutenant, der mit zwölf andern jagen gegangen war, da sie dann an einem Fieberplatz eine Nacht zubrachten, an deren Folgen die zwölf starben. Dennoch wollte dieser Dreizehnte Gottes Güte nicht erkennen; sicherlich habe er seine Errettung nicht Gott zu danken, jeder habe seine Todesstunde und die seine sei noch nicht gekommen.

Eine schmerzhafte Augenentzündung, die Hebich durch seine Anstrengungen in der schauerlichen Aprilhitze sich zuzog,

unterbrach vorerst seine Thätigkeit; die Reisepredigt, die er vorhatte, wurde ihm vom Arzt verboten. Wohl aber durfte er noch einen Ausflug auf die blauen Berge machen, da er dann an seinem 51. Geburtstag mit einem Offizier im Dschangel zusammentraf, welcher ihm ein Frühstück gab. Der Mann hatte seit acht Jahren keine Kirche mehr betreten und lebte nun mit einer Schwarzen; „zum Dank für die Bewirthung predigte ich ihm recht ehrlich.“ Auf den Bergen öffneten sich ihm viele Thüren; er durfte manche angefochtene Seele trösten, besprach sich auch offen mit dem tüchtigen Kaplan von Ottacamand, an dessen Predigt er sich erbauen konnte; zum Schluß suchte er wieder den alten General Kennett auf, um ihm die Vergebung der Sünden zu verkünden, und schied mit dem Eindruck: „er kriegt Licht.“

Indessen war in Kannanur ein wahrhaft frommer Kaplan aufgezogen, der sel. Alcock. Nicht ohne Zagen war er gekommen; man hatte ihm mit Hebichs antikirchlicher Gesinnung bange gemacht. Es kam aber in der kurzen Zeit, die er unter den Brüdern weilte (Mai und Juni), zu einer so herzlichen Gemeinschaft, daß Hebich ihm, als er nach Madras versetzt wurde, seine dortigen Kinder im 94. Regiment zur Pflege anbefahl, eine Anordnung, welche freilich zu spät kam, um der dort eingetretenen Verwirrung zu steuern.

Hören wir darüber einen Soldatenbruder; Br. schrieb (Mai): „Wir sind alle zerfahren. Zuerst lag ich im Spital, da hörte ich schon viel von dieser Kirche und jener Kirche; und als ich herauskam, fand ich die Brüder zersplittert: einige hielten sich zur Freikirche, andere zur Englischen, wieder andere zur Wesleyanischen. Da kannst du dir die Verwirrung vorstellen. Ich sollte hinzufügen: einige auch zur Kantine, einer gar zu den Goldgruben (Australiens), und zwei wurden Unteroffiziere; so manche sind der Lage müde,

in welche Gott sie gesetzt hatte. Ach könnte ich so schnell als möglich nach Kannanur zurück! Wie viele werden kühl und kalt; einer besucht auch als seine Kapelle die Mädchenschule, um dort eine Frau zu fangen. Andere würden gerne Missionsreis essen, ob aber tüchtig dafür arbeiten, ist eine andere Frage." — Anderson war bereits herzkrank und konnte sich der Soldaten nicht mehr wie früher annehmen. Daher erklärte er den Brüdern nach ihrer Landung, wenn einer glaube, bei dem Anglikaner Dr. Powell, oder bei dem Wesleyaner Hardy mehr zu profitiren, als bei ihm und seinen drei eingebornen Gehilfen, so möge er zu jenen gehen. Nun theilten sich die armen Leute, selbstverständlich mehr unter dem Einfluß, den die früher gewöhnten Formen auf sie ausübten, als nach streng geistlicher Prüfung. Der einzige Offizier des Regiments, der sich zu Hebichs Kapelle gehalten hatte, schloß sich der englischen Kirche an; seine kranke Gattin erfreute sich noch am Zuspruch Powells, ehe sie (1. Juni) selig starb.*) Einige Tage nach ihr wurde Dr. Powell

*) Sie hat in ihren Erinnerungen den Osterdienstag 1851 als den Tag bezeichnet, der ihr der höchste für ihre Seele geworden sei. „Da hat mir der HErr in der Missionskapelle (in Kannanur) all seine Liebe geoffenbart. Wie nahe war Er doch jener Maria und sie wußte es nicht, sondern hielt ihn für den Gärtner; wie nahe war er mir schon und ich merkte nichts. O wie danke ich dir, daß du meine Seele aus der Hölle erretet hast. Ich konnte rein nichts arbeiten, um meinen Frieden nicht wieder zu verlieren, gieng dann zu unserm l. Pastor, durch den der HErr mich so reich gesegnet hat, und hörte nun, wie ich durch eine böse Welt mich mit Gott durchzuschlagen habe. Er betete inbrünstig mit mir, und so lernte ich im Rest der Woche mich vor meinem schlimmen Herzen mehr und mehr fürchten." Sie ist nicht ganz so fröhlich gestorben, nachdem sie in ihrer Krankheit viel an Kannanur gedacht und sich dem Gebet der dortigen Gemeinde empfohlen hatte.

in der Fülle seiner Kraft dahingerafft. Nun kam Alcock an seine Stelle, der überall mit größter Liebe von Hebich sprach. Er hielt eine Besprechung mit den schottischen und wesleyanischen Brüdern, zu sehen, ob man nicht trotz aller Verschiedenheit der Form eine gewisse Einigung unter den Soldatenbrüdern herstellen könne. Es kam aber nicht dazu, und selbst die von Hebich ernannten Leiter entzweiten sich. Der eine meinte: „nach allem Lob, das H. der Freikirche gespendet habe, sei es doch verwunderlich, daß sie jetzt zur englischen Kirche zurückgehen sollten. Wenn das wirklich geschehe, so gelte es dann auch ein für allemal; dann bleibe er bei der Church, selbst wenn das Regiment wieder nach Kannanur zurückkehre. Im Uebrigen sei er seiner Leiterschaft und der Armee müde, gedenke sie zu verlassen und wünsche sich nur eines, daß er fest am HErrn hängen bleibe." Der andere war dafür, daß man sich nach Hebichs Wink nun insgesammt zu Alcock halte, denn wenn man nicht zusammenstehe, so sei es mit der Zucht aus; sobald man einen strafen wolle, sage er: dann gehe ich in die oder die Kirche ꝛc. Die Brüder zerstreuten sich und viele geriethen in die immer offenen Arme der Welt; Hebich konnte nur für sie beten.

Besser gieng es im andern Flügel des Regiments, der nach Bangalur übergesiedelt war. Sie besaßen an Bennie einen tüchtigen Leiter, der schon während des nassen Marsches, auf dem Knie, seine regelmäßigen Berichte an Hebich schrieb. Er meinte, Bangalur sei ein hübscher Platz für den alten Kerl, bei dem sich gleich der picnic Teufel eingestellt habe. „Auch lassen sich hier einige von juckenden Ohren umtreiben, und es ist kein Hebich da, die Weglaufenden zu suchen; sondern es heißt halt: wer kommen will, der komme, wer nicht will, bleibe weg. Ein wesleyanischer Missionar sieht etwa zwei Brüder und fragt: wie kommt es, daß ihr euch

nicht an uns anschließt? Antwort: Es kommt ja nicht auf den oder jenen Platz an, sondern daß man sich zu Jesu halte; unser Pastor rieth uns, zu den Londonern zu gehen. Darauf: 'gut! wenn ihr irgend einmal Neigung verspürt, zu uns zu kommen, werden wir euch mit Freuden empfangen.' Das ist nun keine Kleinigkeit, denn wenn irgend ein Zwist entsteht, droht auch uns das Auseinandergehen. Der HErr mache uns immer mehr Eins in Ihm!" B. lag übrigens Monate lang im Spital mit seinem Herzklopfen; es war ihm selbst ein Wunder, wie unter den verschiedensten Versuchungen die Brüder doch zusammenhielten.

Im neuen Europäerregiment (H.M. 25) wollte es, wie Hebich klagt, nicht recht vorwärts gehen; „die Brüder schlafen und ist fast nichts mit ihnen zu machen!" Er ließ sie (August) sich selbst sechs Leiter wählen und konnte mit dem Ausfall der Wahl zufrieden sein, — wenn nur im Allgemeinen die Herzen wärmer gewesen wären! „Doch kommt ein Haufen Ungläubiger zu unserer Morgenkirche und das Evangelium wird ihnen gepredigt, der HErr sehe in Gnaden drein!"

Zwischenhinein arbeitete er unter den Offizieren in Palghat weiter. Da erfreute ihn in hohem Grade die gründliche Bekehrung des Adjutanten Hn.; bei dem wards Licht, nachdem Hebich (11. Sept.) mit ihm gebetet hatte. Er kanns zwar kaum glauben, daß Gott einen solchen Sünder höre, aber die Gewißheit bleibt nicht aus. Nun wunderts ihn, daß er sich über diese seine höchste Erfahrung gegen Freund J. nicht aussprechen kann: „So sind wir Kameraden, leben 13 Jahre zusammen, haben alles gemein, aber von Gottes Sache zu reden vermögen wir nicht!" Wie froh war er dann, als Hebich ihn veranlaßte, sich vor ihm gegen J. auszusprechen; Hebich trieb es wieder einmal bis tief in die

Nacht hinein, da denn auch J. sich dem HErrn übergeben wollte. — Und auch für einen P. hat er Hoffnung, obwohl dieser vielfach auswich und gelegentlich, da Hebich bemerkte, Frau und Kind seien nicht Nr. 1, sich versucht fühlte, den groben Zeugen niederzuschmettern, — wie er ihm ein Jahr später offen bekannte.

So öffnete sich ihm denn eine Aussicht, daß es noch in einem andern Regiment so weit kommen könne wie im 39sten. Das letztere erhielt einen gläubigen Oberst R. Budd; des Majors Gattin gehörte gleichfalls zur Gemeinde, und die Eingänge zu den Trommlern und andern Angehörigen des Regiments mehrten sich in der Weise, daß es am Ende 26 Seelen waren, die sich zur Missionskapelle hielten. Nun war aber auch schon der Abschied vor der Thür; im Dec. 1853 marschirte Hebichs own nach der Station french rocks ab, nachdem er diese Zweiggemeinde in heißem Gebet dem HErrn ans Herz gelegt hatte. Er sollte ihr bald einen Besuch abstatten.

„Dieses Jahr 1853 war besonders fruchtreich in der Bekehrung von Herren und Damen, vielleicht das ausgezeichnetste der Art in meiner Arbeit. Einige wurden auf der Durchreise gewonnen, eine Dame im Vorbeifahren auf dem Schiff Owen Glendower, eine andere mit zwei Töchtern durch den schnellen Tod ihres Mannes. Die Berichte von den french rocks lauten sehr gut; die Brüder haben in der Choleraheimsuchung einen unserer Leute angespannt, in ihrer eigenen Kapelle und auf den Straßen herum zu predigen während dieser Angstzeit. Unserer Leute, die Trommler eingerechnet, sind es jetzt 38 Seelen, alle in der ersten Liebe. Ich hoffe sie zu besuchen und habe Muth und Freudigkeit, in den Herrn Jesum hineinzuglauben. Welch ein Trost, zu wissen, daß die Sache allein seine ist. Laßt

uns nicht müde noch matt werden, denn Er führt Alles herrlich hinaus!"

Als der englische Bischof von Madras diese Station besuchte, und das rege Leben in Kirche und Schule sah, war er nicht wenig überrascht. Er hatte manche Vorurtheile gegen Hebichs Wirksamkeit eingesogen; man hatte ihm sogar berichtet, Hebich heiße die englische Kirche eine Teufelskirche (was wohl von dem „Kirchenteufel" herrührte, den Hebich in vielen Leuten fand, welche unter dem Vorwand der Kirchlichkeit sich der Nachfolge Christi entziehen). Nun ward er zur Offizierstafel eingeladen, und die Unterredung drehte sich vorwiegend um geistliche Dinge; auch die unbekehrten Offiziere stimmten achtungsvoll in den herrschenden Ton ein. Zum Schluß des Abendessens ward dem Bischof die Bibel vorgelegt, mit der Bitte, daraus vorzulesen und zu beten. Auf die Frage, ob das auch sonst geschehe, hörte er zu seiner Verwunderung, das sei hier ständige Sitte; da sagte er mit großer Freude: „Dies ist wahrhaftig etwas Neues in einer indischen Präsidentschaft."

Ein etwa zehnjähriger Bestand war diesem Regimentskirchlein beschieden; dann befanden sich die Glieder desselben, soviele noch lebten, weitzerstreut in allerlei Ländern; die edelsten aber hatten ihren Lauf vollendet, nachdem sie auf verschiedenen Stationen als ein hellscheinendes Licht den Namen Jesu verherrlicht hatten.

---

29. Stillstand? Der erste Brand.

Während unter den Engländern die Arbeit Hebichs einen so segensreichen Erfolg hatte, wie kaum je zuvor, und der Zuwachs an bußfertigen und wahrhaft glaubigen Europäern

auch der eingebornen Gemeinde manche Erweckung und Stärkung brachte, hielt doch die Förderung und Hebung der letzteren nicht gleichen Schritt mit dem, was unter den Weißen geschah, vielmehr machte sich bei ihr ein Stillstand bemerklich. Auf dem Jahresfest zu Basel am 5. Juli 1854 beschäftigte sich der indische Bericht eingehend mit dem Verlust, den die eingeborne Gemeinde von Kannanur während des Jahrs 1853 erlitten habe. Daß sie um 45 Seelen abgenommen, während sonst die meisten Stationen erfreulichen Zuwachs aufwiesen, schien einen Wetterschlag anzudeuten, der sie betroffen haben müsse, eine Demüthigung, die der Herr über sie verhängt habe, und forderte die Kommittee auf, in die Leitung der Arbeit in Kannanur stärker als bisher einzugreifen. Darüber nun, daß es am Fortschritt fehle und daß er ihn nicht machen könne, gab Hebich sich keiner Täuschung hin; aber er fühlte, daß er das Eisen schmieden müsse, wo es warm werde, ob unter Fernen oder Nahen, Weißen oder Schwarzen. Eine stetige Leitung der eingebornen Gemeinde blieb eine Aufgabe, der seine Kräfte nicht gewachsen waren.

Die Gemeinde in Andscharakandi machte ihm viele Noth. Alte Sünden wachten auf. Herabsetzung des Arbeitslohnes erregte Unzufriedenheit. Die heidnische Partei gewann an Einfluß. „Da ist es gerade, wie wenn wilde Säue in ein wohlgeordnetes, gesegnetes Arbeitsfeld einbrechen.“ — Später schreibt er: „Die Sichtung dauert fort. Es ist kein Eifer da; alles sehr todt.“ Dennoch durfte man in Choleraseuchen sehen, daß der einfältige Glaube noch immer seine Kraft an Einzelnen bewies, daß Junge und Alte, wenn ihr Stündlein kam, fröhlich sterben konnten, während im Ganzen immer mehr Christen als Heiden genasen. Ein alter heidnischer Säufer sah sich im Tode von allen seinen Angehörigen

verlassen; da kamen dann die Christen und bedienten ihn bis zu seinem Ende.

Hebich hatte bis in den Januar 1854 „sich in einem solchen fortwährenden Gedränge von Arbeit durchzuschlagen, daß er kaum zu sich selbst kommen konnte." Dann predigte er wieder einmal „so ziemlich auf allen Bazars, Straßen und Höfen herum," beides vor und nach der Generalconferenz, zu welcher er sich nach Mangalur zu begeben hatte. „Wir haben diese Generalconferenz im Frieden und Segen gehalten", schreibt er sehr befriedigt nach seiner Rückkehr; „unsere Geschäfte fangen an geregelter zu gehen. Was mir aber nicht wenig Sorge macht, besonders für Br. Diez, das sind die weitläufigen Geschäfte, die immer zeitraubender werden, wie das Amt des Generalcassiers, des Generalagenten ꝛc., indem er davon ziemlich hingenommen ist, obschon sie auch mir einen guten Theil von meiner seligen Arbeit wegnehmen, so daß ich in einer immerwährenden Mühle herumgedreht werde, was der eigenen Seele oft zu viel sein will. Nun, diese Arbeit muß gethan werden. Ob Sie aber dafür sorgen konnten, solche äußere Geschäfte mir abzunehmen und dafür eigens einen fähigen und vertrauenswerthen Mann, sage einen Laien, anzustellen, das lege ich Ihnen ernstlich ans Herz." Dieser Wunsch wurde ihm gewährt; es trat ein tüchtiger Kaufmann, G. Pfleiderer, in den Missionsdienst ein, welcher (s. 1855) die Geldgeschäfte in so befriedigender Weise besorgte, daß Hebich sich sehr erleichtert fühlte. Bedauerten auch zuerst manche der Missionare diesen Wechsel („so wie du für die Brüder und das Ganze gesorgt hast, sorgt doch keiner"), in Kurzem leuchtete Allen ein, daß damit ein wahrer Fortschritt in äußeren Dingen erzielt war.

Es gieng nun wieder auf die Heidenfeste, wo Hebich

die Zeit gekommen glaubte, für seine Bücher sich etwas zahlen zu lassen. Zwar erscholl nun erst das Hohngeschrei: der Padre ist Kaufmann geworden! und wenige wollten sich die Neuerung gefallen lassen, doch löste er im Ganzen etwa 20 Kreuzer; und unter den Abnehmern ergötzte ihn ein Brahmane, der schon seit Jahren christliche Bücher gelesen hatte und jetzt herzlich lachend eines mit den Worten kaufte: Ich weiß, daß meine Götter nur Stein sind.

Während Hebich (6—18. März 1854) mit allen Katechisten auf dem Taliparambu-Fest abwesend war, brach in Kannanur eine gefährliche Feuersbrunst aus. Ein besoffener Soldat zündete (9. März) seiner Frau Kleid an. Ehe man sichs versieht, steht das Dach in Flammen. Wie Diez und Gundert die Bambusparren knallen hörten und hinausschauten, erhob sich die Flamme schon über die nahestehenden Palmbäume. Man hatte gerade die Taglöhner zum jährlichen Umdecken der Häuser bei der Hand, und so konnte ein und anderes Dach durch Herunterreißen der Cocusblätter gerettet werden; doch entzündeten fliegende Funken auch ziemlich entlegene Gebäude. Ein Wunder wars nur, daß ein ungeheurer Strohhaufe, der Mundvorrath der Ochsen für die nächste Regenzeit, bewahrt blieb; die riesigen Blätter der Bananenstaude, die vor ihm stand, waren alle versengt, doch das Stroh entzündete sich nicht. Soldaten und Offiziere, alle eilten zur Hilfe herbei. Die Hauptgebäude der Station entgiengen dem Feuer, vier Nebengebäude verbrannten mit Weberei und anderem Eigenthum. Draußen aber waren 18 Häuser in 20 Minuten zu Asche geworden.

Es mußten nun Ziegeldächer beschafft werden, das kostete viele Zeit und Geld. Ein untreuer Tinneweli-Christ, lange Hebich's Faktotum, ein thätiger, geschickter Mann, dem der Brand seine ungerecht erworbene Habe genommen

hatte, wurde entlassen, und nun fiel eine neue Arbeitslast auf Br. Diez. „Da ich den l. Diez mit diesem Allerlei, Geldgeschäft, Weberei u. s. w. viel in Anspruch nehmen mußte, hat er mich schon heftig angepredigt, daß er noch gar nichts gethan habe in Sprache und Privatstudien, auch sonstigen Missionsarbeiten, so daß zu meiner Schwere auch noch seine Last kommt.“ Diez machte sich aber mit neuem Muth an die Herstellung des Niedergebrannten. Er führte statt der eingeäscherten indischen Webstühle europäische ein, wie sie von Mangalur her zu haben waren; betrieb mit etlichen Eingeborenen eine Bäckerei, richtete für andere eine Schmiede ein und öffnete einen Kramladen. Zur Unterhaltung dieser neuen Anfänge reichte ein Kirchenfonds die nöthigen Mittel. Am 22. Januar hielt Diez dennoch auch schon die erste Malayalam-Predigt und bei einem Besuch in Taliparambu (Mai) versuchte er sich zum ersten Mal in der Straßenpredigt.

Hebich aber rüstete sich nun zu einer neuen großen Reise, welche sich auf fast drei Monate ausdehnte (4. April bis 23. Juni 1854). — Nachdem er, aus einem plötzlichen Sturm errettet, in Calicut gelandet war, besuchte er Malapuram, Palghat, wo er vier Heiden taufte, Kunnur und Ottacamand. Hier predigte er jeden Abend in einem geräumigen Auktionssaal, und machte Hausbesuche vom frühen Morgen bis in die Nacht.

An seinem Geburtstag z. B. geht er schon um 6 Uhr zu einem Hauptmann G., der sich einen so frühen Gast gefallen ließ; da findet er, daß er wirklich heute einen guten Tag habe. Er zeigt dem Offizier und seiner Gattin das Herzbuch, erklärt's, und merkt dabei, daß die noch nichts vom Gesetze wissen; das schärft er ihnen also möglichst blank. Zwischenhinein fragt er: Geben Sie auch etwas für des

Herrn Werk? — Sehr wenig. — „Das müssen Sie thun, wenn Sie sich Segen die Fülle wünschen, Mal. 3, 10.“ — Ich will Ihnen was geben. — „O, dazu bin ich nicht hergekommen.“ — Frau, schreib ihm eine Bill! Wie heißen Sie? — So wird ihm ein Wechsel für 30 Rs. gegeben, worauf er mit ihnen betet und frühstückt. — Gehobenen Herzens geht er weiter zu einem Husarenoffizier, der immer nur lacht und durchaus kein Lügner sein will; wie derselbe aber endlich aus der Schrift überwiesen ist, drückt er dem ungestümen Boten herzlich die Hand. — An eines Obersten Haus konnte er nicht vorbeikommen; der hatte zwei Tage zuvor ihm entgegengerufen: ich kann Ihre Glaubenssätze durchaus nicht billigen! worauf Hebich freundlich erwiederte: Ich komme mit vieler Liebe zu Ihnen, und sich durchaus nicht verdrängen ließ. Wie es damals gegangen war, schildert er kurz also: „Wollen Sie also eintreten? — Ja, mein Herr. — Die Thüre öffnend, sagte der Hauswirth: Hier sind zwei Damen! und verschwindet. Die eine der Damen, welche malte, legt den Pinsel bei Seite und fragt lebhaft: Was ist denn das mit Ihren Glaubenssätzen, die der Oberst nicht billigen kann? — Mir scheint, es bezieht sich auf unser Zusammentreffen bei C. vor zwei Jahren, da fragte ich ihn: wie steht es auch mit Ihrer Seele? und im Nu lief er zornig davon. — O, ists nur das? lachte sie, worauf die Unterredung eine scherzhafte Wendung nahm und leider behielt; doch wurde ich zur Wiederholung des Besuchs eingeladen.“ — Heute trat also Hebich ein und traf vier Offiziere am Kartentisch. „Kann ich hereinkommen?“ Aus dem innern Zimmer ruft die Malerin: Freilich, ja! Bitte, kommen Sie herein! und zu den Spielern sagt sie: Seid ihr doch schauerliche Leute! worauf die Karten weggelegt werden und der Oberst sich unsichtbar macht. Beide Damen setzen

sich und wieder geht Alles lachend zu, bis Hebich sehr ernst fragt: Darf ich jetzt meinen Auftrag ausrichten? Die Offiziere wechseln ihre Stellung, gehen und kommen. Wie Hebich sich zu den Damen setzt und das Herzbuch erklärt, tritt einer heran, beschaut sich das Bild des Teufels und sagt: ich meinte, der Teufel sehe reizend aus, und nicht wie er hier steht! worauf er sich davon macht. Die eine Dame aber erzählte von einer Erscheinung, die sie und ihre Mann gesehen, mit Zittern gesehen, und wurde fast feierlich gestimmt. So brachte Hebich seine Botschaft an, der endlich alle stille zuhörten, bis die Dame ihren Brillantring abwischte und der hereingetretene Oberst anfieng: Sehen Sie, Hr. Hebich, welch eine eitle Frau das ist! Hebich: O das dauert nicht so fort; einmal wirft sie den Ring noch in irgend eine Missionsbüchse. — Da lachten die Junker: Haha, er hats auf den Ring abgesehen. — Die Dame seufzt: „Dazu bedürfte es freilich noch einer großen Veränderung!“ Andere bekennen: „was er gesagt hat, ist ganz wahr,“ und der Oberst schließt: „So, jetzt haben Sie uns alle richtig in der Hölle untergebracht, ausgenommen Ihre eigene Person.“ Mit dem tiefen Gefühl: Welch eine Welt! und stillem Gebet für die eine ringende Seele schied Hebich aus diesem Hause, um seine Runde zu vollenden.

In Ottacamand herrschte gerade die Cholera, die viele Leute sehr ernst stimmte. Hier sah Hebich zum letztenmal den fleißigen Br. Bühler, welchen die Seuche zwei Monate später wegraffte. Er kam dort einem begabten Manne besonders nahe, der sich beständig bemüht hatte, besser zu werden, und weil er sich das stetige Zurücksinken nicht verbergen konnte und wollte, an den Rand der Verzweiflung gerathen war. Dieser nahm sich Hebich's Botschaft so zu Herzen, daß er später einem wackern Geistlichen sagte:

„Lernen Sie doch etwas von Hebich's Beispiel! Ich meine, Sie legen vor den Seelen viel zu weitläufige Laufgräben an; im Allgemeinen ist es doch gerathener, die Leute frisch aufzuschrecken und große Augen machen zu lassen."

Wie wohl aber wards Hebich auf den french rocks oder Irodu (16—23. Mai) in seinem „eigenen Regiment", welches sich noch immer eines steten Wachsthums erfreute. Im April war hier sein S. von der Cholera ergriffen worden. Auf den Tod krank, wollte er eben von den Brüdern Abschied nehmen, die um ihn, ihren Leiter, knieend beteten, als sich der Doctor erhob und sagte: du wirst nicht sterben, der Herr hat unser Gebet erhört. Und so geschahs; der Eindruck, welchen der Vorgang auf die Näherstehenden machte, war groß.

Auch Bangalur wurde besucht (24. Mai—11. Juni), Hebich machte hier seine Runde so ziemlich wie auf den blauen Bergen, nach heilsbegierigen Seelen zu fahnden, wie nach gleichgiltigen und abgewendeten. Jetzt ist er bei einem 78jährigen blinden General, der meint, diese Sorte von Geschäft (die Bekehrung) noch etwas verschieben zu sollen; jetzt bei lebelustigem jungem Volk, deren Herz „voll vom Pfau" ist; jetzt bei einem tauben Lieutenant, der ihn von einem Zimmer ins andere nimmt und die Thüren schließt, daß kein Nachbar das laute Zeugniß vernehme; jetzt bei einem umgetriebenen Offizier, der auf der Krankenliste steht, und darum absolut Hunger leiden will, indem ihn das Wort verfolgt: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wieder finden wir ihn bei den pensionirten Soldaten in Muttutscheri, deren Weiber und Kinder von frommen Offizierswittwen treulich besorgt wurden; dann bei den eingebornen Gemeinden der Mission, die theils eine Freude an ihm haben, theils seine derbe Sprache (besonders über das Trinken) übel nehmen;

aber auch in Schulen oder in einem Kreise von Kindern, von denen er ein paar Karten- und Brettspiele ausgehändigt bekommt. Dazu predigt er alle Abend in der Missionskapelle der Londoner. Ein Frühstück aber, bei welchem allerhand Missionare und andere unabhängig denkende Christen zusammenkamen, machte ihm etwas heiß; auf viele Fragen, z. B. über apokalyptische Deutungen, konnte er keine befriedigende Antwort geben: warum also keine andere Ansicht als die eigene aufkommen lassen? warum so viel vom Teufel reden? warum sagen, er sei im Himmel, in der Luft? und warum soll denn Gott eine Form zugeschrieben werden?

Die Persönlichkeit Gottes war ein Lieblingsthema Hebichs; Gottes Mund, Auge, Hand, Nase, Fuß, bowels ꝛc. betonte er ungemein stark, und die Londoner mit ihrem Schlagwort „figurative Redeweise" schienen ihm nur die Schrift zu entleeren und der lustigen Philosophie zuzusteuern. Da Gott den Menschen in seinem Bilde schuf, müsse auch der menschlichen Gestalt in Gott etwas Vergleichbares entsprechen; wer Geist für gleichbedeutend halte mit Abwesenheit aller Form, mache aus Gott eine Abstraction. Wenn er aber den Abglanz des unsichtbaren Gottes, den Sohn, schilderte und ihn überall im A. T. fand, als die Erscheinung und das Wort des im Dunkeln wohnenden, ja als Jehova, so verwickelte er sich leicht in Widersprüche, während er meinte, einfach dem Buchstaben treu zu bleiben. Auch das Anstreifen seiner Ausdrucksweise an die swedenborgische und mormonische Lehre von Gott konnte ihn, wenn es ihm vorgestellt wurde, wohl unangenehm überraschen; aber — war nicht gerade das immer des Teufels Kunst, Irrlehren durch irgend ein Wahrheitselement herauszuputzen? Doch genug von dieser Eigenheit des guten Mannes! — Im Wesentlichen that er dennoch auch in Bangalur den Glaubigen manchen dankenswerthen

und dankbar anerkannten Dienst. „Ich arbeitete jeden Tag von Morgens 6 Uhr bis Nachts 11 Uhr, und überall that der Herr die Thür vor mir auf, so daß ich meine Abfahrt wiederholt zu verschieben mich berechtigt sah. Das geistige Leben war sehr geschwunden und die Mehrzahl froh, aufgerüttelt zu werden. Nach dem Abendgottesdienst kamen gewöhnlich 20—30, zuletzt 38 Personen (8—11 Uhr) zum Thee zusammen, denen dann noch eine Extrapredigt gegeben wurde." Zum Schluß wurde er ordentlich bestürmt, wenigstens alljährlich seinen Besuch zu wiederholen.

Niemand ergötzte sich mehr an solcher Reisepredigt Hebich's als sein alter Freund Mögling, der im Berglande der Kurgs eine neue Arbeit angetreten hatte und nun von allerlei Bekannten vernahm, wie gesegnet sich dieses Wirken an andern und an ihnen selbst erweise. Derselbe schrieb ihm: „Es freut mich herzlich, daß du so schön den Weg gefunden hast, deine Gaben in Anwendung zu bringen. Vor Alters schon dachte ich, so ungefähr solltest du arbeiten können; nicht gebunden an eine Station, oder doch je und je mit einer langen Vakanz gesegnet, in weitem Umkreis unter Engländern, wie auch unter Heiden das Evangelium zu verkündigen. Das ist eine Arbeit, zu welcher dich Gott offenbar besonders ausgerüstet hat. Hoffentlich hütest du dich, Kirchen machen zu wollen; das ist unter deiner Evangelistenwürde. Wenn Seelen zum Leben kommen durch deine Predigt, wird der Herr schon weiter für sie sorgen, ohne daß du Kirchenleiter bist. Ich glaube nicht, daß du diese Gabe hast; es ist auch nicht nöthig, jeder soll seine Gabe brauchen. So hat der Herr am meisten Ehre und wird von den Knechten am wenigsten gehindert. Ich freue mich von Herzen über den Segen, den du hast, und wünsche dir mehr; darf ja hoffen, dir bald mein kleines Missionsanfänglein zu zeigen."

Ins Kurgland gieng es nun über Humsur, wo sich gleichfalls Arbeit fand. „Nachdem ich Searle auf die rocks gesendet, daselbst Katechistendienste zu thun, waren wir endlich noch in Almanda mit dem l. Mögling zusammen, wo ich die erste Predigt in seinem eben vollendeten Kirchlein halten mußte (22. Juni). Wir freuten uns recht herzlich zusammen.“ Und nun eilte er nach Kannanur zurück, welches indessen auch einen neuen Segen empfangen hatte.

Wohl das bedeutendste Ereigniß dieses Jahres war die Bekehrung des Munschi Mulil Ramotti.*) Derselbe war schon vor Hebichs Ankunft in Kannanur durch einen Traktat mit den zehn Geboten bekannt worden, die den Knaben so begeisterten, daß er gewiß hoffte, einst noch Christ zu werden. Später trat er in Hebichs Schule ein und lernte gründlich die christliche wie die heidnische Malayalam-Literatur, so daß er erst bei Diez, dann bei Stocking als Sprachlehrer gute Dienste leisten konnte. Der Letztere namentlich gieng ihm mit soldatischer Derbheit stark zu Leibe, während er zugleich ihm viel Liebe erzeigte. Um den Anfang des J. 1854 beschloß Ramotti, wirklich Christ zu werden, und schaffte allmählich seine Bücher ins Missionshaus. Aber die Liebe zu seiner Gattin, die aus einem angesehenen Hause stammend, sich unvermögend erklärte, ihn zu begleiten, und ihm eben das zweite Kind gebar, hielt ihn immer wieder zurück. Am 8. April betete er mit Diez und versprach auf Gründonnerstag sich einzustellen. Umsonst: so oft er auf den Abzug sann, brach ihm das Herz, bis er endlich sich beschied, auf Hebichs Rückkehr warten zu wollen, um bei dem Sturm, der sich erheben werde, eines starken Rückhaltes gewiß zu sein. Doch

*) Vgl. das Walten Gottes in einer Hindufamilie. Ev. Heidenbote Dec. 1871.

am 13. Juni wirds ihm gewiß, daß er Gewalt anwenden muß, um loszukommen; er küßt seine beiden Kinder unter Thränen, küßt die Gattin und heißt sie zum Vater zurückkehren, er müsse seine Seele retten. Und dann eilt er ohne sich umzuschauen ins Missionshaus, spricht und betet mit Diez, läßt sich die Haarlocke abschneiden und bringt da im Gebet die erste Nacht zu. Am folgenden Morgen kommt sein älterer Bruder, das Haupt der Familie, sucht ihm vergebens zu befehlen und verflucht ihn mit den Worten: „Vor Zeiten (S. 91) ist es doch noch ehrenhaft zugegangen mit dem Christ werden, kein Zopfabschneiden, kein Bruch mit der Kastengemeinschaft, und zum Schluß eine Sipahisalve und eine Granitsäule aufs Grab. Gott segne dir dieses Treiben der Padres mit Verwesung bei lebendigem Leibe und mit dem Glanz einer Hundsleiche!" — Anders die Hunderte von Tijern, die nun ins Missionshaus strömten, den Abgefallenen zu sehen. Verwundert und traurig blicken sie den Mann an, der als die Zier ihrer Kaste gelten konnte; demüthig, kindlich und gewandt antwortet er ihnen auf die vielen, oft verfänglichen Fragen und wird lautlos angehört. Manche geben zu verstehen, wie froh sie wären, wenn auch bei ihnen die Bande des altens Brauchs zerreißen wollten. Schon zeigt sich deutlich, daß man an ihm einen kräftigen Herold des Heils in Christo habe. Einer seiner Neffen, ein junger Maurer, geht zur Mutter, sagt ihr: „die Christen haben die Wahrheit, ich will auch zu ihnen," verbrennt seine Zauberbücher (25. Juni) und wird auch Christ. (Nach einigen Jahren bekehrte sich auch seine Mutter.)

Dann handelte es sich um eine ältliche Tante, die ihrem Ramotti durchaus folgen wollte, aber nicht sah, wie sie, die beleibte ängstliche Frau, sich sollte fortschleichen und den weiten Weg ins Missionshaus unangefochten zurücklegen können.

Nach getroffener Verabredung fuhr Hebich, nun neu eingelebt in das Räderwerk der Station, zur bestimmten Stunde am Eck des Tijerhauses vorbei, von dessen hohem Wall die Frau herabschlüpfte, und glücklich in den Wagen einstieg, der sie, mit verhülltem Gesichte, mehr todt als lebendig, ins Missionshaus brachte (10. Juli). Sie ist dort eine gute Mutter der jüngeren Christenweiber geworden. — Hebich unternahm nun selbst den Unterricht der Taufkandidaten und durfte am 6. August die Genannten, Abraham, Isaak und Elisabeth, mit noch 25 weiteren Seelen taufen. Es war ein überaus erfrischender Segenstag, auf den aber gleich „wie ein Donnerwetter“ eine schwere Cholera heimsuchung folgte, die z. B. an Einem Tag (17. Aug.) drei Todesfälle herbeiführte und auch den Erstling der Tijer, den treuen Juda, wegraffte. Diez und Schwester Gundert, die noch mit vielen andern erkrankten, genasen. „Dies sind schreckliche Zeiten. Doch der Herr ist Gott; vor ihm schweige alles Fleisch!“ Viele wurden damals „empfänglich“, die später wieder „eingeschlafen“ sind.

„Mulil Abraham wird jetzt von Gundert weiter zum Katechistenamt unterrichtet, und wird mit Gottes Gnade unter seinen Landsleuten fruchtbar wirken.“ Es war eine selige Zeit, da dieser 35jährige Mann nun seine Zeit theilte zwischen dem Forschen im Wort, mit welchem er schon lange vertraut war wie wenige Christen, und zwischen der Verkündigung desselben an Nahe und Ferne. Einen so männlichen, in allen Sätteln gerechten Malayalam-Prediger hatte die Station bisher nicht gehabt. Zwar mangelte ihm die Kenntniß des Englischen, aber seine ganze Geistesanlage erwies sich vorurtheilsfreier, umsichtiger und energischer zugleich, als die der bestgeschulten Jünglinge aus englischen Schulen.

„Auch das Schmerzenskind Andscharakandi fängt

aufs neue an sich zu ermannen; es ist jetzt wirklich wieder besser als seit zwei Jahren, und beim letzten heil. Abendmahl (14. August) war Alles schön und erfreulich."

Freuden-Nachrichten kamen von dem l. Gompertz im fernen Aden, wo ein 73jähriger Tamilen, Tschetti Fakira, und bald darauf ein Jüngerer getauft und unter Eingebornen und Indobriten Mehrere erweckt worden waren; — aus Irodu, wo sich ein junger Offizier bekehrte und von Stund an von der Gnade Christi zeugte, auch ein 60jähriger, lang dem Trunk ergebener Trommler gläubig wurde, und zum Erstaunen Aller bis zu seinem seligen Ende unsträflich lebte; — und aus Palghat, wo der fleißige Obrien und der eifrige Hauptmann Hn. durch die Bekehrung eines verhärteten Haudegen erfreut wurden, der wenig Wochen darauf mit dem fröhlichen Ruf: all is well, verschied.

Ein gewisser Stillstand im numerischen Zuwachs der eigentlichen Kannanur-Gemeinde ist also wohl zuzugeben, aber er wird aufgewogen durch manchfaltige Wirkungen des Geistes in ihr selbst und in den von ihr stammenden Setzlingen. Kräftiger als um jene Zeit war Hebich kaum je in seinem Leben; es fehlte aber nicht an allerlei Demüthigungen, für die er selbst als wohlangebrachte Erziehungsmittel Gott preisen lernte.

---

30. Der zweite Brand.

Der alte Herr John in Andscharakandi starb 5. Jan. 1855; wie die Pflanzung weiter geführt werden werde, war noch nicht abzusehen, aber schon lagen Gründe zur Befürchtung vor, die Gemeinde, die sich dort in den letzten 16 Jahren gesammelt, sei mit Zerstreuung bedroht. Dieß bewog Hebich, als plötzlich ein Stück unbebauten Landes, eine Stunde vor

Kannanur hochgelegen, von der Regierung im Aufstreich verkauft werden sollte, dasselbe am Tage, da er davon hörte, an sich zu bringen, um es allmählich mit Hilfe seines Kirchenfonds bepflanzen zu lassen. Für etliche der früheren Sclaven wurden da Hütten gebaut und ein Katechist über sie gesetzt, woraus im Laufe der Zeit die Außenstation Tschowwa entstanden ist. Es war ein gewagter Sprung; denn von der Güte des Landes hatte Hebich sich nicht versichert, noch auch die Eigenthumsrechte eingehend geprüft; die Last der äußern Arbeiten fiel auf seinen l. Diez.

Hebich wollte sich jetzt auf die Heidenfeste begeben. Da kamen Klagen von Irodu über Searle, von welchem Mögling, der das Neueste selbst herabbrachte (Febr.), traurigen Bericht gab. Searles Großthun und Hohlheit hatten sich ins Unerträgliche gesteigert: er hielt sich eigentlich für den Pastor der Gemeinde, und machte die höchsten Ansprüche auch auf den Beutel der Freunde. Er konnte lachen über den absurden Gedanken, Hebich sei sein geistlicher Vater; sagte Jedermann, wie schlecht ihn derselbe behandle, indem er ihn auf 20 Rupies des Monats herabdrücken wolle, und verwirrte die armen Trommler, die er lehren sollte. Auf solche Nachrichten hin mußte schnell gehandelt werden. Searles Briefe wurden den Offizieren mitgetheilt und unwahr befunden, daher ihm Hebich vor seinem Abgang nach Taliparambu die Weisung zusandte, Angesichts dieses aufzubrechen und herabzukommen, auch seinem teuflischen Lügen einmal den Abschied zu geben. Während der ersten Festtage unter den heidnischen Haufen lastete diese ganze Sache schwer auf dem Missionar. „Sie wirkt wie ein Vomitiv, ist immer vor mir.“ Der verzwickte Mensch war jedoch nun auf einmal ernüchtert; voll Scham und Reue beschwor er Hebich, ihn doch nicht zu verstoßen; er reise augenblicklich ab, bereit, sich jeder Strafe zu unterwerfen.

War es vielleicht diese herzbeengende Verhandlung, die Hebich nun die kühle Besinnung raubte?

Am Schluß des Götzenfestes in Taliparambu nämlich ereignete sich ein sehr ungeschickter Zwischenfall. Ein 12jähriges Tiermädchen, das schon öfters zum Katechisten gekommen war, verlangte durchaus im Stationsgebäude zu bleiben, und wurde zu Hebich gebracht, der, sammt seinem Gefolge, im Reisebangala auf dem Hügel wohnte. Sie klagte, sie werde zu Hause so viel geschlagen, und ihr Vater sei durch Zauberei umgebracht worden. Statt nun die Minderjährige zur Rückkehr ins Haus der Mutter zu bewegen, schickte er nach dem Amtmann, der sich von ihrem Wunsch, Christin zu werden, überzeugte, und weil es spät wurde, sie erst am Morgen nebst ihrer Mutter nochmals vorladen wollte. In der Frühe des 17. März, als Hebich zur Predigt auszuziehen im Begriff war, rückten die Verwandten der Tschijei (so hieß das Mädchen) heran und wurden von ihm freundlich bedeutet, sich erst nach der Predigt einzufinden, da er dann mit ihnen vor dem Amtmann reden wolle. Der bemühte sich erst Nachmittags herauf, und nahm zu Protokoll, wie das Mädchen, unerweicht durch alles Zureden der Mutter, entschieden erkläre, sie wolle nicht zu ihr zurückkehren, sondern bei den Christen bleiben. Die heidnischen Verwandten, erbittert über die lange Zögerung, weigerten sich, das Aufgesetzte zu unterschreiben.

Sobald der Amtmann verschwunden war, sammelte sich eine drohende Masse von Tiern, und ehe die ausgesandten Boten ihn erreichen konnten, stürmten zwei Haufen auf das Bangala zu, schlugen Hebich und seine Leute, wichen aber zurück, als der Beamte sich zeigte. Das Mädchen hatte sich im innersten Zimmer versteckt und lief nun mit Hebich nach dem Amthaus, worauf der tobende Haufe zurückkehrte, die übrigen Christen, welche sich im Reisehaus vorfanden, durch-

prügelte, einige schwer verwundete, und alles Geräthe zertrümmerte und raubte, dann aber das Amthaus belagerte.

Hebich war dermaßen betroffen von dem Vorfall, daß er in der Nacht einen Angriff der Tausende von Festgästen auf das Amt erwartete, und nach Tschirakal einen Boten sandte mit der Bitte, militärische Hilfe nachzusuchen. Die Freunde aber, die in Kannanur beriethen, hielten das für so wenig wünschenswerth, daß sie ihm den Rath schickten, sich in der Stille davonzuschleichen. Doch ward das nicht nöthig; er brachte unbelästigt noch einen Tag in Taliparambu zu, worauf das Festgetümmel zu Ende gieng. Etliche Tage nachher trat das Mädchen in die Anstalt zu Tschirakal ein, da auch die Oberbehörden nach diesem Sturm für ihre Sicherheit am besten dadurch zu sorgen glaubten, daß sie sie der Mission zusprachen.

Da brach am 29. März 1855 wieder ein Brand aus. Der große Strohhaufe, den Hebich trotz der früheren Warnung wieder hatte in dem engen Hof aufthürmen lassen, stund Nachts 9 Uhr plötzlich in Flammen. Die Soldaten retteten durch außerordentliche Anstrengung das Wohnhaus und die Kirche. In diesem Augenblick erschien der arme Searle, und entwendete aus einem von den Soldaten ihm aus Hebichs Schreibpult übergebenen Geldbeutel eine ansehnliche Summe, läugnete aber jede Schuld, als der herbeigerufene Hebich ihm ans Herz sprach. Er mußte entlassen werden. Nach sechs Jahren bekannte er seine Schuld in einem an Hebich gerichteten Schreiben, welches dieser in Europa erhielt.

Daß jenes Feuer, welches der Mission einen Verlust von wohl 3000 Rup. verursachte, abgesehen von den sorgenvollen, zeitraubenden Arbeiten, zu denen es nöthigte, von Feinden angelegt war, ist kaum zu bezweifeln. Von welchen aber, kam nie ans Licht, wiewohl die Tijer gelegentlich dieser

Rachethat sich rühmten. Schlimmer noch war vielleicht die Wirkung des ganzen Vorfalls für die Aussichten der Nebenstation Taliparambu, wo natürlich eine Masse von Lügen in Umlauf gesetzt wurde, als habe Hebich das Mädchen verführt, bezaubert rc. Dem Katechisten, der draußen zu wohnen hatte, entschwand über den beständigen Vorwürfen der Umwohner und den vielen Drohungen mit Anzünden seines Hauses rc. fast aller Muth, so daß der alte Papa einmal von Taliparambu zurückgekehrt, ganz zerschlagen sagte: wenn man's nur rückgängig machen könnte! Es brauchte geraume Zeit und das ganze versöhnliche, offene Wesen Hebichs, um das Zutrauen wieder herzustellen und die Mutter zu einem Besuch bei ihrer Tochter zu vermögen. Beim nächsten Götzenfest lief dann alles friedlich ab.

Zwölf Jahre später war diese Tochter, Julie hieß sie seit ihrer Taufe, wieder in Taliparambu, als Gattin des Evangelisten Arangaden. Sie schrieb Hebich nach Europa einen lieblichen Brief, erinnerte ihn an den Kampf, durch welchen er sie aus dieser Teufelsfestung herausgehauen habe, erzählte von ihrem Mann und ihren Kindern und sprach ihren festen Entschluß aus, sammt ihrem Hause dem Herrn zu dienen, bis der endliche Sieg gewonnen sei. Sehnlich verlangte sie nach einem kräftigen Wort aus dem Munde ihres greisen Vaters. — So war denn doch das ungeschickte Menschenthun von Gott nicht völlig verurtheilt, wenn es auch durch Feuer geläutert werden mußte und vielfache Demüthigungen nach sich zog. Solche Liebesschläge seines Herrn drangen dem alternden Knechte viel tiefer ins Herz, als sein Gebahren verrieth; er redete nicht gern davon, enthielt sich aber aller Selbstrechtfertigung.

„Wie schmerzt uns der nicht zu berechnende Zeitverlust, der uns in Allem zurückwirft, so daß wir noch lange daran

zu tragen haben! Aber inmitten dieser schweren Heimsuchung richtet der treue Herr uns durch viele Zeichen seiner Güte wieder auf. Es handelte sich beim Feuer um einen Augenblick, so wäre Alles dahin gewesen; aber die Soldaten retteten auf wunderbare Weise unser Wohnhaus und unsere Kirche, und die Offiziere haben alle gearbeitet wie die Gemeinen. Auch hat der Herr viele Freunde erweckt, die fleißig dazu beitragen, unsere Häuser solider wieder aufzurichten und mit Ziegeldächern zu versehen, damit sie ferner vor Feuer bewahrt bleiben mögen; und wir haben dabei den Trost, daß unsere l. Kommittee doch nur einen Theil an allen diesen Verlusten tragen darf. Der Herr segne alle diese Seelen reichlich, die zur Hilfe und zum Trost in der vom Feuer verursachten Noth uns hilfreich beigesprungen sind!"

---

31. Die Reisepredigt.

Züchtigend und läuternd wirkten in dieser Zeit mehrere rasche Todesfälle von treuen Freunden. So starb (29. Jan.) der junge Collector Sandeman, der auf seinen Amtsreisen vom Dschangelfieber befallen, zu den Brüdern nach Kannanur gebracht ward, nachdem er zuletzt noch in Taliparambu der einfachen Malayalampredigt des Katechisten wiederholt angewohnt hatte. Dann raffte (10. Apr.) die Cholera den theuren Dr. Foulis weg, „der in seinem Geschäfte geschickt, uns über alle Maßen gedient und sterbend noch ein freudiges Zeugniß von seinem Glauben abgelegt hat." Nun schied auch unverhofft plötzlich „unser theurer Amtsbruder Weigle, der mit seinen letzten Worten uns alle tief ermahnt hat. Ich sterbe als ein armer Sünder, und zwar als solcher in besonderem Sinne, weil ich so viele Gnadenzeit unbenützt

vorübergehen ließ, — diese Worte haben mehr Bedeutung für den, der Weigle näher kannte; er war so bescheiden und doch so fähig."

Im Mai reiste Hebich mit seinem kränklichen Joseph, welchen sein aus dem Katechistenseminar in Mangalur zu seiner Unterstützung herbeigerufener jüngerer Bruder David begleitete, über Calicut, Malapuram und Coimbatur nach den Nilagiri. Auf dem Wege von Coimbatur nach dem Gebirg holte Hebich (31. Mai) die vorausgeschickten Begleiter ein, er selbst gehoben durch „schöne Arbeit mit einer reisenden Familie". Am Fuß der Berge aber, in Metipalayam, trifft er seinen David schon am Ende seiner Wallfahrt. „Das war schrecklich für uns beide, Joseph und mich. David sagte nur: 'Ach ich habe gebetet, daß ihr kommen möchtet; da ihr nun hier seid, freue ich mich.' Während wir uns um ihn bemühten, befällt die Cholera auch den Pferdeknecht, der ihm treulich gedient hatte. Ich weckte einen durchreisenden Oberarzt auf, der noch schlief; dieser gab beiden von seiner Reisemedizin. Bei dem Knecht schlugs an und der kam davon. Bei David wars zu spät, er hatte sich schon auf dem letzten peinlichen Marsch viel erbrochen. „Schicken Sie ihn nur gleich nach Coimbatur zurück," sagte der Doctor. — Wird er wieder aufkommen? fragte ich ihn, ach wie oft! bekam aber keine andere Antwort als: „Sie können ihm nicht helfen, gehen Sie nur auf die hills!" — Wie konnte ich ihn aber mit Joseph allein zurückschicken? Dieser war ganz entmuthigt, dazu so kränklich, daß David ja ihn hätte unterstützen sollen. Oefters fragte ich den Todesmatten: Glaubst du an den Herrn Jesum? — 'Ach ja, der Herr Jesus ist mein Alles;' ein paar Mal führte er auch deutsche Verse mit Entzücken an, und flüsterte: der Herr tödtet und macht lebendig. Bald hoffend, bald zagend, ob er genesen werde, bestellte ich einen

Ochsenwagen, ihn nach Coimbatur zu führen, — es war nach 8 Uhr, daß wir abfuhren, die Sonne entsetzlich heiß — ich fast verbrannt, er meist besinnungslos; etwa halbwegs, um 2 Uhr, verschied er. Gegen 8 Uhr langten wir bei den l. Addis an; ich sehr betrübt und verlegen, weil mit einer Choleraleiche. Doch die l. Addis bewiesen sich meisterhaft, trösteten mich und Joseph mächtiglich: wir brauchen für nichts mehr zu sorgen, sie wollen alles thun. Und wie gesagt so gethan. Am nächsten Morgen legten wir, nach Addis Predigt und Gebet, den l. David ins stille Grab. — Ehe er ins Institut eintreten wollte, hatte ich ihm gesagt: warum das? lieber arbeitest du noch etwas, stirbst doch bald! Aber auffallend, gerade jetzt war er stark und gesund wie noch nie, 24 Jahre alt. Solche Seelen möchten wir freilich für das Werk behalten, da wir deren sehr wenige kriegen. Aber was der Meister thut, ist doch gut, ja allein gut. Sein Wille geschehe jetzt und allewege!"

Der Tod des geliebten Sohnes drang der Mutter so ins Herz, daß sie ihm nach vier Monaten nachfolgte. Die Nachricht von seinem Heimgang preßte Weigle, der ihn sehr lieb gehabt, die letzten Thränen aus und weckte in ihm das Vorgefühl einer baldigen Nachfolge. Er flehte damals: „Der Herr wolle uns nur Festigkeit in der Hauptsache und Ausdauer bis ans Ende verleihen, auf daß wir uns dereinst am Ziele freuen können über alle die Berge und Thäler, über die wir gestolpert sind!" Am 7. Juni hatte der l. Weigle das Ziel erreicht.

Zerschlagen und getröstet zugleich, bange um seinen Joseph, der sich doch nicht von ihm trennen wollte, trat Hebich nun wieder die Reise auf die Berge an, wo er vom 2. Juni bis 9. Juli unter viel Segen arbeitete. Er fand in Dschakatala, später Wellington genannt, einen schönen

Eingang unter den Bergschotten des 74. Regiments und lebte ganz auf in Ottakamand; wo gerade viele Erweckte beisammen waren, was besonders die Abendmahlszeiten „erstaunlich erfrischend" machte. („Ich kanns kaum aussprechen; es war fast über alle meine Erfahrungen.")

„Jetzt giengs zu den Geliebten im 39. N. I. auf den french rocks (im Juli und August). Eine Schwester dort hatte ich schon der Kannanur-Gemeinde als eine Sterbende angezeigt, nun war sie wunderbar wieder hergestellt. Die ganze Gemeinde in diesem Regiment liefert so reichhaltige selige Erfahrungen, daß sich mit wenigen Worten kaum etwas sagen läßt. Sie haben alle ihre Gottesdienste zur gleichen Zeit wie wir in Kannanur, und versammeln sich in ihrem eigens dazu eingerichteten Hause; außerdem haben sie ein besonderes Bethaus für die Eingebornen und Trommler erbaut. Weiter steht noch eine Kapelle der englischen Kirche da, wo der Oberst sonntäglich einmal die Gebete und eine Predigt liest, wozu sich auch die Brüder einfinden, die aber ihre Hauptgottesdienste in jenem eignen Lokal halten. Jeder von diesen Offizierbrüdern ist ein eifriger Prediger der Gerechtigkeit, und das Band der Liebe hat sie bis jetzt fest umschlungen, so sind sie voll guter Werke, arbeiten auch sehr unter den Eingebornen, denen sie Tamil-Gottesdienste halten. Kommt aber der englische Jesuit auf seinen Rundreisen hin, so vernichtet er schonungslos alle evangelischen Bücher, deren er habhaft werden kann, und warnt vor unsrer Lehre wie vor der Pest. Jeden Tag habe ich hier Schwarz und Weiß an 100 Seelen in meinen Versammlungen, da denn der l. Joseph mein Englisch in Tamil wiedergibt, was die Trommler besser verstehen.

„Alles was sie wünschen, ist ein 'tüchtiger Katechist'. Ich habe diesmal einen Tamil-Oberknecht mit seinen drei

Kindern getauft, auch etliche Römer und einen Socianischen Trommler, der früher ein großer Feind des Herrn war und mit zwei Weibern lebte, in die Gemeinde aufgenommen. Sein Buch, woraus er seine verderblichen Kräfte sog, wurde sogleich den Flammen übergeben. Ach könnte ich nur der Gemeinde einen treuen Katechisten verschaffen, der mit ihnen ziehen würde, wohin immer das Regiment verlegt wird! Es ist mir in der That ein großes Anliegen, dem gerechten Verlangen der Gemeinde zu willfahren, nachdem der Herr aus Gnaden durch mich so ein großes Werk gewirkt hat."

Erst im Mai hatte sich hier eine Schwarze aus guter Kaste bekehrt, unter der Pflege der Schwester eines Offiziers, und damit mancherlei Hohn von Seiten der Sipahi's auf sich geladen. Kerr hatte auf der Außenstation Hassan große Freude an seinen zwei Trommlern, die täglich bei ihm lasen; und Hart, zur Erholung nach England geschickt, hat dort eine kleine Heerde um sich gesammelt, von der er sich 1857 sehr ungern losriß, um bald darauf durch die Kugel eines fanatischen Sipahis zu fallen. — „Natürlich besuchte ich auch die Zuckerfabrik, wo die Brüder einen Tamil-Katechisten für ihre 100 und mehr Leute unterhalten. Es geht dort ganz lebendig her."

„Daß ich wieder nach Bangalur gehen sollte, hatten die Freunde schon ausgemacht und das nöthige Geld gesammelt. Der Herr hat mir auch dort überall Thüren aufgethan und so viel Arbeit vorgelegt, daß ich, als die bestimmte Abmarschstunde kam, noch viele Bestellungen nicht besorgt hatte (die Leute lassen mich nämlich rufen), von denen mir einige vorzugsweise leid thaten. Diesmal wollten mich besonders auch die Missionare haben; ich hielt mich an die Londoner, mit deren Geiste ich mehr verwandt bin, predigte aber auch einmal in der Wesleyaner-Kapelle. Ich hatte

hier oft an einem Tag drei Predigten, und war sonst bis Mitternacht angespannt, meist mit größeren Partieen, z. B. pensionirten Europäern, dann mit ihren Weibern, mit Trommlern und Musikanten vom 6. N. I., unter welchen eine solche Erweckung entstand, daß auch die Römischen mitkamen. Nur Schade, daß nach unserm Abgang nicht die rechten Leute da waren, ihnen weiter zu helfen! Es ist erstaunlich, wie wenig Leben aus Gott in dieser großen Stadt angetroffen wird. Die Orthodoxie und der schwarze Kittel und die schöne Einrichtung der Häuser nebst Allem, was zum Gentleman gehört, ist nirgends vernachläßigt, aber der Herr Jesus und sein Reich! Am Sonntag zum h. Abendmahl, am Montag auf einen Ball oder Picnic, so muß man staunen, wie der Teufel alles am Bändel hat. Einer der Kaplane ist aber wirklich ein Bruder im Herrn, dem meine Leute vorzugsweise in die Kirche gehen. Wir trafen auf den rocks zusammen, er kam da mir in die Kirche, und ich ihm, und wir alle nahmen das h. Abendmahl von ihm.

„Ein Gentleman und seine Frau wurden frischweg für den Herrn gewonnen; da begann ich: Habt ihr je schon zusammen gebetet? — 'Ja, wir beten zusammen, ich lese das Gebet und meine Frau kniet mit mir nieder.' — Ich meine nicht das. Betest du, Mann, aus deinem Herzen vor deinem Weibe, und du, Weib, vor deinem Manne? — 'Nein, das thun wir nicht.' — Ja, das müßt ihr thun! — Lange Gesichter geschnitten und keine Antwort. — Den nächsten Tag komme ich wieder. 'Wir haben zusammen gebetet, wie Sie uns sagten, und sind jetzt sehr glücklich.' — Bei meinem nächsten Wiederkommen sagten dieselben: 'wir beten jetzt jeden Tag dreimal zusammen, und sind nun ganz glücklich.' Ich lebte die halbe Zeit bei dem Adjutanten S., dann ließen mir die l. E. keine Ruhe, ich

mußte bei ihnen einkehren; weil sie aber für mein Geschäft zu weit wegwohnen, war ich doch oft wieder beim l. S.

„Ich wurde dießmal auch nach Tumkur berufen und hatte da mein Wesen; doch war die Zeit zu kurz. Hatte da auch mit einem hochgestellten Tamil-Katechisten zu thun, dem ich als solchem das h. Abendmahl nicht gab, obwohl er sonst sehr nett that. Diese Zopfchristen sind so versessen auf die Kaste, daß der Herr Jesus im Vergleich mit diesen großen Dingen ihnen gar nichts ist. In Bangalur hatte ich einen gewaltigen Handel mit einem Erzprahler, der für Geld Gottes Wort in den Häusern herumsang; kein Brahmane konnte wilder mit mir sein.

„Obgleich ich in Maisur, Yellwal, Humsur, Frazerpett und Mercara (20—26. August) nur je einen Tag bleiben konnte, war doch überall der Arbeit so viel, und was vorfiel, so wichtig, daß ich jeden Platz mit herzlicher Danksagung zum Herrn verlassen konnte. Mit ein Bischen mehr Zeit wäre versprechendere Arbeit zu Stande gekommen. In Mercara ist nun mein lieber Boswell, nach einem 2½jährigen Aufenthalt in Kannanur; Christus Alles in Allem, lautet jetzt seine Parole, nachdem ich Anfangs mit dem frommen, klugen Schotten mich viel herum gestritten hatte. (Im Juni 1847 gieng diese jungfräuliche Seele zur ewigen Ruhe ein.)

„Durch schlimme Botschaft wurde ich aber von da, wie mit Dampfesgewalt, weggetrieben nach unserem Mangalur. Dort predigte ich zum erstenmal in der englischen Kirche, und Freund Anderson führte mich expreß in die englische Schule, wo ich eine Ansprache von 2½ Stunden an die heidnischen Schüler hielt, und ihnen aus der Schrift zu beweisen suchte, daß der Herr Jesus Gottes Sohn ist, zu meiner eigenen freudigen Zufriedenheit und mit der Bitte, daß der

Vater seinen lieben Sohn in den Herzen dieser lieben Jünglinge aus Gnaden zu seinem Preise offenbaren möge." Merkwürdig genug, diese jungen Brahmanen, sehr feingebildete, ernstlich angeregte, nur kreuzscheue Seelen, kamen nachher zu ihrem Lehrer Hoch und bezeugten aus tiefem Herzen: so klar wie durch Hebichs Beweise sei ihnen das Geheimniß der Dreieinigkeit noch nie geworden. Im logischen Demonstriren lag sicherlich Hebichs Stärke nicht; aber ein kräftiges, durch Liebe und Gebet geheiligtes Zeugniß wog freilich einen Haufen feingesponnener Argumente auf. —

In Kannanur angelangt (1. Sept.), fand Hebich dießmal keine Vermehrung, sondern eine Verminderung der eingebornen Gemeinde vor. Auch Stockings zweite Gattin, sein lieber Weber Jakob und andere der vertrautesten Gesichter fehlten im Kreise, der sich um ihn sammelte, „aber bei dem Heimgang dieser sieben lieben Seelen freut sich noch ein armer Sünder wie ich bin, und ist gestärkt und ermuntert, nicht müde zu werden. Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes." — „Die Morgenpredigt am Sonntag hat sich nun in zwei Gottesdienste abgetheilt. Während Gundert in der Eckschule die schwarze Gemeine bedient, predige ich den Bergschotten des 74. H. M., die noch unbekehrte Leute sind, aber unsere Form der englischen vorziehen. Ein Capitän F. ist gründlich bekehrt worden; und durch den hat es der Herr gelingen lassen, daß gegen alle Opposition der Oberen etwa 60 Soldaten heruntermarschiren dürfen zu einem k u r z e n Gottesdienste. So habe ich sie von 10—11 Uhr. Hallelujah!"

In Taliparambu hatte sich mittlerweile die Stimmung gebessert, auch nach der gefürchteten Rückkehr der zu dreimonatlicher Zwangsarbeit verurtheilten Rädelsführer des gefährlichen Auflaufs. Den dortigen Katechisten Paul hatte

sein Vater besucht und während eines vierwöchentlichen Aufenthalts — trotz seiner Schwerhörigkeit — soviel vom Evangelium gefaßt, daß man auf seinen Uebertritt hoffen durfte. — In Andscharakandi herrschte die von Maleachi geschilderte Mißstimmung fort: es schien eben, wie wenn Gott keinen Unterschied mache zwischen Guten und Bösen; daher die Geduldsarbeit unter einem solchen Geschlecht dem Katechisten manchmal entleiden wollte.

Da kam plötzlich eine aufregende Botschaft von Calicut. Am Abend des 11. Sept. saß Conolly, eben zum Regierungsmitglied in Madras ernannt, mit seiner Gattin in der Veranda und las ihr aus Gibbon den Fall von Constantinopel vor, als fünf Mapilla's über ihn herstürzten, den Tisch mit dem Licht umwarfen und ihn zusammenhieben. Aus 27 Wunden blutend, lispelte er noch: Jesus, erbarme dich meiner! und starb nach einer halben Stunde. Doch umsonst riefen die Mörder, welche zunächst die Verbannung ihres Oberpriesters (S. 219) hatten rächen wollen, die Glaubensgenossen auf zum heiligen Krieg. Nach sechs Tagen ereilte sie die Rache. Die Provinz aber wurde nun durch Ausnahmsgesetze so beruhigt, daß auch das stürmische Jahr 1857 keine Friedensstörung in ihr hervorbrachte. Hebich schrieb sogleich an die Wittwe, ihr seine Dankbarkeit für des Vollendeten langerprobte Liebe zu bezeugen und sie auf Jesum als den einzigen Trost im übergroßen Schmerze zu weisen. Dann gieng er selbst sie zu sprechen, ehe sie nach Europa sich zurückzog. —

Bei ihm bahnte sich jetzt etwas Neues an. „Am 13. October, Morgens 6 Uhr," schreibt er: „waren es 21 Jahre, daß ich in diesem Lande bin. Mit soviel Zeit hat der englische Soldat ausgedient und kriegt seine Pension. Nach dieser nun sehne ich mich wirklich nicht, aber darnach:

Ihm zu gefallen und womöglich Ihm noch Seelen zu gewinnen, für die Er so hart gearbeitet hat. Ewig Dank Ihm, daß Er mir aus Gnaden erlaubt hat, Ihm so lange mit ununterbrochener Gesundheit zu dienen. Einem weltlichen Herrn so lange zu dienen, macht stolz; aber dem Himmlischen, dem Guten, dem Heiligen so lange zu dienen, macht sehr arm und beschämt, nach seinem Wort: Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen war, so sprecht: wir sind unnütze Knechte. Ach, warum doch das? Ei, weil Er alles thut in seinen Knechten, was gut ist; das Böse aber thut der Knecht aus sich selbst, was doch in so vielen Jahren gewaltig viel ist."

Bei dem Rückblick, den er auf seine gesammte Missionslaufbahn warf, drängte es ihn, seine Leistungen auf einer Station und die Erfolge seiner Reisen zu vergleichen. So bange ihm auch bei dem Gedanken wurde, sich selbst seinen Beruf zu machen, überzeugte er sich doch, daß sein Dienst auf Reisen der gesegnetere, für Gottes Sache ersprießlichere sei. Nun traute er sich zwar nicht die Fähigkeit zu, immer blos zu reisen; er fühlte sich oft müde und abgespannt, so daß ein Ausruhen nach der Reise willkommen erschien. Die wunderbare Erhaltung seiner Körperkraft aber schrieb er großentheils den Luftveränderungen, der Folge häufigen Ortswechsels zu. Auch seine Brüder stimmten dem bei, daß er auf Reisen mehr arbeite und mehr zu Stande bringe, als irgendwann zu Hause. Also gieng denn sein Wunsch entschieden darauf hin, nicht mehr an eine Station gebunden zu sein, sondern da und dort zu predigen und Seelen nachzugehen, wie Gott ihn führe. Die Gedanken konnten zur Ausführung kommen, wenn für die regelmäßige Arbeit auf der Station gesorgt war. Aber nun kam ein Kommitteebefehl, daß Br. Gundert nach Mangalur ziehen solle, um die durch Weigle's Tod dort

entstandene Lücke auszufüllen. Hebichs Wünsche sollten erst zwei Jahre später in Erfüllung gehen, als ihm in Müller der gewünschte Mitarbeiter geschenkt wurde; für die ersehnte Reisepredigt aber wurde er erst im J. 1859 frei, als seine Kräfte nahezu erschöpft waren, erschöpft durch eine Zugabe von Nöthen der eigenen und anderen Stationen, die ihm äußerst unerwartet kam.

---

32. Sorge um Mitarbeiter.

Die schwerste Prüfung sollte die Mission ums Neujahr 1856 treffen. Der Brand des neuen Missionshauses in Udapi (15. Dec. Nachts) hatte aller Augen nach diesem Hauptsitz des Götzenwesens in Kanara gelenkt. Hebich, der den Haß der Brahmanen genugsam kannte, betete sofort inbrünstig für den gefährdeten Außenposten, und warf sich vor, über den eigenen Aufgaben, die Mühen und Nöthen anderer Brüder oft vergessen zu haben. — Etliche Wochen darauf schickten ihm die älteren Christen jenes Distrikts ein Schreiben, das ihn zur Untersuchung der schwersten Klagen gegen einen hochgeachteten Mitarbeiter herbeirief. Wie vom Blitz getroffen, unterbrach er die Predigt auf den Gassen von Kannanur, die er eben fröhlich betrieben hatte, und eilte hinauf nach Mangalur, Mulki, Udapi, ringend nach Licht und Lebensluft. „Da hatten wir mehr als Arbeit; unsere Herzen wollten uns brechen.“ Nie trat Hebichs tiefe Sündenerkenntniß heller ans Licht als bei solchen Veranlassungen. Er versetzte sich so ganz in die Lage des unglücklichen Gefallenen, daß er in ihm nur sich selbst sah, und immer wieder sagte: So stünde es mit mir, wenn Gnade mich nicht hielte. Alles Richten und Strafen hätte er am

liebsten unterlassen; Retten und Aufrichten wars, woran ihm Alles lag. Aber daß das nicht möglich sei ohne wahrhaftige Buße und rückhaltloses Bekenntniß der Sünde, stand ihm so fest, daß er dadurch vor übermäßiger Milde in Behandlung von Sündenfällen bewahrt wurde.

Die Generalconferenz der Missionare, welche sich an diese Reise anschloß (20—24. Jan.), war von der tiefsten Selbstdemüthigung durchweht. Ein Jedes erkannte sich als mitschuldig an dem unbemerkten Eindringen des so spät zu Tag getretenen Bannes, und dem ungeheuern Aergerniß, welches damit den Feinden Christi gegeben war. Es wurde mehr geweint und gebetet, als verhandelt und protokollirt.

Nach Entlassung von zwei Missionaren und schwerer Erkrankung eines andern mußte nun Hebich selbst einige Wochen sich der Mangalur-Gemeinde widmen, in welcher durch leichtsinnige Aufnahme von Unbekehrten und Mangel an Zucht viel gefehlt worden war. Einige waren regelmäßige Trinker geworden, auch der Genuß von Opium wollte einreißen; und Hahnengefechten beizuwohnen, schien manchen Christen nicht unziemlich. Da mußte denn tüchtig eingegriffen, scharf vorgegangen werden, namentlich gegen die schlaffen, schläfrigen Aeltesten, während den Suchenden und Redlichen eine aufrichtende Hand geboten wurde. Die Gemeinde fühlte, daß man ihr Bestes mit allem Ernst suche, und ließ sich willig helfen; die Frauen besonders waren so erweicht, daß sie ihren Schmuck auslieferten, woran sich Hebichs Herz erfreute.

Es war das letztemal, daß er in Mangalur den bewährten Freund F. Anderson sah, der die Station seit ihrer Gründung auf treuem Herzen getragen, in so vielen Anfechtungen mitgelitten und mitgekämpft hatte. Jetzt sollte

er der mit seinem Leben verwachsenen Provinz den Rücken kehren. Zu großem Troste aber gereichte Hebich der Umstand, daß nun sein 16. N. I. in Mangalur etliche Jahre zubrachte. Dieß war die Zeit und der Ort, da Gompertz sein mildes, allerwärts Leben weckendes und pflegendes Licht am kräftigsten leuchten lassen sollte. „Da allerhand Uebelstände ans Tageslicht kamen und so gar kein Arbeiter für die Gemeinde da war, wollte mich die Generalconferenz zwei Monate in Mangalur haben; allein darauf konnte ich unmöglich eingehen, indem ich meine Heidenfeste diesmal nothwendig besuchen mußte, besonders da die Feinde das Gerücht ausgesprengt hatten, weil ich letztes Jahr Schläge gekriegt, fürchte ich mich jetzt und werde nicht mehr kommen, wie mirs auch die Obrigkeit verboten habe. Daher mußte ich diesmal auf die Feste, und hätte es mich mein Leben gekostet."

„So kehrte ich also (6. Febr.) nach Kannanur zurück, wo Mögling indeß für mich vikarirt hatte. Gundert zeigte mir Ihren Brief, worin Sie nach Mangalur sprechen. Das fiel mir sehr schwer; so etwas sollte nicht sein. Doch war ich jetzt so angefüllt von dem Elend in Mangalur, daß ich ihm sagte: wenn du doch fort mußt, dann geh lieber sogleich, damit was ich jetzt an der Gemeinde gethan habe, nicht verloren gehe oder gar zum Schlimmen ausschlage. Ich kann dich nicht länger halten."

So wurde denn schnell Diez mit seiner Braut, einer englischen Lehrerin der Mädchenschule, getraut, um an die Stelle der abziehenden Geschwister in Tschirakal einzutreten (11. Febr.). Dann eilte Hebich auf seine Heidenfeste. „In Payawur waren die Vornehmen so böse, daß sie meine Leute erst gar nicht das Zelt aufschlagen lassen wollten; doch konnte ich sie begütigen. In Taliparambu aber verlief alles so

ruhig, daß ich erst jetzt mich wieder frei und freudig fühlte; ich verkaufte da für zwei Rupies Bücher. Während ich früher auf diesen Festen vom Morgen bis in die Nacht alles selbst zu thun hatte, ist es nun dahin gekommen, daß die Katechistenbrüder das Meiste thun, in so befriedigender Weise, daß ich denken muß, sie könnens besser als ich. Auch die besuchenden Heiden, die erst nur mit mir reden wollten, gehen jetzt fast vorzugsweise mit meinen Helfern um." Der Druck eines ganzen Jahrs war endlich von ihm gewichen.

Er hielt nun die Zeit für gekommen, in Taliparambu eine englische Schule zu gründen, wozu auch ein einflußreicher Beamter hilfreiche Hand bot. Nach dem mächtigen Fortschritt, welcher für das Unterrichtswesen im ganzen britischen Indien durch die Verordnungen von 1855 eingeleitet war, fühlte Hebich, daß auch er hierin mehr thun müsse: „bis jetzt konnten wir es nicht erzwingen, aber mehr Schulen und bessere Schulen zu haben, muß wirklich unser Augenmerk sein." Tschowa wurde sogleich mit einer ausgestattet. Im November gelang es ihm auch, eine englische Schule für Kannanur ins Leben zu rufen, natürlich ohne daß er selbst sich am Lehren betheiligt hätte.

Obgleich aber die Arbeit auf der Station und den Außenstationen sich gesteigert hatte, wollte er doch seine Rundreise im Monsun nicht dran geben, sondern überließ es Diez, sich etliche Monate allein durchzuschlagen, während er wieder — zum letztenmal — alten und neuen Seelen in der Ferne nachgieng. Vom 15. Mai bis 9. August trieb er sich an den öfters genannten Orten um, mit Ausnahme von Bangalur. Zuerst eilte er ins Kurgland, wo er den alternden Jungesellen Mögling (21. Mai) mit Weigle's Wittwe traute. Dann arbeitete er rüstig in Irodu unter seinem 39. Regiment. Den guten Oberst desselben fand er nicht

mehr. Er war versetzt worden; die Offiziere hatten ihm statt eines großen Essens eine große Bibel zum Abschied gegeben, „woran er noch lange zu essen haben wird". Sie hatten seither wechselnde Geschicke gehabt: ein junger Offizier W. war gewonnen worden und stand in der ersten Liebe; auch ein in der Tamil-Literatur belesener Sipahi-Korporal hatte sich bekehrt, und eine alte Eingeborne war von Dobbie auf dem Todtenbett getauft worden. Letzterer ließ es sich besonders angelegen sein, kanaresische Bibeln in der Umgegend zu verkaufen, eine Aussaat auf Hoffnung. Uebrigens hörte der Zudrang zu der Gemeinde seit dem Abgang des Obersten allmählich auf.

Auf den vier Gesundheitsstationen der Nilagiri war dießmal mehr zu thun als je; und die Thüren öffneten sich vor Hebich immer weiter. Der augenkranke S. vom „eigenen Regiment", und der vieljährige Mitkämpfer in Kannanur, der zuverlässige Major Y., waren nun beisammen in Ottakamand und hatten den Plan gefaßt, dort eine Kapelle zu bauen, namentlich damit für Hebichs Besuche die ewige Jagd nach einem Predigtsaal endlich abgeschnitten sei, während auch den Missionaren von allerhand Kirchen, die je und je auf den Bergen Erholung suchen, Gelegenheit geboten wäre, ihre Gaben nutzbar zu machen. Der Gedanke wurde ausgeführt, wenn auch nicht so schnell, daß Hebich dießmal in der „Zionskapelle", so sollte das Gotteshaus heißen, hätte predigen können. Dennoch durfte er sie noch vor dem Schluß des Jahres eröffnen.

Im August stieg er ins Unterland herab, richtete in Palghat, Malapuram und Saukhyakunnu (wo der fromme Erbauer der ersten Eisenbahn ihm ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet hatte) seine Geschäfte aus, und kehrte dann fröhlich nach seinem Kannanur zurück.

Hier hatte der allein gelassene Diez die Masse der Arbeit mit Mühe bewältigt und sich sehr nach Hebichs Rückkehr gesehnt, indem, wie er klagte, die Engländer von der Kirche wegbleiben und auf den Außenstationen kaum gehörig nachgesehen werden könne. Jetzt aber war endlich Aussicht auf Vermehrung der Arbeitskräfte. Jakob Ramawarma war auf der letzten Generalconferenz examinirt und der Kommittee zur Ordination empfohlen worden, worauf er sich in Kannanur besonders der Schulen angenommen hatte. Sobald die Erlaubniß zu seiner Ordination eingelaufen war, setzte Hebich den Tag für dieselbe fest. An ihm sollte das erste Missionsfest Malabars gehalten werden.

Am 3. Sept. 1856 füllte sich die Kirche mit allerlei Leuten, zum Theil hochgestellten Männern. Der Oberst der Bergschotten, dem Hebich seine Aufwartung machte, sagte: Ich weiß, was sie wollen, Sie möchten meine Soldaten in Ihre Kapelle kriegen. — Nein, war die Antwort, diese lasse ich für sich selbst sorgen; ich möchte Sie einladen. — Zu was? Geben Sie Champagner oder nur gutes Bier? Was krieg ich? — Bei mir gibts nur für die Ohren etwas; dennoch lade ich Sie ein, es wird Sie nicht reuen. — Der Oberst versprach nichts, kam aber doch. Noch ein anderer Oberst, der wohlwollende C., fand sich ein; ebenso der Brigadier P. Thompson, ein frommer Plymouthbruder, der aus dem 39 N. I. hervorgewachsen war und schon darum für Hebich ein besonderes Interesse hatte. Außerdem viele andere Christen von fern und nah, während die Veranda sich mit Heiden, Katholiken und Muselmanen füllte, im Ganzen wohl 800 Personen. Nachdem der Gottesdienst begonnen hatte, lärmte noch der Palankin des Radscha von Tschirakal heran, dessen goldverbrämtes rothes Seidenkleid aller Augen auf sich zog, als Hebich ihn an seinen Ehrensitz in der Ka-

pelle führte. Der gute Philosoph war am 3. Febr. 1851 durch den Tod seines Oheims erster Radscha geworden und hatte den feinen Königssohn von Kotschi, obgleich dieser Christ geworden, immer lieb gehabt. Etwas verlegen saß er da und besah sich die gemischte Versammlung.

Hebich warf einen Rückblick auf die 22 Jahre der evangelischen Missionsarbeit an dieser Küste und auf die Früchte, die sie bis jetzt getragen. Schon stehe in Mangalur ein bekehrter Brahmane im Predigtamt, ein anderer Hindu bereite sich in Basel darauf vor; hier empfange es ein Bruder, der 13 Jahre als Katechist gedient habe. Es lasse sich dazu an, daß die Zukunft des Werkes gesichert werde durch den Eintritt der Bekehrten in den Dienst des seligen Evangeliums, das wir verkündigen. Daß Jesus der Herr sei über alles, müssen alle Anwesenden noch einmal bekennen zur Ehre des Vaters, ob gern oder ungern. „Hörets alle, auch du, der du dich so hartnäckig weigerst, Ihr müßt noch vor Ihm knieen und Herr Herr zu ihm sagen ꝛc. Jetzt ist die Welt gar gleichgültig gegen das unaussprechlich große Heil, das Christus durch sein blutiges Leiden ihr erworben. Aber da sind manche kleine Zeichen, daß es anders werden muß. Alle diese heidnischen Stämme schreiben A. D. 1856. Anno Domini aber bedeutet die Zeit, die vergangen ist, seit unser Herr auf Erden kam, ihr das Heil zu bringen. Vor dieser Thatsache sollten wir stille stehen und uns fragen: Hab ich das Heil vom Himmel angenommen? Bin ich erlöst? Und dann: Was habe ich für Jesum gethan? Was für die Heiligung seines Namens, für das Kommen seines Reiches? Wie viel bete, thue, leide ich für Seine heilige Reichssache? Unter diesen zwei Fragen kommen wir nicht durch ohne starke Demüthigung ꝛc. Soll ich von mir selbst reden, so muß ich mich schämen. Wie viel ist doch da noch Welt, ja, wie viele

schlechte, abscheuliche Gedanken sind auch noch in den Herzen der besten Christen! Wie sollten wir erschrecken, wann wir von dem Fluche hören für Alle, die Ihn nicht lieben. Doch schickt er solche sündigen Knechte aus, ihre Brüder einzuladen: Laßt euch versöhnen mit Gott. Daher habe ich Muth, euch alle einzuladen, einem Jeden es aufs Neue zu sagen: Komm herzu, versuche, was Seine Liebe vermag 2c. Und ihr, die ihr Christen heißt, gedenket eurer Taufe: ein Jeder ist getauft (hier trommelte der nervöse Brigadier auf die Armlehne seines Stuhls) mit dem Gelübde, dem Teufel und der Welt abzusagen. Erfüllet endlich einmal euer Versprechen 2c. Und wenn ihr soviel für euch selbst sorget, arbeitet und leidet, bedenket doch, wie wenig ihr für Sein Reich gethan, wie viel ihr schon zerstreuet und Aergerniß gegeben habt, und fanget an, mit heiligem Wandel, durch fortgesetzte Buße, durch brünstiges Gebet, durch fröhliches Aufthun der Hand mit dem Herrn zu sammeln und für die Ewigkeit zu leben. Rüstet euch, Rechenschaft abzulegen von eurem Haushalten, und bedenket, welche Verdammniß es für uns Weiße wäre, zu finden, daß ein Schwarzer, wie dieser da, uns zuvorgekommen ist! 2c."

Nachdem Jakob seine Lebensgeschichte mit passenden Nutzanwendungen erzählt hatte, ordinirte ihn Hebich nach dem Formular der würtembergischen Kirche; worauf die Zeugen unter Handauflegung ihre Segenswünsche sprachen. Mit Gebet und Gesang wurde geschlossen, worauf die Missionare dem neuen Mitarbeiter den Bruderkuß gaben.

Der Brigadier war sehr gerührt. Als Hebich dem Oberst für die unerwartete Ehre seines Besuchs dankte, äußerte dieser: Sie sagten ja, es haben noch Zwei reden sollen; wo sind denn die? Hebich zeigte ihm die zwei Missionare und meinte, drei Stunden seien doch genug für einen Theil der Hörer;

der Offizier aber brummte: laß sie auf die Kanzel gehen und weiter machen! — Der Radscha suchte die Eindrücke abzuschütteln: alle Religionen kommen doch am Ende aufs Gleiche hinaus. Da seine Begleiter zum Gehen drängten, entschuldigte er sich lächelnd: weil heute der vierte Mondstag sei, müsse er nach Hause eilen, indem er ja nach Aufgang des Mondes nicht im Freien weilen dürfe; drückte Jakob die Hand, wünschte ihm Glück zu seinem Ehrentage und schied, seine Verunreinigung im Teiche abzuwaschen und sich in seinen finsteren Palast zu verschließen. — Ein Kapitän T. war so befriedigt von dem Fest, daß er noch am Abend seine erste Gabe sandte: es habe ihn sehr gedemüthigt, sich sagen zu müssen, wie er für die Ausbreitung von Christi Reich noch so wenig beigetragen habe. Hebich blies diesen ersten Funken mit solchem Erfolg an, daß er bald den Offizier und seine Gattin für gewonnen achten durfte.

Jakobs Aufgabe bestand nunmehr darin, die Kannanur-Christen zu überwachen und zu berathen, auch die sonntägliche Katechese und andere Gottesdienste zu übernehmen, ja selbst englisch zu predigen. Doch war sein hauptsächliches Augenmerk auf die fünf Schulen gerichtet, die er in zusehends bessere Aufnahme brachte; und von einer derselben sollte er noch eine lebendige Frucht sehen, ehe sein kurzer Amtslauf zu Ende gieng.

Nachdem am 25. Oktober ein längstersehnter weiterer Mitarbeiter, J. Strobel, gelandet war, der nun freilich erst die Sprache erlernen mußte, jedoch in der englischen Schule bereits eine Lektion übernehmen konnte, trieb es Hebich, wieder nach Palghat zu gehen (26. Okt.—12. Dez.), um dort herum auf allen Märkten zu predigen. Damit verband er einen kurzen Besuch in Ottakamund, wo er erst an einem eisigen Morgen sich von Freund Y. auf den höch-

sten Gipfel Südindiens, den Doddabetta, führen ließ und dann (3. Dez.) die Zionskapelle eröffnete, welche die Freunde für ihn gebaut hatten. Von Palghat brachte er seinen unzertrennlichen Begleiter Joseph so schwach zurück, daß er schon meinte, es werde dessen letzte Reise gewesen sein. Aber es war leider ein anderer Gehilfe, dessen Lebensfaden rasch abgeschnitten wurde.

Jakob hatte sich bei den Jünglingen der englischen Schule fast verhaßt gemacht durch seine Treue im biblischen Unterricht. Sie meinten, zum Lernen seien sie da, und nicht zum sich anpredigen lassen. Einer aber, aus einer wohlhabenden Tijer-Familie, schlug in sich und schämte sich seines Hasses; zugleich wurde einem Nayer-Jüngling von Tschirakal, dem Jakob schon länger nachgegangen war, das Herz erweicht. Am 27. Dez. kamen beide ins Missionshaus, frisch entschlossen, Christum offen zu bekennen. Es war für Hebich eine große Freude, sie aufzunehmen und ihnen die Haarlocken abzuschneiden. Einen unauslöschlichen Eindruck aber machte es auf den gefühlvollen Rekruten Strobel, wie nun die Mutter des Nayers kam, diesen anflehte, beschwor und bedrohte, sich auf den Boden warf und den Kopf gegen Steine stieß, während der Sohn gegen allen Sturm der Herzensgefühle mit dem Worte Stand hielt: Ich kann doch den Herrn nicht verlassen!

Im Januar 1857 erkrankte ein lieber Jüngling im Mulil-Hause (S. 257) an den Pocken. Jakob wurde unvorsichtiger Weise zu ihm geschickt (nicht von Hebich, der das geheime Grauen des zarten Menschen vor dieser schrecklichen Seuche kannte); er besorgte den Auftrag treulich und wurde angesteckt. Er sagte gleich: „ich komme wohl nicht durch diese Krankheit, bin aber bereit zu gehen oder zu bleiben; ich freue mich auf die selige Ewigkeit.“ Am 11. Febr. entschlief er unter der treuen Pflege

seiner von ihm unzertrennlichen Gattin. „Ach," schrieb einer seiner Freunde, „möge Gott die arme Wittwe trösten, denn wie haben die einander so lieb gehabt, ganz wie ein Taubenpärchen." Alles vereinte sich, ihm die letzte Ehre anzuthun, auch die Offiziere, die den Leichenwagen des Cantonments anboten und ihm auf den Gottesacker folgten. Für Hebich war es ein überaus empfindlicher Schlag: „Ein Schatz ist mir verloren gegangen, den ich Andern schwer begreiflich machen kann; denn diese vierzehn Jahre her war er ja mein Mund in Kannanur, auf den Heidenfesten, da er immer hart zu meiner Rechten stand, und im Lande herum; und ich habe mit dankbarem Herzen wahrnehmen dürfen, daß der l. Ramawarma seit seiner Ordination noch viel ernster und gesalzener wurde in seinen Ermahnungen. Dem Herrn der Herrlichkeit sei Dank und Anbetung für Alles, was er an und durch meinen l. Jakob gethan hat. Amen." Man mißte diese freundliche und friedliche Erscheinung allenthalben; Jakob war, so klein er aussah, in mancher Beziehung eine Ergänzung Hebichs gewesen, mildernd, mäßigend, dem Frieden zusteuernd, der Stetigkeit und Methode in der Gemeindeleitung ergeben, und darum dem richtigen Fortschritt bei aller Schmiegsamkeit sehr förderlich.

Die beiden Jünglinge aber, die er noch hatte gewinnen dürfen, wurden am Karfreitag getauft und später der neuen Katechistenschule in Talatscheri zur Ausbildung anvertraut. Während Samuel schon 1861 zu seiner Ruhe eingieng, hat der sel. Jakob Ramawarma in dem Nayer Jakob Tschamentscheri einen Ersatzmann hinterlassen, der noch emsig fortwirkt. Dieser Jakob war der natürliche Sohn des Radscha von einer Magd, und wuchs im Palast von Tschirakal auf. Er wurde ein Bewunderer des gelehrten und bescheidenen Katechisten, zu dem er sich schon als zu einem

Königssohne hingezogen fühlte, und wohnte seiner Ordination als Schildträger seines Vaters bei. In Gefahr auf einem Fährboot gelobte er zuerst, Christ zu werden; dann wiederum, als er einen Pockenkranken unvorbereitet zu Gesicht bekam; das dritte Mal, als ihn selbst eine schwere Krankheit befiel. Im Dez. kam er nach Kannanur und glaubte. Sein Vater aber, der an des ersten Jakobs Ehrentage so freundlich theilgenommen hatte, sollte ihm an derselben Krankheit schnell im Tode nachfolgen. Er hat in den drei Tagen seines Siechthums Zuckerwasser auf den Straßen austheilen lassen, für 100 fl. des Tags, ohne daß sich das Verhängniß ändern ließ; und weil an den Pocken gestorben, wurde seinem Leichnam die übliche Verbrennung unter Böllerschüssen nicht zu Theil. Nachher sagte man sich, sein Bruder habe den brahmanischen Koch des Verstorbenen bestochen, um ihn bei dieser Gelegenheit aus dem Wege zu schaffen; und dem gewissenlosen Nachfolger selbst, der schon nach anderthalb Jahren starb, soll es nicht besser ergangen sein. Mit Einer Ausnahme war die treue Geduldsarbeit Jakobs und Hebichs an diesem armen Königshause wirkungslos geblieben.

---

33. Uebersiedlung einer Gemeinde.

Nach fast 19jähriger Abwesenheit war (Jan. 1856) der Eigenthümer der Andscharakandi-Pflanzung aus Europa zurückgekehrt; damit lief eine lange Wartezeit der dortigen Gemeinde zu Ende. Hatte bisher der Geduldsfaden der Feldarbeiter manchmal brechen wollen, so hieß es immer wieder: der große Saheb will ja bald wieder zu uns kommen, er wird Abhilfe schaffen. Nun traf er, die er als Kinder verlassen hatte, als Männer, die Männer fast alle als Chri-

sten; und während sein Gebot früher allein gegolten hatte, war den Sklaven mittlerweile der Blick erweitert, das Gewissen geschärft, die Abhängigkeit von Einem Manne gemildert worden durch den Eingang, den Katechisten und Missionare mit Gottes Wort bei ihnen gefunden hatten. Eine solche Umwandlung des patriarchalischen Verhältnisses führte zweifelsohne ihre Unbequemlichkeiten im Gefolge, doch waren sie für einen einsichtsvollen Leiter durchaus nicht von bedenklicher Art, da demselben das größte Zutrauen, durch die lange Trennung fast zu schwärmerischer Verehrung und Erwartung gesteigert, von allen Seiten entgegenkam.

Im weiteren Verlauf wurden diese Hoffnungen sehr geschwächt. Anerkennenswerth war der Umstand, daß der Herr selbst auch zuweilen in den Gottesdienst seiner Arbeiter kam; noch neuer und erfreulicher das Interesse, welches seine Töchter am weiblichen Theil der Gemeinde nahmen, indem sie unter den Mädchen eine Nähschule in Gang brachten. Allein es zeigte sich je länger je deutlicher, daß die Ansichten von der christlichen Bildung, welche den ehemaligen Sklaven beigebracht werden sollte, bei dem Pflanzer und dem Missionar weit auseinander giengen, während im täglichen Geschäft der Pflanzung neue Anforderungen zu den alten traten und der wiederholt erheilte Bescheid: Wer nicht bleiben will, kann gehen! die längst bestehende Unzufriedenheit nur steigerte. Die Krisis kam zum Ausbruch, als der Pflanzer sich über die Predigtweise des Katechisten mißfällig äußerte, das Opfern für die Mission verbot, und endlich den Katechisten im Morgengottesdienst, den er ihn nicht mehr halten ließ, feierlich entsetzte und entließ.

Als Joseph hinausgeschickt wurde, die Stelle des abgedankten Timotheus einstweilen zu versehen (23. Dez. 1856), berieth er mit den Kirchenältesten, was zu thun wäre. Diese

erklärten sich dahin: wenn ihnen der angemessene Lohn bezahlt werde, die Sonntagsarbeit aufhöre, und Zumuthungen, welche sie am Schaffen ihrer Seligkeit hindern, wegfallen, wollen sie gerne bleiben. Wenn nicht, so möge der Herr thun, was er wolle; ihre Entlassung verlangen sie nicht. Darauf wurden die vierzehn Familienväter, welche diese Erklärung abgaben, „wegen grundloser Klagen" entlassen. Es waren im Ganzen 60 Leute, die unter dem Weinen und Schluchzen der Zurückbleibenden (27. Dez.) mit Sack und Pack von der Pflanzung abzogen, und am Abend des Wandertages gegen Tschowwa heranrückten, wo Hebich sie mit Gesang und Gebet empfieng. Die Alten waren wie Träumende, die Jungen fühlten sich leicht und frei.

Zum feierlichen Jahresschlusse kam aber nun auch der Rest der Gemeinde, einer früher ausgewirkten Erlaubniß gemäß, nach Kannanur. Ihnen voraus war ein Schreiben des Pflanzers eingelaufen, welches ankündigte, daß derselbe hinfort die Verbindung seiner Arbeiter mit der Kannanur Kirche abbreche, weil dieselben dadurch sichtlich verschlechtert worden seien.

Hebich mußte sich nun entscheiden, ob er das fast 18jährige Band, welches diese Gemeinde mit der Mission verknüpfte, abreißen oder dieselbe mit allen ihren irdischen Sorgen auf seine Schultern nehmen solle. Er wählte mit gepreßter Seele das Letztere, obwohl er gern bei dieser Gelegenheit eine Scheidung vorgenommen und sich der minderversprechenden, ja sehr zweifelhaften Elemente, die sie enthielt, entledigt hätte. Allein es gieng nicht. So hatte er sich mit dem Neujahr 1857 die Sorge, auch die leibliche, für 177 Seelen — so viele wurden es, die von Andscharakandi weggezogen, darunter auch halbherzige, verwahrloste, verkümmerte — aufgeladen. Hebich selbst schaffte sich von Zeit zu Zeit Luft.

Viel schwerer lastete aber diese Menge von Sorgen und Arbeiten auf dem armen Diez.

Am 27. Mai, da schon die Regenzeit angebrochen war, hoffte Hebich denn doch, wieder eine seiner längeren Rundreisen antreten zu können, die ihm die nöthige Erfrischung verschaffen sollte. Er eilte — unter Regengüssen — nach Palghat. Von hier aber rief ihn ein Telegramm zurück. Sein Diez, der sich unsägliche Mühe mit der Ansiedlung und Beschäftigung der Andscharakandi Einwanderer gegeben hatte, und doch nirgends fertig wurde, war so gefährlich von der Ruhr befallen worden, daß er dem Tod nahe schien. Der treue Major Y. nahm ihn in sein Haus auf und verpflegte ihn wie ein Vater, war aber nicht wenig bestürzt, daß sein Patient, auch da ihn die Aerzte aufgegeben hatten, immer nur von Rechnungen, Bauten u. dergl. redete, ohne daran zu denken, daß er sein eigenes Haus bestellen sollte. Der Major vereinigte sich mit dem Brigadier und anderen englischen Brüdern, für den Kranken eifrig zu beten, Strobel ordnete Fürbitte in allen Gemeinden an und — es half.

Am 12. Juni war Hebich wieder in Kannanur und fand den Bruder gerettet, doch todtschwach. Man mußte ihn aus dem Getümmel der Station fortschaffen, um Erholung zu suchen, deren die Seele so sehr wie der Leib bedurfte. Hebich opferte mit Freuden seine eigene Ausspannung und und nahm seinen Bruder „aus den Todten wieder aufgeweckt als ein Gnadengeschenk" vom Herrn an. „Wunderbar! Den Tag nach meiner Ankunft wurde der l. Dr. Crocker, der den Kranken behandelt hatte, in einer Unterhaltung von 4—8 Uhr für den Herrn gewonnen; nach langer Zeit wieder die erste Bekehrung eines Gentleman in Kannanur. Er hat sich gleich völlig von der Welt losgemacht, und ist jetzt nach Calicut versetzt. Ach wenn nur mehr Glaube bei mir

wäre! Ach wenn nur mehr Liebe bei mir wäre! Bei mir ist nichts als Sünde und Elend, bei Ihm Alles, Alles. Wann werde ich Ihn sehen, und ewig bei Ihm sein dürfen!"

Unter dem Druck jener Pfingsttage schloß sich der bisher nur nebenher erwähnte Mitarbeiter Strobel inniger an Hebich an. Nachdem allerhand Bedenklichkeiten und Anstöße, von denen während des Sprachenlernens die Missionsrekruten heimgesucht werden, ihn von dem alten Papa ferne gehalten hatten, ward es ihm nun auf einmal: „als ob Hebich, seit er heimgekommen, nur für mich, für mich armen Menschen betete und predigte, so daß ich vor Freude kaum schlafen konnte."

Die Rückkehr Hebichs diente dazu, einen Plan zu vereiteln, der im Stillen reifen sollte, und die Absicht hatte, die Andscharakandi Leute der Anglikanischen Kirche zuzuführen. Die strenge Zucht, welche Diez unter ihnen übte, hatte die Faulen und auch manche Besseren solchen Lockungen zugänglich gemacht. In all diesem Gedränge hielt es Hebich fürs Gerathenste, den früheren Gedanken jetzt auszuführen, und an Ch. Müller einen erfahrenen Leiter für die neue Gemeinde zu gewinnen, während dessen Stelle in Tschombala unter einer kleineren und schon geordneten Christenschaar durch seinen Diez gerade passend ausgefüllt werden konnte. Die Missionare des Distrikts sahen dies als die beste Lösung der schwierigen Frage an, wie für Hebich, falls er weggenommen würde, der richtige Ersatz zu beschaffen wäre; sie meinten auch, damit den Sinn der Kommittee am besten zu treffen. Im Sept. wurde die Umsiedlung vollzogen; Müller führte erst Diez in alle Verhältnisse seiner Station ein, dann zog er selbst aus dem stillen Tschombala ins geräuschvolle, dornenreiche Kannanur.

Seine erste Aufgabe war, nach vollendeter Regenzeit in Tschowwa 21 Wohnungen zu bauen, was den Muth der neuen Leute bedeutend hob; dann hatte er für den Unterricht der Jugend und die Beschäftigung und Erbauung der Erwachsenen zu sorgen und durfte finden, daß unter allerhand groben Naturen, die wenn ihnen etwas Unangenehmes begegnet, gleich mit dem Davonlaufen drohen, „doch auch recht liebe Seelen sind, an denen Gottes Barmherzigkeit sich verherrlicht."

Auf Hebich aber lastete die Sorge für die Beschaffung der Geldmittel. Das Revolutionsjahr 1857 brachte viele Hilfsquellen ins Stocken. Der treuste Freund, der seit eilf Jahren in Kannanur einen einflußreichen Posten bekleidet und jede Sorge und Freude mit dem Missionar getheilt hatte, wurde ihm entrissen. Plötzlich brach im Juli die Gesundheit des lieben Y. zusammen. Er mußte eiligst nach Europa geschickt werden. Hebich fand sich sehr einsam; er schreibt: „So geht ein Freund nach dem andern, aber der Herr Jesus bleibt, ja bleibt im Tode, der beste, der einzige Freund!"

Hebich hatte vergessen, die außerordentlichen Geldbewilligungen, deren er unumgänglich bedurfte, mit gehöriger Motivirung vor der Kommittee zur rechten Zeit zu erbitten. Er erlebte nun die Demüthigung, seine Jahresrechnung nicht anerkannt, und sich zur Rückzahlung der Ueberschreitungen verurtheilt zu sehen. Die Sache ließ sich durch Nachholung des Versäumten wieder ins Reine bringen; dennoch traf sie ihn wie ein herber Schlag, der ihn zu dem Ausruf veranlaßte: die Station Kannanur ist faktisch insolvent! Wie viel Mühe und Noth die Ansiedlung dieser Tschowwa Gemeinde über ihn brachte, konnte er der Kommittee nicht sagen. Er hat auch gegen andere sich nicht darüber ausgesprochen.

Aber nun gab er auch die Stationsrechnung und die Generalagentur ab, um mit officiellen Rechnereien nicht mehr behelligt zu sein, und nachdem er das letztere Geschäft amtlich bereinigt hatte (Mai 1858), schrieb er der Kommittee: „Wie froh bin ich, daß die Sache geordnet ist. Ach wie selig wird es einst sein, wenn wir alle unsere Arbeiten niederlegen und als arme begnadigte Sünder in sein ewiges Reich der Ruhe und des Friedens eingehen dürfen!“

---

34. Die Meuterei.

Die lang gefürchtete Verschwörung der verbündeten Muhammedaner und Brahmanen in der indischen Armee war im Mai 1857 in Mirat und Delhi ausgebrochen. Nach wenigen Monaten wälzte sich die Fluthwelle des Aufstandes auch dem Süden, der Madras-Präsidentschaft zu. In Kannanur herrschte im August noch Ruhe, aber in Palghat liefen bereits abenteuerliche Gerüchte um; bald hieß es, die Weißen auf den blauen Bergen seien schon alle getödtet, bald: die Entronnenen von andern Stationen flüchten dahin. Eiligst legten die Weiber ihren Schmuck ab und vergruben ihre Habseligkeiten. Man fieng Agenten der Rebellen ab, z. B. einen Muselman mit 1500 Rup. in Gold. Doch konnte Obrien schreiben, sie haben den Buß- und Bettag (20. August) mit herzlichem Dank und heißem Flehen gefeiert. „Die Bösen fliehen, wenn Niemand ihnen nachjagt; unter uns dagegen ist lauter Friede. Was auch kommen mag, wir überwinden weit in Dem, der uns geliebet hat; der Herr ist auch im Sturm. Der gefürchtete Tag, vor dem Alles gezittert hatte (28. August), gieng vorüber; und unser Regiment wird nun abziehen, ohne daß ein anderes an seine

Stelle treten wird. Ich predige frei auf allen Märkten." — Wie froh war man, als endlich die Regenzeit zu Ende war, die Erstürmung von Delhi den Muth der Europäer neu belebte und frische Regimenter von England landeten.

Eines der vielen aufregenden Ereignisse dieser Tage war die Ermordung des greisen Generals Kennett in Cunnur (S. 224), der bei der Einnahme von Sirangapatnam im Jahr 1799 als Fähnrich mitgefochten hatte. Einer seiner muhamedanischen Knechte wollte ihn bestehlen, als der General erwachte und sich zur Wehr setzte; von zwei Stichen getroffen, starb er nach etlichen Tagen, wie er selbst sagte, als einer, der noch in der letzten Stunde vom Herrn angenommen worden sei, und seinem Mörder von Herzen vergeben habe. Br. Mez freute sich, daß seine neunjährige Fürbitte erhört sei. Hebichs Zeugniß war auch nicht ohne Frucht geblieben.

Der gute Brigadier war in Folge der großen Anstrengung der Revolutionsmonate erkrankt und zog sich nach Merkara zurück, wo er unerwartet schnell seinen Leiden erlag (2. Dezember). „Das war ein schöner Mann, wie wir in der Reihe unserer Brigadiere noch keinen hatten!" ruft Hebich ihm mit Wehmuth nach.

Die Furcht vor der Ausbreitung der Rebellion war vorüber; die Madras-Armee hatte sich nicht nur unempfänglich für die Lockungen der nordindischen Sipahis erwiesen, sie leistete nun auch ihrerseits Dienste in Bekämpfung der Empörer. Unter den in den Norden ausgesandten Streitkräften waren zwei Corps, denen Hebichs Seele nachfolgte, ein Jägerregiment, das sein Freund Major C. von Mangalur nach Bengalen führte, und die Bergschotten des 74. H. M., die von Kannanur und den Nilagiris nach Dharwar berufen wurden.

Um Hebich ward es einsam. Seine Bergschotten waren

fort, und „von H. M. 66. kamen nur wenige in die Kapelle". Die Freunde aus den höheren Kreisen eilten in Masse Europa zu; es war, wie wenn ihn plötzlich ein neues Geschlecht umgäbe, das seiner Dienste nicht bedürfe. Einer der Scheidenden, der sich um Indiens Wohlfahrt in hohen Aemtern redlich gemüht hatte, schrieb ihm noch den Schlußeindruck, den die Meuterei auf ihn gemacht hatte: „Die letzten Ereignisse haben mich vollends überzeugt, daß das Evangelium allein diesem Lande wirkliches Heil bringen kann; bleibende Wohlthaten hat Indien nur von der Mission zu erwarten. Der Herr erhalte Sie ihr noch lange!"

35. Letzte Arbeit in Kanara.

Im April 1857 bereiste Hebich alle Gemeinden des Tulu-Landes, da denn die von Udapi ihm am besten gefiel. „Da gibts rechte Leute."*) In anderen waltete zum Theil

*) Damals ereignete sich, was der greise Evangelist Suwartappa, ein bekehrter, 1871 selig entschlafener Brahmane, als die lebendigste Erinnerung von Hebichs Wirken erzählt. „In Udapi habe ich einmal Hebich Kinderlehre halten hören. In derselben wandte er sich an mich mit der Frage: 'Suwartappa, wann brauchen wir die Gnade Gottes?' Ich sagte: 'Allezeit, bis wir sterben.' Als ich merkte, daß die Antwort Hebich nicht zufrieden stellte, versuchte ich eine bessere zu geben und sagte: 'In alle Ewigkeit.' Aber auch diese Antwort genügte nicht; verdutzt schwieg ich. Darauf wandte sich Hebich an meinen Buben (jetzt Lehrer am Predigerseminar): 'Christanudscha, wann brauchen wir die Gnade Gottes?' Dieser antwortete: 'Jetzt'; und diese Antwort war recht. Drei-, viermal wiederholte Hebich: 'Ja, jetzt brauchen wir die Gnade Gottes, jetzt!' Da mußte ich mich dann sehr schämen vor Hebich und allen Anwesenden, ja vor meinem eigenen Sohne, der freilich hernach zu Hause mir gestand, er habe Angst gehabt, da sei ihm diese Antwort

ein weltlicher Geist, in etlichen gährte es durch die Parteisucht einflußreicher Glieder; dennoch war überall unter den Heiden ein Forschungsgeist angeregt, der, wie Hebich hoffte, bei lebendiger Arbeit Austritte zur Folge haben müßte. In Mangalur selbst gelang es ihm, die Schläfrigen gehörig aufzurütteln, so daß er mit 200 Kommunikanten ein fröhliches Abendmahl feiern konnte.

Im Dezember wurde er eingeladen, anstatt des schwererkrankten Präses in Kanara etliche Monate nach Herzenslust zu schalten und zu walten, da die Brüder alle mit vollstem Vertrauen ihm entgegenkommen und seine Anwesenheit absolut nöthig sei durch die lang fortgesetzte Widerspenstigkeit einer ganzen Gemeinde. In Mulki waren zwei Brüder zu Katechisten herangewachsen, die allmählich großen Einfluß durch ihre weitverzweigte Familie auf die übrigen Christen gewannen und ihn im Ganzen nach ihrer Erkenntniß zum Guten verwendeten. Die schweren Sündenfälle einiger Missionare hatten in ihnen ein übermäßiges Gefühl ihrer eigenen Rechtschaffenheit und der Entbehrlichkeit ausländischer Leiter geweckt. Der kränkliche Missionar der Station hatte sie mit unendlicher Langmuth getragen. Endlich waren sie zu offener Widersetzlichkeit fortgeschritten. Sie wurden nun entlassen, fuhren aber mit der dem Tulustamme eigenen Hartnäckigkeit fort, ihr Lehrerrecht zu behaupten. Es erfolgte die Lossagung fast der ganzen Gemeinde vom Missionsverband. Zuletzt wurden die, welche sich zu den Missionaren hielten, sogar excommunicirt.

Hebich erzählt: „Gleich nach meiner Ankunft in Mangalur sandte ich erst meinen Joseph und Sebastian, die

---

in den Sinn gekommen und er habe sie herausgesagt in heller Verlegenheit. Das 'Jetzt brauchen wir die Gnade Gottes' ist mir aber tief eindrücklich geblieben bis in mein Alter."

Getrennten zu gewinnen; nach etlichen Tagen gieng ich selbst nach Mulki und ließ die Christen zusammenkommen, da sie mich denn lange warten ließen. Ich reichte den Getrennten die Hand, den Rädelsführer allein ausgenommen, der sie mir dreimal geben wollte. Sie brachten aber ein solches Heer von Teufeln mit, daß ich des Qualms halber kaum unter ihnen sein konnte. Darauf wollte ich beten. Sie ließen mich beten und blieben ruhig sitzen, während ich kniete. Dann giengs los. Ich sagte ihnen, wie ihr elender Zustand mir zu Herzen gienge, und forderte sie auf, einzeln zu reden. Sie hatten sich aber verbunden, nur zusammen zu reden, daher ich ihnen erklären mußte, sie haben so zu sagen mit dem Teufel einen Bund gemacht, zwei Buben nachzulaufen, nachdem sie ihren Seelsorger verlassen &c. Sieben Stunden währte die Verhandlung, welche doch die Meisten ziemlich erschütterte.

„Es wurde jetzt nach dem abwesenden N. gesandt, der auf drei Tage verreist sein sollte, nun aber sich einfand. Als er hereintrat, schrie ich ihn weinend an: Du verführst alle diese Leute; mußt du denn dem Herrn nicht Rechenschaft dafür geben? und wandte mich an die Versammlung: 'Wer will zur Gemeinde zurückkehren?' — Wir sind schon bei der Gemeinde. — 'Beim Teufel seid Ihr, und wer von Euch in diesem Zustande stirbt, der fährt zur Hölle. Wer will zur Gemeinde Gottes zurückkehren?' Die Meisten sagten nach und nach: Ich, ich! Dann brachten aber die Hauptfeinde ihre Bedenken vor: sie hätten an die Kommittee geschrieben und wollten die Antwort abwarten. Dies drang am Ende durch; keiner trat aus.

„Sie versprachen mir noch eine gemeinsame Antwort; ich sagte aber: Eure Gesammtstimme will ich nicht, sondern nur einzelne Stimmen. Was Euch so verderbt hat, ist gerade

Euer Zusammenhalten. Wer Lust hat, der breche durch und komme; wer zu Jesu kommen will, muß einzeln kommen. Darauf hielten sie wieder Tag und Nacht Berathungen, in denen die Worte fielen: 'Du hast uns verführt!' aber auch andere: 'Die Padres wollen uns nur jetzt fangen.' Es blieb am Ende dabei, sie wollen noch einmal an die Kommittee schreiben, was den Buben drei weitere Monate Frist gibt. Ich habe also nichts erreicht, außer daß ich klar erkannte, wir dürfen sie nicht als Gemeinde, sondern nur Einzelne aufnehmen, also Jeden, der als armer Sünder kommt. Gewiß muß jeder für sich Buße thun, sonst ist dieser Geist nicht zu zerstören." —

Nachdem Hebich das Neujahr 1858 in Kannanur gefeiert hatte, eilte er wieder nach Mangalur, wo ihm die angenehme Aufgabe zu Theil wurde, die gelandeten neuen Missionare 17. Jan. der Gemeinde vorzustellen. „Seine Art, sich in dieser zu bewegen, ist ähnlich der von Harms, sehr ergreifend und hinreißend in einladender Liebe und erschütterndem Ernst." Er genoß dießmal mit dankbarer Freude das Gefühl, seiner ersten Gemeinde durch treue Handreichung über eine trübe Sichtungszeit hinübergeholfen zu haben, bis ihnen neue Seelsorger zugesandt werden konnten. Seine Freude wurde vermehrt durch zwei Tauftage, da er vierzehn Erwachsene in die Gemeinde aufnehmen durfte.

In Mulki, das er nochmals besuchte, fand er die Leute im Innersten beunruhigt und erweicht; etliche entschlossen sich, als Bußesuchende vor der Kirchenthüre zu sitzen, andere folgten ihnen allmählich nach, unter dem Bekenntniß, sie haben in großer Gefahr geschwebt, ja seien dem Sterben nahe gewesen, ein Gefühl, zu dessen Vertiefung ein plötzlicher Todesfall das Seine beitrug. Als sodann Ammann 3. März das ernste Schreiben der Kommittee vorlas, begann

Allen das Herz zu brechen; weinend baten sie ab und wurden mit Absolution wieder in die Gemeinde aufgenommen.

Hebich war dabei nicht mehr zugegen. Doch stattete er im April den Gemeinden Kanara's noch einen letzten Besuch ab, auf dem er sie tüchtig schüttelte. Ihm fehlte noch was bei dieser Gnadenheimsuchung; ihren ganzen verzweifelten Schaden, meint er, sehen die wohlmeinenden Leute noch nicht ein, doch freute er sich, die Ordnung überall hergestellt zu sehen und ein trauliches Verhältniß zwischen Eingebornen und Missionaren vorzufinden.

Auf der Rückfahrt (1. Mai) überfiel ihn ein solcher Sturm, daß die Bootleute in ihn drangen, ihnen Erlaubniß zum Ueberbordwerfen der Reisballen zu geben. Aber er erklärte ihnen, sein Gott, den er beständig anrufe, werde ihnen durchhelfen. Mit Mühe erreichten sie das Vorgebirg Eli, wo sie durchaus nach altem Brauche Kokosnüsse opfern wollten. Er verbot es. Sie heulten und jammerten, fragten auch zuletzt, ob denn sein Gott allein da sei? Kaum hatte er geantwortet: Ja freilich, nur Er ist da; Eure sämmtlichen Götter sind Lüge! als ein gewaltiger Blitz mit schrecklichem Donnerschlag Alle betroffen machte. Die ganze Nacht hindurch schöpften sie nun das Wasser aus, und als er ihnen am Morgen das Evangelium verkündigte, hörten sie ihm mit aller Achtung zu.

---

36. Das letzte Jahr.

So vieles auch der Kanara-Mission wegen unterlassen werden mußte, seine Feste in Payawur (Febr. 1858) und Taliparambu (März) mußten besucht werden: „Dieß ist nun das fünfzehnte Mal, daß wir unter diesem Volke standen,

um die Macht des Fürsten der Finsterniß durch das Wort der Wahrheit zu durchbrechen. Wir haben ihnen um die Wette den Heiland angepriesen; o daß sie zu Ihm kämen, so lange es noch heute heißt." Es war das letztemal.

Seinen jungen Mitarbeiter, J. Strobel, der von diesem Fest eine begeisterte Schilderung gegeben hat (Miss. Mag. 1860. S. 125), sollte Hebich jetzt verlieren, nachdem sich derselbe mit Freuden vom Lebensstrom in Kannanur hatte ergreifen und mitfortreißen lassen. Palghat war endlich zu einer vollen Missionsstation erhoben worden, und Strobel mußte ihre Führung übernehmen. Hebich trat ihm noch seinen Paul ab, wogegen Obrien, sobald die neuen Einrichtungen getroffen wären, nach Kannanur zurückkehren sollte. Am 10. Mai entließ er sie mit herzlichem Gebete. Er schreibt bei dieser Gelegenheit: „Es ist wahr, daß ich in der letzten Zeit, an Kannanur und Mangalur gebunden, Palghat vernachläßigt habe. Je älter ich werde, desto mehr scheine ich mir ein besonders privilegirter Mann. Die verehrte Kommittee gibt mirs zur Rechten und zur Linken, und meine Brüder haben doch auch eine besondere Freude daran, wenn sie mir eins auswischen können; allein beides ist wohl besser als Lob. Der Herr erbarme sich meiner! Meine Palghat-Arbeit ist also vollendet, nachdem doch viel herrlichen Samens gesäet worden ist, der aufgehen und Früchte tragen wird."

Das Ende seines Wirkens in Kannanur nahte jetzt heran. Die Kommittee ermächtigte ihn zu einer großen Rundreise in Indien, auf welcher der nun 56 Jahr alte Missionar nach 24jähriger Arbeit an der Küste sich in neuer Arbeit unter Europäern erholen wollte.

Gerade jetzt aber sandte ihm Gompertz, der Mangalur verlassen sollte, ein Häuflein Soldaten zu, die er um sich gesammelt und beim Abschied ermahnt hatte, was man ihnen

auch einreden möge, doch zu Hebich zu gehen, und sollten sie es blos um seinetwillen thun. An H. schrieb er, so liebe Leute wie diese habe er noch selten getroffen; der Papa werde sich ihrer dach väterlich annehmen? Nun war wenigstens Obrien zur Hand, der sich mit Lust der Arbeit unter den europäischen Soldaten widmete. Aber für die schwarze Gemeinde war noch viel zu sorgen. In Tschowwa wurde noch immer gebaut, unter anderem ein Betsaal, für den höchstens 900 Rup. bewilligt waren, während derselbe 2300 kostete. Und dann wurden die Lebensmittel so theuer, daß einem Vater, wie Hebich war, das Herz brechen mußte, wenn er hörte, wie seine Leute vom altgewohnten Taglohn (9 kr.) leben mußten, während der Reis noch ein Mal so viel kostete als früher. Die Samstage brachte er, wie einst in Tayi, regelmäßig in Tschowwa zu, um die Gemeinde geistlich zu berathen; dabei gieng es aber nie so ausschließlich geistlich zu, daß Hebich nicht auch ein gutes Theil der zeitlichen Sorgen hätte mitzutragen bekommen. Die Kommittee war indeß in Erwägung aller Umstände zu dem Entschluß gekommen, den Prediger-Missionaren alle Geldgeschäfte abzunehmen und Laien als Oekonomieverwalter für Güter und Werkstätten zu bestellen, die darauf hinarbeiten sollten, die Gemeindeglieder möglichst bald zur Selbständigkeit heranzuziehen, während die ordinirten Missionare von aller Sorge fürs zeitliche Durchkommen ihrer Pflegbefohlenen entbunden würden. Die Berathungen auf der Generalkonferenz in Mangalur (Januar 1859) berührten Hebich in eigenthümlicher Weise, sofern er es zu fühlen bekam, daß die Mission in ein neues Stadium eintrete, in welches, so berechtigt und nothwendig es war, seine eigene patriarchalische Thätigkeit kaum mehr passen würde. Mit gemischten Empfindungen begrüßte er daher den Laienbruder, Kaufmann Schlunk, der für Kanna-

nur bestellt war, und legte ihm beweglich ans Herz, mit den bisher etwas verwöhnten Gemeindegliedern barmherzig zu fahren.

Als Hebich im Februar nach Kalikut eilte, um die Erlaubniß des Kollektors zu seinen Festbesuchen auch in dieser unruhigen Zeit einzuholen, erhielt er diese zuerst, aber erfuhr bald, daß der Befehl widerrufen werden müsse. Auf der Rückkehr von Kalikut befiel ihn das Fieber, welches sich bald als Vorbote tieferen Leidens erkennen ließ.

Doch raffte er sich noch zu einigen Dienstleistungen auf, die seine Arbeit in Kannanur abschließen sollten. Am 20. Febr. traute er seinen Bruder Strobel mit der eben gelandeten Braut; dann taufte er noch eine Familie aus dem einst so feindlichen Tscherukunnu. „Besonders aber war der 19. März," schreibt Schlunk, „einer der großen Tage, die Hebich so prächtig zu arrangiren verstand. Die Tschowwa-Kapelle, die ihm so viel Mühe gemacht, sollte eingeweiht werden; von englischen Freunden waren nur zwei gegenwärtig. Hebich las den 118. Psalm und erinnerte an die schwere Zeit vor zwei Jahren, da die Flüchtlinge zuerst hier sich eingefunden, und durch welche Gnadenführung es nun so weit gekommen, daß die Kolonie in schönen gesunden Wohnungen, mit einer stattlichen Kapelle in der Mitte, untergebracht sei; da können sie nun ein stilles und ruhiges Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Aber so weh es ihm thue, müsse er doch auch ihre Sünden und Undankbarkeit rügen, durch die sie Gottes Gerichte schon herausgefordert haben. Er habe an seinen Samstagen doch schon über Manche zu seufzen gehabt; möge Seine Güte sie nun zur Buße leiten, damit die neue Zeit, in die sie jetzt eintreten, sie auch für neue Prüfungen gerüstet finde. Längere Reden folgten, so daß sich die Feier zu einem lieblichen Missionsfest gestaltete."

Die heiße Jahreszeit war nun da; Hebich mußte eilen, um auf den blauen Bergen Erholung zu suchen. Mit fast versagender Stimme verabschiedete er sich von den weinenden Gemeindegliedern, von denen manche ahnten, daß sie ihn nicht mehr sehen würden, während er sie mit dem letzten Händedruck seiner Hoffnung versicherte, der Herr werde sie gewiß noch einmal zusammenführen. Es waren ihrer 243 schwarze Kommunikanten, 40 vom Abendmahl suspendirte Erwachsene und 139 Kinder. Die Gemeinde trat mit seinem Abschied in ein schweres Uebergangsstadium ein, daher nach zwölf Jahren ihre Gesammtzahl sich kaum vermehrt hat (sie betrug am 1. Januar 1871 442 Seelen).

„Am 23. März 1859 trat ich mit meinem l. Joseph die Reise nach den Bergen an, die ich über Kalikut und Malapuram am 1. April erreichte. Vor einem Vierteljahrhundert, am 23. März 1834, hatte ich Basel verlassen, um nach Indien zu gehen. Hallelujah!"

37. Abschied von Indien.

Noch einen Sommer arbeitete Hebich auf den Bergen, wo ihn diesmal ein neues Gottesgeschenk erfreute, indem die lang erharrte Bekehrung von Badagas ihren Anfang genommen hatte. Mit Herzenslust bewegte er sich unter den Neugetauften; doch seine meiste Zeit verwendete er auf die englisch sprechende Bevölkerung. Mörike schreibt einmal: „Morgens geht er aus und sucht Europäer und Mischlinge in ihren Häusern auf, da bringt er wohl vier Stunden in einer Familie zu, in welcher Zeit es oft zu einer Entscheidung kommt. Abends predigt er in der für seinen Gebrauch hauptsächlich erbauten Zionskapelle, am Sonntag auch Morgens, und die Zahl

seiner Zuhörer wird fast täglich größer. Obwohl geschwächt im Leibe, ist er im Geiste so frisch und kräftig als je. Wir freuen uns mit vielen über seinen segensreichen Dienst; der Bischof wie der Kaplan wünschen ihm Gottes Segen."

Der letztere war der alte Freund Lugard, dessen weites Herz Hebich seit zwanzig Jahren kannte. Aus Rücksicht auf ihn setzte er seine Predigten aus, so oft Lugard einen Abendgottesdienst hielt, und gieng selbst ihn zu hören. Was er einem Obersten, der aus dem Feldzug gegen die Rebellen zurückkehrte, 29. Juli 1859, über sein Treiben schreibt, ist fast der einzige Bericht aus dieser Zeit: „Eben fragte ich, wo Sie wohl zu finden wären, und da kommt Ihr Brief aus Dschabalpur. Gepriesen sei der Herr, der Sie in allen Gefahren behütet und jetzt wieder an einen sichern Ort, in gesunde Gegend, und vor Allem unter Kinder Gottes gebracht hat. Wir alle, auch das junge Volk und die Gemeinde, haben viel für Sie gebetet; wüßten sie, daß ich schreibe, sie würden alle auch Grüße aufgeben. Ein Fieber und der Schmerz, von den Heidenfesten abgehalten zu werden, nachdem alles schon im Reinen schien, hatten mich sehr heruntergebracht. Dann hatte ich auch seit Ihrem Abmarsch ungewöhnlich schwere Arbeit unter den Schwarzen in Kannanur und Mangalur, so daß ich alles Reisen unter die Weißen aufstecken mußte. Jetzt hieltens meine Brüder fürs Beste, daß ich hieher gehe. Der l. Joseph reiste mit mir, aber sein Gesundheitszustand nöthigte mich, ihn wieder nach Kannanur zu schicken, wo er nun Gott sei Dank sich besser befindet. Ich predige sechs Mal in der Woche, und vierzehntägig am Donnerstag feiern wir das heilige Abendmahl zu 25 bis 40, alles in der netten Zionskapelle. Einige Seelen scheinen gewonnen, darunter einer Ihrer alten Kameraden G., in dessen Hause ich dies schreibe. — Als ich heraufkam, machten mir Leber und Galle

viel zu schaffen, war oft seekrank, wurde immer dünner; jetzt gehts besser. Doch will ich noch etwa zwei Monate hier bleiben."

Während Hebich so auf den Bergstationen arbeitete, fröhlich über die freiere Stellung, die ihm geworden, stets aber auch noch bemüht, seinen schwarzen Christen ihre Existenz zu erleichtern, wurde der befreundete Arzt täglich zweifelhafter über seine Aussichten auf längere Wirksamkeit im indischen Klima. Im August erklärte er ihm, der Zustand seiner Leber erfordere eine Heimreise, und zwar rathe er ihm, noch vor dem Winter in Europa zu landen, sonst könnte ein Schlag plötzlich seinem Leben ein Ende machen. — So schwer ihm auch die Trennung wurde, entschied er sich doch für augenblickliche Befolgung des Raths. Fast noch am gleichen Tage begann er die Vorbereitungen für die Reise zu treffen. Er schrieb an Müller: „Die Verantwortlichkeit der Station liegt jetzt auf dir; der Herr gebe dir aus Gnaden die nöthigen Kräfte dafür zu seiner Ehre und zu seinem großen Preis!" Der Gemeinde kündigte er an, der Herr Jesus habe für gut befunden, ihn nach Europa zu senden, er hoffe, nur auf kurze Zeit. „Ihr erinnert Euch wohl meiner Arbeit unter Euch, und Ihr Lieben in Tschowwa besonders wißt, wie viel Mühe mir Euer leiblicher Unterhalt verursacht hat; jetzt aber ist meine Gesundheit zusammengebrochen. O sehet zu, daß Ihr dem Herrn lebet und seinen Knechten Freude bereitet. Der Herr wird Euch nie verlassen, hoffet auf Ihn und verlasset Ihn niemals. Seid versichert, ich trage Euch alle auf meinem Herzen. Bedenkt, welch saure Arbeit ihr den Herrn Jesu gekostet habt, werdet also doch sein völliges Eigenthum; hat Er euch ja mit seinem Blut erkauft. Betet für mich. Der Herr segne Euch mit seinen ewigen Segen und setze Euch zum Segen." Ein besonders herzlicher Brief gieng noch an die Katechisten ab.

Den schwarzen Brüdern war die Nachricht ein Donnerschlag; nur schwer konnten sie sich an den Gedanken gewöhnen, hinfort ohne den siegesmuthigen Anführer und väterlich besorgten Tröster den befohlenen Lauf fortzusetzen. Vornehmlich war dies in Kannanur der Fall; aber auf allen Stationen hatte der Einfluß seiner Persönlichkeit sich so ausgebreitet und festgesetzt, daß sein Weggang den Eindruck machte, als sei die gesammte Mission mit ihm des besten Halis verlustig geworden. Selbst viele Heiden vermißten ihn. Mit dem feinen Sinn für alles Ungewöhnliche, Groteske oder Lächerliche, der die Indier auszeichnet, verbindet sich ein scharfes Auge für jede wirkliche Kraft, und der unwillkührliche Drang, einer solchen zu huldigen. So hat sich denn in vielen Herzen Hebichs Bild tief eingegraben; allerhand Anekdoten, auch Mythen woben sich um verschiedene Erlebnisse, und Christen wie Heiden mochten manchmal seinen Reden und Thaten eine Bedeutung beimessen, an die er nicht gedacht hatte. Als im J. 1870 etliche Jungen einen Missionar in Tannur verspotteten, nahm ein greiser Muselman einen derselben am Schopf und schüttelte ihn mit den Worten: „Höre, du wirst krank, wenn du diese Leute verspottest.“ Der Missionar erfuhr bei dieser Gelegenheit, Hebich sei auch einmal hier mißhandelt worden, darauf sei aber ein großer Theil des Orts drei Jahre hinter einander abgebrannt, was man noch heute dem an ihm verübten Muthwillen zuschreibe. — Einmal begab es sich, daß er einen unartigen Katechistenzögling züchtigen wollte. Dieser aber wehrte sich, indem er zwischen den Beinen des Missionars durchzurennen suchte, ungeschreckt durch den Warnruf: Böser Bube, das bringt dir Fluch! Der Junge verließ die Anstalt und kehrte in seine Heimat, Hubli, zurück; Jahre vergiengen, aber im Stillen behielt er den unheimlichen Eindruck, Hebichs Fluch ruhe noch auf ihm. Er

starb plötzlich durch ungeschickte Entladung eines Gewehrs. Konnte Hebich in solcher Weise manchem Halbchristen blos als eine altteftamentliche Heldengestalt oder gar als ein altindischer Rischi, dessen Segen und Fluch gleich unabwendbar treffen, sich ins Herz eindrücken, so trugen die Edleren ein unauslöschliches Bild von seiner glühenden Liebe zum Heiland und zu den Brüdern mit sich herum, wie es in besonderen Weihestunden sich ihnen geoffenbart und mit Flammenschrift eingeprägt hatte.

Nicht minder tief war der Eindruck, den Hebich bei den europäischen Hörern seines Worts zurückließ. Ein indisches Blatt schreibt: „Wir haben unzählige Anekdoten vernommen über das Erstaunen, die Verwirrung und Aufregung, welche seine bolzgeraden Fragen bei Personen hervorriefen, mit denen er das erste Mal zusammentraf; und in wie vielen Fällen haben sich jene Anwandlungen in die aufrichtigste Dankbarkeit und Liebe verwandelt, wenn dieselben Personen sich als seine Schuldner erkannten, welche die ersten Anfänge ihres Glaubenslebens der schonungslosen Freundlichkeit dieses Knechtes Gottes verdanken." Ein älterer Kaplan hat einmal geäußert: „Ich glaube, daß dieser eine Deutsche für das Beste der Briten in Indien mehr gethan hat, als ein Dutzend der Tüchtigsten von uns Kaplanen." Und als die Nachricht von seinem Heimgang Indien erreichte, widmete ihm eine dortige Zeitung einen Nachruf, der schloß: „Wir zweifeln, ob die Neuzeit einen Mann hervorgebracht hat, der ihm in apostolischem Charakter gleich kam."

Sein Gompertz schreibt ihm, 12. Sept.: „Es freut mich sehr für Sie, daß Sie gehen, da Ihnen dies zum Besten ausschlagen wird. Der Herr sei gepriesen, daß Sie so lange erhalten wurden, in diesem finstern Lande zu arbeiten; Er lasse Sie mit frischer Kraft auf den Schauplatz Ihrer Freuden

und Leiden zurückkehren! Ich hoffe, schon auf der Heimreise werden Sie ein rechter Segen werden, hineingeworfen unter Leute aller möglichen „Kasten", wie sie ein Suezdampfer gewöhnlich umschließt. Ich lege einen Wechsel für 30 Rupies bei; das ist leider Alles, was ich jetzt geben kann, aber es ist ja nicht der Betrag der Gabe, sondern das willige Herz, was der Herr lieb hat; und wenn Ers erlaubt, so folgt noch mehr nach. Der Herr segne Sie überschwenglich! dies ist das immerwährende Gebet Ihres ewig dankbaren W. G." — Es war das letzte Schreiben dieses glücklichen Sohnes. Im Jan. 1859 war er mit seinem Regiment im einsamen Harihar eingetroffen, als die Cholera ausbrach. „Eine größere Freude hatte ich noch nie, als heute (18. Jan.) da die arme hinkende Trommlerfrau W. von der Cholera befallen, mit selig strahlendem Gesichte allen Anwesenden ihr Glück verkündigte, daß sie zu Jesu gehen dürfe. Katholiken und Protestanten knieten zusammen, als ich mit ihr betete, und sie ließ sichs nicht nehmen, auch noch mitzuknien. Gestern starben acht vom Regiment, heute mehr! Ich fühle mich aber sehr glücklich und wünsche nur, daß ich es in solchen heißen Tagen Allen zeigen könne, welche Wonne es ist, in Jesu einen gegenwärtigen und lebendigen Gott zu haben." Später trifft seinen Obersten S. ein Schlag. Natürlich wurde Gompertz zuerst gerufen. Der begann: „Nun sehen Sie, wie der Herr Sie demüthigt; Sie waren so ein stattlicher, stolzer Mann und liegen jetzt machtlos da, das ist von Gott." S. antwortete: Ja Gott hat mich geschlagen; schön daß Sie mirs sagen, Sie sind ein Mann, hier haben Sie meine Hand. Und nun war das Eis gebrochen, und der Adjutant durfte seinem Obern nicht blos das Evangelium verkündigen, sondern ihn noch zum vollen Frieden der Versöhnung gelangen sehen, ehe derselbe entschlief (3. Oct.). Rastlos im Dienen und

Wohlthun schonte er die schwache Leibeshülle zu wenig; ein Fieber befiel ihn im Jan. 1860, und schon am 3. Februar schied er von dieser Erde, um daheim zu sein beim Herrn. Kaum ist je ein Lieutenant von Hohen und Geringen so tief betrauert worden wie diese lautere Seele!

Am Morgen des 13. Sept. brach Hebich von den Nilagiris auf und reiste über Bangalur nach Madras, wo er unter alten und neuen Freunden noch eine Woche verweilte, ehe er 28. Sept. den Dampfer bestieg, der ihn nach Suez bringen sollte. Einem Freunde schreibt er: „Eben ist das Schiff eingelaufen, das mich aus diesem Lande fortnehmen soll, in welchem ich so viele liebe Seelen habe. Aber der Herr, der sie durch das Wort der Wahrheit berufen hat, wird sie bewahren zum ewigen Leben. Ich hoffte noch, dein liebes Gesicht sehen zu dürfen; es sollte nicht sein. Herzlichen Dank für die letzte Liebesgabe, die ich wohl brauchen konnte, denn meine schwarzen Kinder sehen noch immer nach mir aus! Und jetzt, mein lieber Mann, laufe nach der Krone des Lebens, welche der Herr Jesus dir umsonst schenkt. Stille nur dein Herz in Ihm und bete auch für mich."

---

38. Der Lebensabend.

Am 28. Oct. 1859 landete Hebich in Marseille „mit ordentlicher Gesundheit, doch immer von Erkältungen bedroht," daher er sich bei der vorgerückten Jahreszeit nicht gleich entschließen konnte, weiter nördlich zu ziehen. Er findet alsbald: „es ist dies wieder eine ganz neue Welt für mich." Er schrieb an seinen ältesten Bruder, seine Rückkehr nach Europa anzukündigen, erfuhr aber nun, daß der schon ein Jahr im Grabe liege, nachdem der zweite (Dez. 1857) ihm im Tode

vorangegangen. Die Mutter war am 9. Jan. 1858 entschlafen, in ihrem 86sten Jahre, nachdem sie noch am Sylvesterabend die Kirche besucht hatte. Er fragte sich, ob er wohl auch bald zu seinen Vätern gesammelt werde. Es waren ihm aber noch acht volle reichgesegnete Arbeitsjahre beschieden, von denen wir nur so viel erzählen wollen, als nöthig ist, um das, wir glauben wahrheitstreue Bild des Indischen Missionars einzurahmen. Seine bis zum Ende gnadenkräftige Thätigkeit lebt ja noch in dem frischen Gedächtniß der meisten Leser dieser Blätter.

Zunächst drang es ihn, den Deutschen in Marseille die Missionssache ans Herz zu legen, daher er ihnen etliche Abende widmete. Dann riefen ihn indische Freunde nach Cannes, wo er bald seine frühere Arbeitsweise aufnahm und allerhand interessante Leute sah, auch den Ritter Bunsen. Nach Nizza in einen weiteren Kreis geladen, bewies er ganz die alte Lebens- und Wirkenslust. Hohe und Geringe labten sich an seinem einfach kräftigen Zeugniß. Nachdem er mit den Deutschen in Lyon Weihnachten gefeiert, traf er 27. Dez. im Basler Missionshaus ein.

In 25 Jahren war da Manches anders geworden. Wenige der alten Freunde waren am Leben. Doch zum Ausruhen und Einleben in die neue Welt nahm er sich kaum Zeit, er machte Besuche von früh bis spät und wurde aufgefordert, erst im Missionshause Vorträge zu halten, bald auch in den Kirchen der Stadt und der Landschaft. Der Zudrang steigerte sich ungeheuer, als die Zeitblätter mit der ungewohnten Erscheinung sich zu beschäftigen anfiengen, und Worte, die er z. B. an Metzgerknechte im Schlachthause richtete, das allgemeine Stadtgespräch wurden. Als er aber am 24. Jan. 1860 in der Leonhards-Kirche die Bußpredigt des Täufers behandelte, entstand ein dumpfes Gebrüll, aus dem

man die Worte verstehen konnte: Abe mit em! Use mit em! ꝛc. Hebich ließ singen und fuhr dann fort: Es ist schon den Bäumen die Axt an die Wurzel gelegt, worauf wieder eine wilde Stimme ertönte und die zunehmende Unruhe ihn veranlaßte, die Bibel zu schließen und kurz zu beten. Es wurde dann viel verhandelt, die Kirche jedoch dem unerschrockenen Zeugen wieder geöffnet, was endlich zu einem Antrag beim Großen Rathe führte, die Regierung möge sorgen, daß die Kanzel nicht ferner mißbraucht werde, wie es in den jüngsten Tagen geschehen. In der Debatte (7. Febr.) wurde geklagt, der Anstand sei verletzt, gar Mancher schwer geärgert worden; auch die Exegese sei nicht in der Ordnung. „Hebich hat auch Indisch lernen müssen, ehe er den Indianern predigte; so lerne er jetzt Deutsch und denke sich in unsere Sitten hinein, ehe er auftritt.“ Dagegen fielen starke Zeugnisse für den Segen, welchen die ungewohnte Predigt wirke, wenn man auch einige äußerliche Eigenheiten und ungeschickte Ausdrücke wegwünschen möchte. Der Bürgermeister hielt es für kein Unglück, wenn einmal Jemand heraustrete aus der conventionellen Predigtweise; wen die alten Sprachformen kalt lassen, der könne von neuen getroffen werden. Mit 44 Stimmen gegen 42 wurde der Antrag abgewiesen. So brachte denn Hebich seine Vorträge vollends ungestört zum Schlusse.

Er war damit ein öffentlicher Name geworden, dem fortan stilles Wirken fast unmöglich war. Von dem großen Haufen verurtheilt und verworfen, von andern als eine Merkwürdigkeit angestaunt, von vielen Jüngern überschätzt, ja fast angebetet, hatte er Mühe, das rechte Maaß zu halten. Ein alter Freund schrieb auf die Kunde von diesen Vorgängen aus Indien: „Die Kommittee sollte dafür sorgen, daß ihm nirgends das Gras unter den Füßen wachse. In

ein paar Wochen kann der liebe Alte seine beste Arbeit an irgend einem Orte ausrichten, dann sollte er weiter ziehen, ehe er den Pfarrern in die Haare geräth. Seine Erweckungsgabe ist eine ungewöhnliche; zu einer fixture aber taugt er nicht, glaube ich, es wäre ihm auch nicht wohl dabei. Die l. Kommittee hat sich sehr treu und tapfer zu ihm gehalten. Es ist eine eigene Sache mit Hebich. Ist eines ganz einfältig im guten Sinne des Worts und ohne kritisches Temperament, so kann man sich des l. Alten, ihn ganz nehmend wie er ist, mit Haut und Haar, herzlich freuen. Ergibt man sich aber dem Kritisiren, so nimmts kein Ende. Denn er ist eine gar zu seltsame Erscheinung und ich kann mir gut vorstellen, daß Manche, sonst tüchtige und gläubige Männer, besonders Leute von feinem Geschmack, eine Art Antipathie gegen ihn fühlen. Nun, der Herr wolle Alles, was Ihm nicht gefällt, abthun oder zudecken und seinen reichen Segen geben zu der hellen Posaune des l. Alten, daß manche Schlafende und Todte aufwachen!"

Er reiste weiter, wohin man ihn verlangte, nach Neuchâtel (März), Bern (April), Zürich (August), Schaffhausen (Sept.) &c. Hören wir einen erfahrenen Seelsorger über Hebich's Wirksamkeit in einer Schweizer Stadt: „H's Redeweise war etwas anders in der Kirche als im Haus. Obwohl auch in jener hie und da Ausdrücke vorkamen, welche die Grenze des auf der Kanzel Erlaubten nahezu überschritten, so hörte ihm doch beinahe Jedermann mit Erbauung zu; im Hause ließ er sich dagegen in seiner Eigenthümlichkeit ungenirter gehen, brauchte gegen männiglich das „Du", nannte Vieles dumm, und in der Katechese schalt er, wenn man ihm nicht gerade mit den Worten antwortete, die er hören wollte. Machtsprüche, die er nicht beweisen kann, kamen auch hie und da vor; ebenso Sprachfehler, schiefe

Ausdrücke, irrige Urtheile. Unangenehm berührte es, wenn er ohne Weiteres die Wissenschaft verwarf. Aber ungeachtet dieser Menschlichkeiten mußte man an seinem ganzen Auftreten den Gottesmann, den Bewährten und in den Wegen Gottes Erfahrenen, einen Helden in Israel, erkennen. Wir fühlten uns innig zu ihm hingezogen; er hat uns das Herz gestohlen. In einer Versammlung fieng er an, den 22. Psalm auszulegen; ich wollte erschrecken, weil ich schon gehört hatte, diese Auslegung sei unerbaulich. Allein wie freudig war ich überrascht, als ich alle Ausstellungen unbegründet fand; er fand ohne weiteres den Messias darin Wort für Wort redend, aber dabei schilderte er die Leiden des Heilandes so tiefergreifend, daß ich durch und durch erbaut war. Seine Hauptkraft liegt in dem reichen Maaß des Geistes mit dem Gnadenbewußtsein und dem unerschütterlichen Ernste, in der eigenthümlichen Gabe der Darstellung des Gerichts über die Sünde und des vollen Reichthums der Gnade. Und diesem Geiste bereitete so tiefen Eindruck die Lauterkeit seines Grundsinnes, die unermüdet aufopfernde, hingebende Liebe, die sich stundenlang mit einzelnen Seelen abmühte, seine große Freundlichkeit und bei aller Derbheit doch unverkennbare Demuth. So wunderte mich, daß seine oft grellen Anglicismen in Sprache und Verhalten nicht mehr Anstoß gaben; die Liebe und Einfalt des Herzens macht eben Vieles gut. Wie freundlich war er nicht! Wie herablassend gegen die Kinder! Er nahm sie auf den Schooß und liebkoste sie, so daß sie, trotz seines Bartes, ihm zugethan wurden. Wenn ihm Jemand Grobheiten machte, wurde er nicht böse, sondern schwieg; hatte er ein zu hartes Wort geredet, so bat er um Verzeihung und machte es wieder gut durch verdoppelte Freundlichkeit. Dabei unterwarf er sich willig unsern Anordnungen, bewies sich gefügig, bescheiden, ehrerbietig. Nie

hörte man ein unehrerbietiges Wort gegen die Diener der Kirche, er empfahl sie angelegentlich und betete herzlich für sie und die Kirche. So nachdrücklich er gegen das blos äußerliche Kirchenthum sprach, ebenso nachdrücklich zeugte er gegen die Secten. Besonders eindringlich mahnte er zum fleißigen Abendmahlsgenuß.

„Soll ich nun auch etwas von den Früchten der Arbeit dieses seltenen Mannes berichten? Der ausgestreute Same muß natürlich erst wurzeln und reifen, und manche Blüthe wird abfallen. Aber von einigen Früchten darf man doch berichten. Die erste ist die, daß vieler Herzen Gedanken offenbar worden sind. 'Die Stadt spaltete sich in zwei Theile.' Apg. 14, 4. Es hat sich gewissermaßen hier Alles neu constituirt. Viele sind feindseliger, viele Gleichgültige günstiger, viele Gläubige neu belebt worden. Hebich hat Leute erreicht, an die wir Geistliche bisher nicht gelangt sind. Bei den Machtsprüchen, die er in die Menge schleuderte, wurden die redlichen Seelen von dem, was darin aus Gott war, angezogen, das Menschliche nahmen sie mit in den Kauf, während die Unredlichen oder noch in Unwissenheit Befangenen sich nur an dem letzteren stießen. Eine zweite Frucht ist, daß der Gottesdienst zahlreicher besucht wird, manche neue Lust am Worte gewonnen, die engeren Vereine neue Mitglieder bekommen, wohl auch neue Gemeinschaften sich gebildet haben. Erst heute habe ich bei einem Krankenbesuch in einer armen Haushaltung erfahren, wie troſtreich diesen Leuten Hebichs Vorträge gewesen sind. Eine angesehene Familie hat seitdem ihren Saal zu den Bibel- und Missionsstunden anerboten. Ein weiterer Segen ist, daß einzelne Separatisten zur Kirche zurückgekehrt sind. Auch sind keine Störungen vorgekommen; die Blätter enthielten sich des

Schimpfens, wenn auch die Stimmung einmal etwas schwierig werden wollte.

„Daß Einzelne ein zu großes Wesen aus Hebich machten, als ob er allein die Seelen auf den rechten Weg leiten könne, daß manche eifrige Anhänger etwas zudringlich gegen die Geistlichen waren und die Vorsichtsmaßregeln als eine Art von Neid betrachteten, das sind Erscheinungen, die bei all' solchen ungewöhnlichen Anlässen hervortreten. Ebenso fanden sich auf der andern Seite christlichgesinnte Männer, die sich mit Hebichs Art nicht befreunden konnten, sondern ihm fremd blieben, weil sie für die Kirche nicht viel Heil davon erwarteten; auch dies wird anderwärts vorgekommen sein. Immerhin hat er überwiegend mehr Segen als Nachtheil gestiftet, so daß wir dem Herrn danken müssen, ihn unter uns gehabt zu haben. Zu einem stationären Prediger wäre Hebich bei uns nicht geeignet; er würde bei seinem unvermittelten Absolutismus vielleicht manches auseinandersprengen in Kirche, Schule und Gemeindewesen, was der Herr noch duldet; aber zum Aufrütteln, zum Grundlegen, zur Predigt vom menschlichen Verderben und von der Gnade, zum Pflanzen der Lust an Gottes Wort, des Verständnisses dafür, vor Allem zur Verherrlichung unseres hochgelobten Herrn und Heilandes, dazu ist er ein auserwähltes Rüstzeug. An uns Geistlichen liegt es nun, auf dem neugelegten Grund weiter zu bauen, und der Herr verhüte, daß nicht durch unsere Trägheit die angefaßten Seelen wieder einschlafen oder in sectirerische Hände gerathen."

Im Oct. 1860 kehrte er endlich in seine Vaterstadt Ulm und in seine Heimat zurück, wo sich der israelitische Spruch von der Geltung des Propheten bei den Landsleuten so ziemlich bewährte, wenn es auch nicht an Ausnahmen fehlte in Städten wie in Dörfern. Die würtembergische Kirchenbehörde

erklärte (Febr. 1861), daß Missionare nicht ermächtigt seien, ordentliche Gottesdienste für die Geistlichen zu versehen, nach Umständen aber können sie zu außerordentlichen auf die Kanzel gelassen werden. Man hielt für möglich, daß Hebich unter Landleuten vortrefflich wirken möge, während die Form oder Formlosigkeit seines Vortrages Gebildeten anstößig werden müsse. Dennoch hielt er auch in Stuttgart 15 Vorträge in einer Kirche, welche mit solcher Aufmerksamkeit gehört wurden, daß die meisten diensttuenden Personen ihre Bezahlung zurückgaben, weil sie an den Vorträgen sich satt gegessen haben. In einem Tagblatt wurde geklagt, daß auch Damen seiner Predigt zufallen; „die junge tanzende Männerwelt sollte ein Veto einlegen.“ Ein Dorfpfarrer aber bekannte: „Was Hebich von Sünde und Gnade predigte, hat mehr gewirkt, als ich in Jahrzehnten auszurichten vermochte.“

Nachdem er den Sommer im Bade Dizenbach sich erholt hatte, reiste er nach Norddeutschland, namentlich um die Seestädte und darunter seine geistliche Heimat, zugleich die Wohnstätte von zwei jüngeren Brüdern, wieder zu sehen. Besonders seine Arbeit in Kiel ließ einen befriedigenden Eindruck in seinem Gemüthe zurück, obwohl ihm seine Predigt unter den Studenten schwerer wurde als in den Hansestädten. Manche äußerten sich sehr dankbar, daß endlich der faule Friede wieder durch eine Weckstimme unterbrochen werde. Vom Wupperthal verlautete: „Im Allgemeinen hat man seine drastische und derbe Weise gern ertragen und vielfach sein Talent bewundert, womit er ohne Ansehen der Person das Eine, was noth ist, mit Liebe und Hingebung anzubringen wußte.“

Einer besonderen Einladung, während der Londoner Ausstellung (Mai 1862) den dortigen Deutschen zu predigen,

konnte er sich nicht entziehen; die Arbeit wurde aber durch mangelhafte Organisation bei den ungeheuren Ortsentfernungen gar zu anstrengend. Wiederholt aber gieng ihm das Herz auf beim Wiedersehen vieler alten Freunde, vornehmlich derer aus Indien. „Es ist," schien ihm, „viel Geistesleben in London, aber auch viel Großthun, Eitelkeit und Sectengeist im Werk des Herrn." Er war froh, sich endlich in die Stille begeben zu können, um im Bade Dizenbach von einer schweren Erkältung zu genesen, die er sich einmal in Exeter-hall zugezogen hatte.

Der ärztliche Berather der Mission, Dr. Z. in W., erklärte ihm nun bestimmt (Sept.), daß von einer Rückkehr nach Indien nicht mehr die Rede sein könne, ein Ausspruch, den sein eigenes Gefühl bestätigte. Wohl zogen an ihm seine Kinder in Kannanur, die schrieben: „Wie wünschten wir, Sie kämen wieder, wo möglich in der alten Kraft! Wenn aber nicht zu vieler Arbeit, doch, daß Sie sich in die Gemeinde tragen ließen, wie jener Knecht des Herrn, und unter uns hineinriefen: Kindlein, liebet euch unter einander! Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern! um dann bei uns zu sterben." Man fühlte in Basel, daß sein Verhältniß zur Kommittee in ein bestimmteres Geleise zu bringen sei, nachdem man ihn nahezu drei Jahre lang nach eigenem Ermessen hatte schalten lassen.*) Es wurde ihm vorgeschlagen, ent-

*) Den Anstoß dazu gab ein charakteristischer Brief aus Mergentheim 18. Juli 1862. „Ich habe mit Gottes Gnade in meiner jetzigen Badezeit aufs Neue die 5 Bücher Mosis gelesen. Nach meiner Bekehrung hatte ich schon über 40 Jahre den lieben Mann Gottes, Jakob, welcher ist Israel! wunderlich beurtheilt in meinem Herzen über seinem Gelübde: 'So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und Brod zu essen geben und Kleider anzuziehen, so soll der Herr mein Gott sein &c.' Und am Ende seiner

weder Agent der Missionsgesellschaft in England zu werden, und daneben in einer größeren Stadt des Inselreichs eine deutsche Gemeinde zu sammeln, oder aber sich pensioniren zu lassen.

Da Hebich sich der Arbeit unter zerstreut wohnenden Deutschen in England wegen des vielen Gehens, das sie erforderte, nicht mehr gewachsen fühlte, erklärte er (2. Okt. 1862), er ziehe die Pensionirung sammt der daraus erwachsenden freieren Stellung vor, und sei für diesen Antrag sehr dankbar; von selbst verstehe sich, daß das Wohlergehen des Missionswerks stets sein Streben und seine Freude sein

---

Wallfahrt gibt er Gott die Ehre, 1 Mos. 48, 15: 'Gott, der mich mein Lebenlang ernähret hat bis auf diesen Tag ꝛc.' Ich sage, ich stockdummer Mensch war schon vor 40 Jahren weit über diese Jakobs-Herzensbewegung hinweg! und jetzt, nachdem Er mich bereits 40 Jahre wunderbarlich ernähret (denn als ich in die Heidenwelt hinauskam, dachte ich, ich werde nichts mehr zu essen kriegen) und aus wie vielen Todesgefahren erlöset hat, jetzt erst, seit ich merke, daß meine Gesundheit wohl nicht mehr für die Heidenwelt hinaus paßt, plage ich mich mit dem Gedanken: Ob der Herr mich auch wohl noch im Alter ernähren könne!? Was wird aus dir werden, wenn du nicht mehr arbeiten kannst? Und muß erst jetzt im Alter meinen Vorwitz erfahren und sagen: ich habe nicht verstanden, was Jakob derzeit sagte. Ah, der Unglaube, der abscheuliche Unglaube ist doch groß in meinem Herzen! Und wie viele andere Dinge sind in meinem Herzen aufgestiegen, als wäre kein Ende zu diesem Leben, irdische Gedanken, Sorge auf Sorge! — So lange ich in Indien war, dachte ich an alle diese Sachen nicht, ja sie kamen mir gar nicht in Sinn, sondern dachte, bald mit Seiner Barmherzigkeit in Seine ewige Ruhe einzugehen! Das ist Samuel Hebich, der stockdumme Mensch! Der Herr erbarme sich über mich armen Sünder und helfe mir aus Gnaden aus, ins Leben, ins ewige Leben um Seines heiligen Namens willen, Amen! — Tragen auch Sie mit mir; das Herz ist warm geworden, so kams heraus! Was nicht drin ist, kommt nicht heraus."

werde. Der innigste Dank für alle während einer langen thatenreichen Missionslaufbahn geleisteten Dienste begleitete den Pensionirungsbeschluß.

Wie sehr er sich auch fernerhin die Missionssache angelegen sein ließ, bethätigte er auf der Stelle. Hatte man früher wohl geklagt, er erzähle zu wenig, so hielt er nun in Bern eine Reihe von anziehenden Missionsstunden. Schon am ersten Abend fiel ein Opfer von 1100 Fr. Und bis zum Ende fuhr er fort, sich als einen der thätigsten Sammler für die Mission zu erweisen.

Dagegen machte er nun auch an mehreren Orten den Eindruck, als habe er sich überlebt, verknöchere sich in seinen Einseitigkeiten in demselben Maaße, als ihm eine schroffere Opposition entgegentrete; er mache plumpere Ausfälle gegen die Kirche und ihre Diener und gebe sich weniger Mühe, Aufregung und Spaltung zu vermeiden. Von Sch. z. B. heißt es März 1863; „Hebich wirkt auch diesmal im Segen: Liebe zum Wort, größerer Ernst im Schaffen der Seligkeit, entschiedeneres Abtreten von der Welt wird eine Frucht seiner Arbeit sein. Die Kirche aber wurde ihm nicht eingeräumt; ein Blatt schmäht ihn und seine Zuhörer auf rohe und bissige Weise. Am Aschermittwoch wurde ein Aufzug von Vermummten vorgestellt, in welchem er selbst täuschend ähnlich voranschritt; Tags darauf warf man die Fenster des Versammlungssaals ein.“ Hebich selbst aber geht nun mehr auf separatistische Gedanken ein, und wünscht, daß man allenthalben „Säle“ baue: „Der Herr gebe uns, die wir Ihn meinen, Gnade, immermehr von dem halbirten Wesen uns zu reinigen und den Fürsten des Lebens frei öffentlich zu verkündigen! Der Mischmasch von Frommen und Welt, das antichristliche Auftreten der Massen und dem gegenüber die außerordentliche Furchtsamkeit der Gläubigen sind auffallende

Zeichen der letzten Zeit, wo alles sich vorbereitet, auch unter dem Schein von Wissenschaften, Frömmigkeiten, und wie die Sachen alle einen guten Namen tragen, zum Abfall von Ihm, der uns mit seinem Blut erkauft hat."

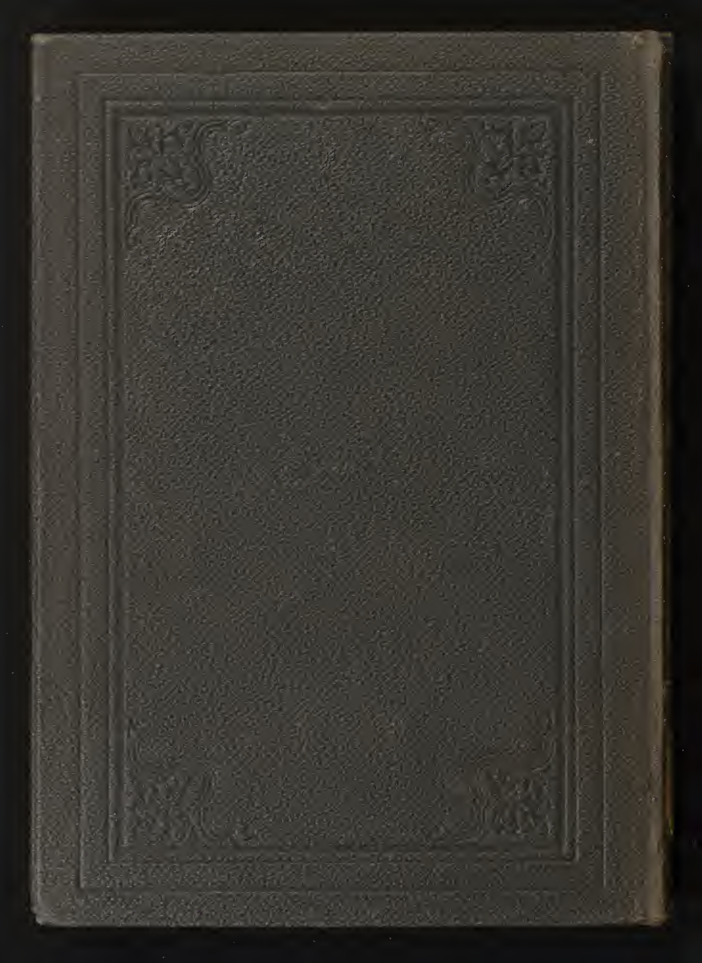
Indessen sehnte er sich auch nach einem „Ruhepünktchen" und fieng an, dasselbe in Stuttgart zu suchen, wo er (Aug. 63—Febr. 64) im Vereinssaal oder sonst predigte und viele Besuche in Seelenangelegenheiten erhielt. Nach einer arbeitsvollen Expedition in die Rheinprovinz suchte er Ruhe im Mergentheimer Bad und in der Schweiz, wo ihn ein Auflauf des Schaffhauser Pöbels (19. Sept.) in Gefahr brachte und lebhaft an die Kampstage indischer Götzenfeste erinnerte.

Gewarnt durch diese Mahnung, entschloß er sich nun zu einem stilleren Leben und siedelte sich (1864) in Stuttgart an, mit dem Versprechen, hinfort „recht zahm" zu sein. Im Gefühl seiner abnehmenden Kraft machte er sein Testament. Da er kein elterliches Erbe angetreten hatte, hielt er fürs Richtige, alles was er besitze, dem Werke des Herrn in der Heidenmission zu überlassen. Für dieses mühte er sich auch bis in seine letzten Tage, um noch eine Stiftung zum Unterhalt von Reisepredigern in den verschiedenen indischen und afrikanischen Sprachgebieten zu Stande zu bringen. Unermüdet aber fuhr er fort, in Sälen und Privathäusern Christum zu verkündigen, und wenn eine schöne Gelegenheit sich darbot, auch wieder die Reisepredigt zu treiben. So trat er Ende 1866 nach einander in 51 badischen Kirchen auf und erweckte an vielen Orten neues Interesse für die Mission auf dem allein richtigen Grunde eines regen Interesses für das Heil der eigenen Seele.

Am 16. April 1868 schrieb er den letzten Brief nach Basel: „Gnade und Friede! Nach inliegender Liste habe ich ießmal wieder die Gnade, Ihnen beifolgend fl. 368 für died

liebwerthe Mission zu senden. Mehr hoffe ich bald selbst zu bringen; es ist alles für die eingebornen Reiseprediger, und vielleicht langt es für einen fünften, am liebsten nach Palghat, wo ich sieben Jahre hart mit meinen Leuten gearbeitet habe und jetzt sich doch Leben zeigt. Der Herr segne und heilige Sein eigen Werk und diese Liebesgaben und nehme Alles in Gnaden an, Amen. Sie sehen, ich habe viel gepredigt, und dem Herrn sei Lob und Dank, es sind auch wieder manche Seelen für Ihn gewonnen worden durch das Wort seiner Gnade. — Mit meiner Gesundheit geht es zum Preise Seiner herrlichen Gnade ziemlich ordentlich, doch fühle ich, daß ich alt werde. Meine Vorträge greifen mich jetzt mehr an als früher. Wenn es dem Herrn gefällt, so gedenke ich 7. Mai nach Karlsruhe abzureisen, um dort meine letzte Arbeit zu thun, und dann am 11. Mai in Basel einzutreffen, um auch, wie früher, daselbst etwa vierzehn Tage mein Wesen zu treiben, — Alles so der Herr will und es Ihnen angenehm ist."

Der Herr wollte anders; am 6. Mai mußte Hebich sich mit Leberschmerzen legen und fühlte bald, daß „seine Sache am Ende sei". Da war er denn voll Danks, daß seine Schmerzen nur das Fleisch treffen, der Geist aber sich seines Heilandes freuen könne, der ihn 66 Jahre langmüthig getragen und 47 Jahre herrlich geführt habe. In den Phantasien der Nacht predigte er noch den Heiden, und dachte bis zum letzten Athemzug viel an sein liebes Indien und Malabar. Am Morgen des Himmelfahrsfestes (21. Mai) entschlief er lächelnd, indem er selbst noch die Augen schloß. Eine ungeheure Menschenmenge folgte 24. Mai seiner Leiche nach Kornthal, wo sie seinem Wunsche gemäß mit einem kurzen Gebet bestattet wurde.



Samuel Hebich.

Ein Beitrag zur Geschichte der indischen Mission.

Von

zwei Mitarbeitern des Verewigten.

Preis fr. 1. 25 cts. = 36 kr.

Basel,

Verlag des Missions-Comptoirs.

1872.